~~Laienpredigten~~
(Sonntag)

Laienpredigten.

Erste Sammlung.

Halle a. d. S. Otto Hendel.

Laienpredigten.

Lose Blätter der Lebensweisheit.

Einer acht't's,
Der andre belacht's –
Was macht's?

Halle a. d. Saale.

Verlag von Otto Hendel.

1884.

Vorwort.

Die vorliegenden Blätter haben nicht daran gedacht, daß aus ihnen ein Buch werden könnte. Kinder des Augenblicks, heute geschrieben, morgen gelesen, übermorgen vergessen, Gedankenspäne froher Mußestunden nach ernster Arbeit, Probirstriche der Feder am Rande der Bogen, die der Beruf zu füllen hat: so sind sie entstanden, und es wäre vielleicht kein Schade für Autor und Publikum gewesen, wenn sie wie dürres Laub vom Winde verweht und in das Nichts verflogen wären. Allein das freundliche Verlangen einiger Leser, welche in handlicher Sammlung zum zweiten Male zu besitzen wünschten, was mit den Zeitungen des Tages zerstreut und vernichtet war, kam der väterlichen Eitelkeit des Verfassers entgegen, der die Papiere, ehe sie vollends vergilbten, in ein sauberes Bändchen schnüren wollte, wie man mit alten Briefschaften und Notizen thut. Jetzt freilich, da das bisher Vereinzelte so dicht bei einander wohnt, erschrickt er selbst ob des seltsamen Durcheinander, das wie Kraut und Rüben gewachsen hier eine Tugend, dort ein Sprichwort, hier eine antike und dort eine moderne Idee als Frucht und Knolle trägt. Fehlt doch nicht einmal, was mancher gern missen würde, Orgelklang und Kuchenduft christlicher Feste, allerdings in einer Zubereitung, daß ängst-

liche Seelen sich die Ohren zuhalten und die Nase rümpfen werden. Ist doch hier das Triviale mit dem Heiligen, das Alltägliche mit dem Ewigen, der Lärm der Kinderstube mit der stillen Einsamkeit des Weisen so unlöslich verschlungen, daß wer an dem einen Gefallen findet, das andere mit in den Kauf nehmen muß. Nur eins ist so bunt und kraus wie der Inhalt dieses Büchleins: das Leben selbst mit seiner Last und Lust, seinem Lachen und Weinen, seinen Tempeln und Spielplätzen. Wer das Leben nimmt, wie es ist, nicht wie die Realisten es in die Suppe brocken, die Idealisten es in Rauch auflösen, der wird den Pulsschlag des wirklichen, warmen Lebens auch an der Hand fühlen, die ihm diese Gabe darbietet ohne andern Anspruch als den, etliche Randglossen zu dem Text der Schicksale und Erfahrungen geliefert zu haben, welchen jeder für sich zu lesen hat, der eine in der Werkstätte, der andere in der Schreibstube, die eine in der Küche, die andere im Salon. Fische jeder nach Herzenslust herum in dem Wässerchen, das hier vor ihm liegt, und was er als Beute davonträgt für ernste und lustige Stunden, das bekomme ihm wohl an Herz und Hirn; wer aber nichts darin zu erhaschen weiß und nur Wasser sieht, dem sei Langeweile und Tadel unverkürzt: wenn das Wasser nur klar und der Trunk nur erfrischend ist.

Inhalt.

1.

Ein neues Jahr.

Der Werth vieler Dinge bemißt sich danach, ob sie jung oder alt sind. Gemüse und Lustspiele, Stickmuster und Weiber müssen jung sein, wenn sie gefallen sollen; Freunde und Weinflaschen gewinnen durch die Zahl ihrer Jahre. Bisweilen vermindert die beschränkte Lebensdauer eines Gegenstandes seinen Werth, den ein hohes Alter wiederum bedeutend vermehrt. Ein Buch von funfzig Jahren wird vom Liebhaber und Buchhändler geringer geschätzt als eines, das soeben die Presse verlassen hat; ist es aber zweihundert Jahre alt, so taxiren beide es beträchtlich höher. Ein Silbergroschen von 1869 hat heute weder eine reale noch numismatische Geltung, aber anno 1986 werden die Sammler darauf fahnden.

Welch ein wunderliches Ding ist die Zeit, welche, je nachdem sie Jugend oder Alter verleiht, die Menschen und die Gegenstände anziehend und abstoßend macht! Und noch wunderbarer ist das, daß sie selbst niemals altert und sich niemals verjüngt, sondern unverändert immer dieselbe bleibt, morgen verschlingt, was sie heute geboren hat, nach tausend Jahren dieselbe Straße in eben dem-

selben Schritte wandert wie vor tausend Jahren. Denn die Zeit kennt weder Tag noch Stunde, weder Monate noch Jahre, sie hat keinen Kalender und keine Uhr. Bewußtlos ist sie und völlig gleichgiltig gegen alles, was unter ihrer Herrschaft geschieht. Wir Menschen sind es, die sie eintheilen und bezeichnen, sie heute eine Göttin und morgen ein Ungeheuer nennen, jetzt die Sekunden zählen und jetzt über Jahrtausende hinfliegen. Wir ordnen unser ganzes Leben nach der Zeit, nach Tagen und Nächten, Sommern und Wintern, Quartalen und Semestern. Kein Abschnitt aber greift so tief in unsere öffentlichen, bürgerlichen und privaten Verhältnisse ein wie der Abschnitt eines Jahres.

Ein neues Jahr thut seine Pforten vor uns auf und ladet uns zum Eintritt ein. Wer vermöchte diese Schwelle zu überschreiten ohne einen dankbaren Aufblick zu dem, der uns eine neue Frist unseres Lebens schenkt? Ein neues Arbeitsfeld ist uns angewiesen, auf dem ein jeder seine Kräfte entfalten soll, der eine im Handwerk, der andere in Handelsgeschäften, der dritte im Dienste des Staates oder der Gemeinde, wieder ein anderer in Künsten oder Wissenschaften. Eine neue Gelegenheit ist uns gegeben, an den großen und bleibenden Zielen der Menschheit mitzuarbeiten, sei es durch Rath oder That, sei es in kleineren Kreisen oder in unmittelbarer Theilnahme an der Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten. Eine neue Aussicht ist uns eröffnet auf Aussaat und Ernte, Anstrengungen und Erfolge. Eine neue Gemeinschaft ist uns gewährt mit Vater und Mutter, Weib und Kind, Freunden und Gesinnungsgenossen, und wir werden Veranlassung genug haben zu geben und zu empfangen, was

der Mensch dem Menschen in Theilnahme und Hingebung, Freundschaft und Mitleiden zu leisten vermag. An uns ist es, diese neue Frist so zu benutzen, daß wir beim Ablauf derselben nicht mit Reue und Sühne, sondern mit Befriedigung und Genugthuung rückwärts blicken dürfen.

Aber wir möchten gern wissen, wie die Ereignisse des zukünftigen Jahres sich im Einzelnen gestalten werden, ob wir Freude oder Schmerz, Gewinn oder Verlust, Zusammenbleiben oder Trennung zu erwarten haben. Von vornherein ist anzunehmen, daß im Allgemeinen das neue Jahr sich nicht wesentlich von seinen Vorgängern unterscheiden werde. Auch im neuen Jahre werden Geburt und Tod, Lust und Leid das alte Wechselspiel fortsetzen. Auch im neuen Jahre werden wir mit mancherlei Sorgen zu kämpfen und die bekannten drei Fragen zu beantworten haben: was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? Auch im neuen Jahre wird die Erziehung unsrer Kinder eine Quelle von Täuschung und Verdruß verschiedener Art sein. Auch im neuen Jahre werden Krankheit und Schrecken, Noth und Jammer den Zugang zu unseren Häusern finden, werden verschlungene Hände sich lösen und wird der Tod seine reiche Ernte unter den Lebendigen jedes Alters und jedes Standes halten.

Thöricht wäre derjenige, der von dem neuen Jahre die Erfüllung aller Wünsche hoffte, welche die verflossenen ihm versagt haben, und sich zu der Einbildung verstiege, nun müsse sich alles, alles wenden, jeder Kampf in Frieden, jede Armuth in Reichthum, jede Wüste in ein Paradies verwandelt werden. Aber muthlos und stumpf wäre andrerseits derjenige zu nennen, der die Hoffnungen,

welche der Anbruch eines neuen Jahres unwillkürlich in uns allen wachruft, mit der trostlosen Resignation erstickte: es bleibt ja doch alles beim Alten. Wenn alle so dächten, so gäbe es keine Entwickelung, keinen Fortschritt der edelsten und höchsten Bestrebungen, welche allen Menschen gemeinsam sein sollen. Zwar ein einzelnes Jahr ist nur eine kurze Spanne Zeit, und die Förderung, die es der Gesittung, der Religiosität, der politischen Mündigkeit eines Volkes bringen kann, im besten Falle eine verhältnismäßig geringe. Allein je schneller das eine Jahr vergeht, desto schneller ist das andere da und im Umsehen ist aus zehn einzelnen Jahren ein ganzes Jahrzehnt geworden. Was aber ein Jahrzehnt für die Schicksale einer großen in der Umbildung ihrer Kräfte und Zustände begriffenen Nation bedeutet, das zeigt die Geschichte unseres Vaterlandes in der jüngsten Vergangenheit. Ein Jahr lang träumen und unthätig zuschauen, ein Jahr lang unnütz die Kräfte an unfruchtbare Parteikämpfe vergeuden heißt die Wohlfahrt des Volkes um viele Jahre zurückbringen. Gott segne das neue Jahr, das seine Güte uns bescheert, und gebe einem jeden, was er billiger Weise erwarten darf, den Glücklichen Bestand, den Traurigen Trost, den Einsamen Gemeinschaft, den Schuldigen Vergebung, den Mächtigen Weisheit, den Schwachen Stärke, unseren Familien Eintracht und Liebe, unsrer Kirche Geist und Weitherzigkeit, unserm Vaterlande Frieden draußen und drinnen!

2.

Die Poesie des Winters.

Bratwürste soll man nicht im Hundestall suchen. Besingt doch den Frühling, der mit seinen Nachtigallen und Knospen selber ein Gedicht ist, feiert den Sommer in seiner glühenden Pracht, bauet dem Herbste seine fruchtbeladenen Altäre, aber den Winter, den blüthenleeren, farbenlosen, grämlichen, kalten überlaßt der Prosa des warmen Ofens und der gebratenen Gans!

Begleite mich auf einem Spaziergange an einem frischen, hellen Wintermorgen! Wie klar ist die Luft, wie rein der Horizont, stundenweit sieht das Auge ins Land hinein. Zu deinen Füßen welke Grasbüschel, über und über mit Reif bedeckt, Kunstwerke, wie keines Künstlers Hand sie schafft. Vor dir der Wald, ein Feengarten, jeder Zweig schimmernd wie Demantstein, jedes Reislein funkelnd wie Krystall, an schwanken Spitzen tausend Eistropfen, tausend Sonnenbilder. Spiegelglatt dehnt sich die Fläche des Baches, flink die eisernen Sohlen an die Füße, und dahin gleiten wir vogelschnell, mit Windeseile, wetteifernd, jagend, einander erhaschend. Fröhlich rinnt das Blut durch die Adern, die Augen leuchten, es röthen sich die Wangen. Dem Ufer entlangt schleicht der Jäger dem Wilde nach, fernhin trifft das Blei die ersehnte Beute.

Aber die Sonne verschwindet, grau und grauer wird der Himmel, zierlich tanzen die ersten Flocken herunter,

immer dichter wird ihr Reigen, wie das wirbelt und stöbert, wie das fällt und stürzt, weiß ist schon der Weg und unsere Fußtapfen scheuen sich, den zarten Flaum zu zerstören, aber immer neue Massen schüttet der Himmel aus, jeder Linie der Flur, jeder Form des Bodens schmiegt sich der sanfte Teppich an, stiebend fliegt das lockere Anhängsel vom Haupt und den geschüttelten Kleidern.

Der erste Schnee: — welch eine Lust für die hinter Fensterscheiben lauernde, auf lärmenden Schulwegen sich tummelnde Kinderwelt! So froh begrüßen nicht die Mädchen die ersten Veilchen, die schüchtern aus dem Märzgrase gucken, wie die Knaben an trüben Novembertagen den ersten Schnee. Schon ballt er sich, schon fliegen die ersten heimtückischen Geschosse an den Köpfen der Gespielen vorbei, vom Boden herunter poltert der bestäubte Schlitten und keuchend ziehen große Brüder ihre kleinen, wohl vermummten Schwestern auf dem noch nicht geglätteten Fahrdamm. Holt euch keine nassen Füße! warnt die Mutter, aber bis an die Knöchel stampfen die Buben im Schnee, auf das Dach fliegt der kräftig geschleuderte Ball, auf den breit hingehaltenen Rücken klatscht die Lawine, grinsend steht im Hofe der ungeheure, dumme Schneemann.

Schuhe und Strümpfe sind durchnäßt, klamm die Hände; genug des Spieles, hinein in das Haus. Giebt es auf Gottes Erdboden etwas behaglicheres, als ein durchwärmtes, erleuchtetes Wohnzimmer zur Winterszeit? Welch ein Fortschritt vom offenen, qualmenden Herdfeuer bis zur unsichtbaren Luftheizung; welch ein weiter Weg von der Kienfackel bis zur elektrischen Flamme! Aber ob Torf oder Steinkohlen, Grund- oder Füllöfen, ob Solaröl, Petroleum oder Gas, — laß es draußen stürmen und

schneien, wir sind geborgen, — hörst du, wie der Theekessel summt, wie in der Röhre der bratende Apfel zischt? Hast du nie auf einer Ofenbank gelegen und die Märchengestalten deines Volkes um dich versammelt? hast du nie vor dem Kaminfeuer gesessen und gedankenvoll gedankenlos hineingeschaut in die flackernde Gluth, deren zitternde Schatten an der Wand, auf dem Fußboden sich malten? Unglücklicher, hättest du es nie gethan, so hättest du ein Stück Poesie deines Lebens entbehrt, für das keine Nachenfahrt auf dem Königssee, kein Abstieg über eisblaue Alpengletscher dich entschädigt.

Was der Sommer zerstreut, das sammelt der Winter und das Familienleben rückt näher zusammen, die langen Abende zu vertreiben. Spiel und Plauderei, Lektüre und Musik gedeihen nirgends besser, als bei Ofenwärme und Lampenlicht. Und um das Einerlei der Alltäglichkeit zu unterbrechen, lockt uns Konzert und Theater, Geselligkeit und Vereinsleben. Willst du tanzen? einen Vortrag hören? ein politisches Gespräch führen? einen Whist spielen? Alles ist da, in großen und kleinen Städten, in Stadt und Dorf. O Winterszeit, du Füllhorn der Unterhaltung, du unerschöpflicher Born des Scherzes, du Triumphzug der Toiletten, du verschwiegener Zeuge des ersten Händedruckes der jungen Liebe, du Schatzkammer der edelsten Genüsse des Gaumens und des Geistes!

Aber auch du Zeit der Krankheit und der Armuth, des Frostes und Hungers in den Hütten der Elenden! Während die einen an vollbesetzter Tafel schwelgen, irren die anderen auf öder Landstraße in Nacht und Graus, blasse Kinder sammeln Bettelbrot an den Thüren der Reichen. Das ist die rechte Zeit, Thränen zu trocknen,

Seufzer zu stillen, Volksküchen zu öffnen, vergessene Kleider zu verschenken. Je kälter die Luft, desto wärmer die Herzen; je ärmer der Acker, desto reicher die Gaben der Liebe.

Noch kürzer werden die Tage, noch trüber der Himmel. Aber in die Finsternis scheint ein großes Licht: die Adventsglocken läuten, die Christenheit rüstet sich auf ihr Wunderfest. Die Puppen in den Schaufenstern, die in den Läden kunstreich aufgebauten Waaren, die Stickereien in den Händen fleißiger Frauen, die heimlichen Ausgänge der Eltern, die schlecht versteckten Ueberraschungen der Kinder, — was sind sie anders als Sinnbilder des göttlichen Erbarmens, das den Jammer der Erde besänftigt und heilt? Wißt ihr es noch, wie euch das kleine Herz schlug in süßer Erwartung, wie euch im Traum das herrliche Kind erschien, wie die Thür des Festgemaches sich aufthat und ihr hineinstürmtet, halb geblendet, halb berauscht von Glanz und Entzücken? Ihr grünen Tannenzweige, euch sieht der Greis noch nicken und winken von der Jugendzeit her und um den sterbenden Mund zuckt noch das Lächeln des längst verklungenen Weihnachtsabends.

Abschied nimmt das Jahr und um den Familientisch geschaart sitzen Eltern, Kinder und Freunde. Die Becher klingen, es tönen die Lieder, aber durch die fröhlichen Gestalten huscht der Ernst der rastlosen, unaufhaltsamen Zeit. Der Morgen des neuen Jahres bricht an, mit neuen Gelübden und Hoffnungen begrüßen ihn die Menschen, um sie unter dem Druck neuer Sorgen bald zu vergessen. In der Januarsonne zwischen Doppelfenstern blühen Hyacinthen und Crocus auf: sie welken bald wie die Wunderkinder.

Aber draußen vollzieht sich ein gewaltiges, trostreiches Gesetz: der Schnee zerschmilzt, das Eis zerrinnt, in den Zweigen der Bäume schwillt der neue Saft; nicht lange mehr und in Frühlingsherrlichkeit gekleidet ruft die Erde ihre Kinder zu neuer Arbeit, zu neuem Genuß, die Poesie des Winters ist vergangen, Nachtigallen singen dem Lenz sein Wiegenlied.

3.

Unsere häusliche Umgebung.

Für junge Eheleute giebt es nächst dem Glück, sich selbst zu besitzen, keine größere Freude, als diejenige, ihr neues Heim wohnlich und behaglich herzurichten. Was vermögende Eltern beschafft, gute Freunde gespendet haben, das wird zu einem gefälligen Ganzen geordnet und bis in die kleinsten Einzelnheiten zweckmäßig und anmuthig gestellt und gelegt, ausgebreitet und aufgehängt. Welch eine Genugthuung für die angehende Hausfrau, wenn sie den Gatten in Stube und Kammer, Küche und Keller umherführen und sich an seiner Freude und Ueberraschung angesichts des reichen und zierlichen Hausrathes weiden darf! Alles ist sauber, alles in Form und Farbe harmonisch, alles vom Reize der Neuheit umgeben.

Freilich, wenn ein erfahrener Onkel oder dergleichen Tante das junge Paar auf seiner Wanderung durch das Zauberland neuer Möbel und Teppiche ungesehen begleitete, so würde ihnen vermuthlich die Melodie durch den Kopf summen: Ach, wenn es doch immer so bliebe hier unter dem wechselnden Mond! Denn nichts in der Welt verändert so schnell sein Aussehen und seinen Charakter, wie eine „neue Wirthschaft." Laßt nur wenige Jahre ins Land gehen ohne Brandschaden, Ueberschwemmung und Kriegsnoth, und von dem Glanz ist nur der Schatten, von dem Ganzen sind nur die Theile geblieben. Ein

wenig beschädigt die Schränke, ein bischen zerstoßen die Stühle, hie und da fadenscheinig geworden die einst tadellose Wäsche, an allen Wänden und Geräthen die Spuren kleiner, neugieriger, im Zerstören emsiger Hände.

Sollte es nach unserem Wunsche anders sein? Sollte kein pausbäckiger Junge auf dem Sopha herumklettern, kein niedliches Mädchen seiner Puppe die Geheimnisse des Pianino enthüllen? Unsere Kinder, auch die mit naseweisen Fingern und unzeitigen gymnastischen Uebungen, sind denn doch ein werthvollerer Schmuck unsrer Wohnräume, als Mahagoni und Nußbaum, Marmor und Gold. Oder wollen wir gar in die grauenvolle Einöde der „guten Stube" lächerlichen Angedenkens zurückfliehen, wo gräuliche Kattunpaletots die Plüschbezüge der Sophata verhüllen, während in theuern Hölzern der Wurm sein still gefräßiges Werk vollbringt?

Hat eine eben eingerichtete Wohnung den Reiz der Unentweihtheit und fleckenlosen Sauberkeit, so gewinnt eine längere Zeit benutzte unter verständigen Augen und aufmerksamen Händen täglich mehr den Vorzug einer gewohnten und lieb gewordenen Umgebung. Wir hängen nicht bloß an dem Lande, dessen Sprache wir reden, nicht bloß an der Stadt, in welcher wir unsere Kindheit verlebt haben, sondern auch an dem Hause, in dem wir geboren sind. Ja mehr als das, unsere Erinnerung haftet fest und unlösbar an den Tischen und Schränken, den Bildern und Geräthen, welche die täglichen Umgebungen unserer ersten Lebensjahre gebildet haben. Zeichnen, malen könnten wir sie, so deutlich stehen sie vor uns, beschreiben möchten wir sie dem Fremden, den sie nicht interessiren, weil sein Gedächtnis ihn zu anderen, ihm ebenso theuern

Gestalten führt. Wir frugen als Kinder nichts danach, ob die Möbel modern oder altmodisch, elegant oder einfach, kostbar oder gering waren, — genug, es waren unsere „Sachen", unsere Stuben, unsere Säle, unsere Treppen, und wie der Herrgott, als er sein Schöpfungswerk vollendet hatte und sich in Feld und Wald ein wenig umsah, alles „sehr gut" fand, so erschien auch uns im väterlichen Hause alles gut, erwünscht, bequem. Wurde dann einmal durch bauliche Veränderungen oder nothwendige Reparaturen ein Wechsel nothwendig, so wurde auch dieser mit seinen improvisirten Schlafräumen und umgehängten Bildern als häusliches Ereignis ersten Ranges willkommen geheißen. Wie kommt es denn, daß uns der Anblick eines alten Bücherschrankes, eines Küchengeräthes aus dem Haushalt unserer Eltern die Thränen in die Augen treibt? Das ist kein Holz wie anderes Holz und kein Metall wie anderes Metall, sondern das ist ein Stück unserer Jugend und unseres Lebens.

Nicht genug kann man sich deshalb über solche verwundern, die den Nachlaß des Vaterhauses ohne weiteres unter den Hammer des Auktionators bringen, unbekümmert, in welche Hände die Dinge gerathen, mit deren Form und Wesen sich ihre ernstesten Erinnerungen verknüpfen — sollten. Nicht minder seltsam erscheint der hie und da sich einbürgernde Gebrauch, Zimmereinrichtungen, die einige Jahre gedient haben, gegen nagelneue, streng moderne umzutauschen. Leichtlebiges Geschlecht, das sich ohne Schmerz von den stummen Gestalten trennt, die Jahre lang Zeugen seiner Freuden und seiner Schmerzen gewesen sind, und es gleichgiltig mit ansieht, wenn fremde Hände verändern und zerstören, was ihm heilig sein sollte, weil

es ihm ein hohes und unschätzbares Gut gewährt hat, das Glück häuslichen Behagens! Viele Klagen über getrübten Familienfrieden, gestörte Ehen, pietätlose Kinder würden verstummen, wenn wir alle recht verständen und uns befleißigten, uns eine der sichersten Grundlagen täglichen Wohlbefindens und dauernder Anhänglichkeit an Vater, Mutter, Geschwister und Heimath zu verschaffen und zu erhalten, — eine unseren Verhältnissen angemessene, freundliche, anheimelnde häusliche Umgebung.

4.

Die Ehe ein Kunstwerk.

Nichts scheint auf den ersten Blick so weit von einander verschieden zu sein wie die Kunst vom gemeinen Leben. Denn während jene im Reiche der Freiheit sich ungebunden ausdehnt, ist dieses durch tausend Schranken eingeengt; während jene eine Welt der Schönheit um sich her erschafft, sieht sich dieses auf Schritt und Tritt von unansehnlichen und häßlichen Gestalten umgeben; während jene im Himmel zu Hause ist, kann dieses sich auf keine Weise von der Noth der Erde lösen. Der Dichter hat diesen Unterschied kurz und treffend mit den Worten bezeichnet: ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. Trotzdem sind beide einander nicht feindlich gesinnt, sondern wie einerseits das tägliche Leben, wenn es nicht in Rohheit verkommen soll, den Schmuck der Kunst auf Märkten und Gassen, in Häusern und Geräthen fordert, so muß andererseits die Kunst, die an Inhalt und Form nicht verarmen will, sich zur Beobachtung und Aneignung der profanen Wirklichkeit herablassen.

Auch die Ehe, die unter allen Beziehungen des menschlichen Lebens eine der realsten ist, entbehrt eines künstlerischen Ideales nicht, ja man kann sie selbst füglich einem Kunstwerke vergleichen.

Wenn man den Künstler früge, woher ihm der Gedanke seines Werkes zuerst gekommen sei, so würde er

vermuthlich in einige Verlegenheit gerathen. Ist er ein Künstler von Gottes Gnaden, so wird er sich wohl hüten zu sagen: ich sah ein anderes Kunstwerk und nahm mir vor, das meinige demselben nachzubilden, oder: dieser Fürst oder jener Mäcen hat mir den Auftrag dazu ertheilt, oder endlich: auf Grund irgend einer vernünftigen Ueberlegung habe ich mich an die Arbeit gemacht. Sondern nach einigem Besinnen wird er sprechen: kaum weiß ich selbst, wie der Gedanke in meinen Geist gekommen ist, ein Gott muß mir ihn eingegeben haben, frisch und ursprünglich fand ich ihn in meiner Seele vor und es trieb mich, ich weiß nicht wie, ihn auszuführen. Und wer zwei Verlobte fragt, was sie bestimmt habe, einander Herz und Hand zum Bunde für das Leben zu reichen, der darf einer ähnlichen Antwort gewärtig sein. Nicht der Wille der Eltern hat sie verbunden, nicht fremder Zwang sie an einander gekettet, nicht kalte Berechnung sie zusammengeführt, sondern Gottes Stimme, die sie im Innern ihres Herzens zu vernehmen glaubten, hat ihren Sinn gelenkt und ihre Schritte geleitet. Wer will den Augenblick bestimmen, in welchem der Himmelsfunke in seine Brust fiel, der alsbald zur heiligen Liebesflamme emporloderte? Wer will sich Rechenschaft geben von dem Entstehen, der Aufeinanderfolge und dem unwiderstehlichen Anwachsen der Empfindungen, die in dem feierlichen Gelübde am Traualtar ihren würdigen Ausdruck finden? Eine Ehe, die auf Grund äußerlicher, unwillkommener Einwirkungen zu Stande käme, wäre ebenso werthlos wie ein sogenanntes Kunstwerk, welches auf Geheiß eines Fremden mit Widerstreben unternommen würde. Eine Ehe, deren Preis lockendes Metall wäre, verdiente kein besseres Urtheil als

ein um schnöden klingenden Lohn angefertigtes Kunstwerk. Das gerade giebt den jungen Gatten den Muth des Entschlusses und die Beharrlichkeit der Ausführung, daß der Drang des Herzens sie nöthigt, das uralte Weihewort auch an sich zu erproben: was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Woher sollte der Mann die Kühnheit nehmen, ein fremdes Weib zur Ehe zu begehren, sie aus den Armen von Vater und Mutter, aus der Gewohnheit ihrer Umgebungen, aus der Harmlosigkeit der Jugend herauszurufen, wenn ihm nicht sein Gemüth sagte: deine Liebe giebt dir ein Recht, so große Opfer zu verlangen? Woher sollte eine Jungfrau die Selbstüberwindung schöpfen, Heimath und Vaterhaus zu verlassen, neue und unbekannte Pflichten auf sich zu nehmen, wenn nicht die göttliche Bestimmung ihres Berufes sie Scheu und Schüchternheit überwinden ließe?

Nun aber wäre es ein bedenklicher Irrthum, zu glauben, daß mit dem bloßen Entschluß, die Ehe einzugehen, und den damit zusammenhängenden Schritten das Beste und Wichtigste bereits gethan sei. Ein Künstler, der den Entwurf zu einem Bauwerke oder Gemälde fertig im Kopfe hat und die Materialien zur Ausführung herbeischafft, hat damit noch wenig genug gethan. Nun beginnt erst eine ganze Reihe von Arbeiten, großen und kleinen, bedeutenden und nebensächlichen, Berechnungen, Messungen, Skizzen, Darstellungen, Gruppirungen. Diese Arbeiten, weit entfernt, alle auf der Höhe des Ideals zu stehen, bewegen sich vielmehr großentheils in den Niederungen technischer Fertigkeiten, mechanischer Handgriffe, handwerksmäßiger Ueberlieferungen. Wollte der Künstler sich darauf beschränken, immer nur hochfliegende Pläne im Kopfe

zu erhaschen oder flüchtig auf das Papier hinzuwerfen, ohne jemals einen seiner Vorwürfe zu verwirklichen, so würde man mit Recht an seiner Künstlerschaft irre werden. Nicht anders ergeht es einem in die Ehe tretenden jungen Paare. Die Aufgaben, die seiner warten, sind durchaus nicht alle erwünschte und leicht zu erfüllende, sondern sie fordern der Mehrzahl nach einen festen Willen, einen starken Arm, ein sicheres Auge, eine unermüdliche Ausdauer. Da soll der Gatte seinen Berufsgeschäften obliegen, seinen Handel treiben, sein Amt verwalten, durch den Ertrag seiner Arbeit den nothwendigen Lebensunterhalt herbeischaffen, die Ehre des Hauses nach außen vertreten, den Frieden desselben im Innern überwachen. Da soll die Gattin der Wirthschaft vorstehen, das Hauswesen leiten, das Gesinde beaufsichtigen, alles in Zucht und Ordnung halten, das Erworbene sparsam verwenden und weislich vermehren. Werden diese Bemühungen vernachlässigt, diese Pflichten verabsäumt, so geräth das Haus in Verwirrung, der werthvolle Hausrath zerfällt in chaotische Trümmer. Ohne kleine Verdrießlichkeiten, vorübergehende Trübungen der frohen Laune geht es hierbei so wenig ab wie bei der fleißigen Künstlerarbeit mit Pinsel, Meißel und Winkelmaß. Ein Künstler, der sich dieser in das Kleine gehenden, von Oel und Staub und Mörtel umgebenen Arbeit schämte, verdiente diesen Ehrennamen so wenig, wie ihren Ehrentitel eine Hausfrau, die sich zu vornehm dünkte, in Küche und Keller mit Hand an die oft kleinlichen, oft nicht sauberen Besorgungen zu legen.

Die sicherste Gewähr des Gelingens einer künstlerischen Leistung liegt in dem Gleichmaß der Kräfte. Die Strenge mit der Milde, die Erhabenheit mit der Lieblichkeit, die

Naturtreue mit dem Ideal so zu vereinigen, daß das Werk dem Auge gefällt, den Geschmack befriedigt und die Vorstellung der Vollendung erweckt: das ist das Bestreben des Künstlers. Nicht aber duldet er falsche Verhältnisse, unschöne Linien, unvermittelte Uebergänge, schreiende Gegensätze. Eine Kraft darf sich nicht auf Kosten der andern breit machen, eine Gestalt nicht die andere unbefugt in den Hintergrund drängen. Beruht nicht auch das Glück der Ehe auf einem solchen Gleichmaß der Kräfte, nur mit dem Unterschiede, daß diese hier sittlich zu verstehen sind? Mann und Weib müssen vor allen Dingen in einer richtigen moralischen Proportion zu einander stehen; weder darf der Mann den Willen der Frau zu einem wesenlosen Nichts herabdrücken, noch darf diese an Charakter den Mann überragen. Die Lasten des gemeinsamen Lebens müssen so vertheilt sein, daß jeder das Theil zu tragen hat, dem seine Kräfte gewachsen sind, und doch zugleich der eine die Last des andern mitträgt. Willkür und Eigensinn dürfen nicht als Mißtöne in die Harmonie der gemeinsamen Weltanschauung hineinklingen. Der eine muß den andern in seiner Sphäre gewähren lassen, ohne ihn durch vorschnellen Tadel zu kränken oder durch Gleichgiltigkeit zu verletzen. Strenge in den Grundsätzen verträgt sich sehr wohl mit Milde in ihrer Durchführung. Ein Mann, der am Kochherde besser Bescheid weiß als seine Frau, und eine Frau, die sich für Politik und Literatur mehr interessirt als ihr Mann, hätten besser gethan, sich nicht in das Joch der Ehe zusammenschmieden zu lassen. Jeder von beiden muß da zu finden sein, wohin er gehört: der Mann an der Spitze, die Frau an seiner Seite, nicht der Mann zu den Füßen der herrsch-

süchtigen Frau, nicht die Frau im Staube vor dem tyrannischen Mann. Die Formen der Höflichkeit und Ehrerbietung sollen gewahrt werden, ohne daß man sich gegenseitig Zwang anthut und durch Pedanterie einander das Leben schwer macht.

Jedes echte Kunstwerk trägt bis zu einem gewissen Grade Züge der Originalität an sich. Mag es auch nach berühmten Mustern aufgefaßt sein, an bewährte Vorbilder sich anlehnen, immer wird die Selbständigkeit seines Urhebers aus seinen Formen hervorleuchten und es als Frucht seines eigenen Geistes erscheinen lassen. Niemals wird ein wahrer Künstler sich damit begnügen, eine bloße Kopie desjenigen zu fertigen, was vorher ein anderer erdacht und in Stein oder Erz dargestellt hat. Dasselbe gilt von der Ehe. Wenn die Eheleute ihre häusliche Einrichtung, ihre Kleider, ihre Lebensweise nur mit Rücksicht auf die Mode formen, ihr wechselseitiges Benehmen und ihre gesellschaftlichen Verbindlichkeiten nur auf die Nachahmung ihrer Nachbarn gründen, so fehlt der Reiz der Neuheit, der Werth des Selbsterdachten, die Reife des auf eigenem Boden gediehenen Gewächses. Damit soll nicht etwa dem Haschen nach Effekt, der Sucht nach Beifall, der krampfhaften Anstrengung der Eitelkeit, überraschen und blenden zu wollen, das Wort geredet werden: diese Untugenden täuschen den Menschenkenner so wenig wie den Kunstkenner die aufgeputzten Trivialitäten eines geistlosen Machwerks von der Hand eines Stümpers.

Wenn nun auf diese Weise der Künstler alles thut, was in seinen Kräften steht, um sein Werk mit allen Vorzügen auszustatten, muß nicht alsdann ein Zeitpunkt eintreten, wo er die Hände in den Schoß legen und ausrufen

darf: jetzt ist mein Werk vollendet? Wer es ernst und redlich mit seiner Kunst meint, wird diese Stunde zum mindesten nicht verfrühen. Vielmehr wird er mit immer neuem Fleiße, immer neuer Umsicht sich der Vervollkommnung seines Gegenstandes widmen und sich die Frage jenes Jünglings, wenn auch in verändertem Sinne, zu eigen machen: was fehlt mir noch? Immer reiner muß der Gedanke zur Darstellung kommen, immer deutlicher müssen die Gestalten hervortreten, immer harmonischer die Farben in einander übergehen, immer spurloser die Mängel und Härten beseitigt werden. Wer von der Schönheit wahrhaft begeistert ist, der ruht und rastet nicht eher, als bis er Gebilde geschaffen hat, die ihrem Urbilde möglichst ähnlich sind. Wer einen ahnungsvollen Blick in das Reich der Ideale gethan hat, der kann sich nimmer genug thun, bis er das Erreichbare in der Wiedergabe erreicht hat. Auch in der Ehe spielt die Frage: was fehlt mir noch? eine wichtige Rolle. Nicht in dem Sinne, daß die Gatten, in Haus und Hof Umschau haltend, sich die Frage stellten, welche bauliche Veränderung, welche Erweiterung ihrer Räume, welche Neubeschaffung von Zierathen erwünscht und dienlich sein könnte, sondern in dem höhern Sinne der unablässigen, sittlichen Veredlung und Läuterung: was fehlt mir noch, um die Liebe des Gatten völlig zu gewinnen? um seines Vertrauens gänzlich würdig zu sein? um meine Thorheiten zu bemeistern? um meine Empfindlichkeiten los zu werden? um auch die Schwächen des andern mit Nachsicht und Geduld zu ertragen? In dieser Hinsicht sind die Ehegatten besser daran als der Künstler: jene sehen mit vier Augen anstatt mit zwei und den verbundenen Kräften gelingt die

Besserung leichter als der Kraft des Einzelnen. Wahrhaft erstaunlich ist es, wie viel Gewalt in dieser Beziehung allmählich ein Gatte über den andern gewinnt. Ein leises Wort reicht aus, eine drohende Mißhelligkeit zu verscheuchen; ein Blick genügt, den andern vor einer Unbesonnenheit zu bewahren. Wer als Gast ein solches Haus betritt, empfängt den Eindruck vollendeter Harmonie und empfindet dankbar die Wirkung derselben auf sein eigenes Gemüth.

Der Bescheid, den der Meister jenem Jüngling auf seine Frage: was fehlt mir noch? ertheilt, lautet wenig tröstlich: „willst du vollkommen sein, so geh' hin, verkaufe, was du hast, und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm' und folge mir nach!" Zur Ausübung einer hohen Kunst ist nichts so nothwendig wie Selbstverleugnung und Entsagung; wer diese Tugenden nicht hat, der lasse seine Hände davon. Denn weit entfernt, daß die Gunst der Großen und der Beifall der Menge mit Sicherheit jedem ernsten Streben zufallen, hat der angehende Künstler vielmehr mit Schwierigkeiten, Zurücksetzungen, Ungerechtigkeiten aller Art zu kämpfen, und nur wenige sind, die den steilen Weg zu Ruhm und reichem Lohn unangefochten emporklimmen. Da heißt es auf dem einmal betretenen Wege beharren, die erkannte Wahrheit festhalten, nicht an sich selbst irre werden, sich nicht verbittern lassen trotz mangelnder Erfolge und schwerer Opfer. Ist es im ehelichen Leben anders? Auch hier werden keine Eigenschaften so stark in Anspruch genommen wie Entsagung und Selbstverleugnung. Hier muß unter Umständen alles hingegeben werden, Jugend und Schönheit, Besitz und Stand, Freiheit und Freundschaft, um

das kostbarste Gut, die Eintracht der Herzen, zu retten. Ein Mann, der nicht Entsagung genug hat, sich in seinen Neigungen zu beschränken, seine geselligen Bedürfnisse zu vermindern, sich in die bescheidenen Verhältnisse einer bürgerlichen Haushaltung zu schicken, und eine Frau, die nicht Selbstverleugnung genug hat, dem Gatten zu Liebe Entbehrungen zu theilen, sich Wünsche zu versagen, unter dem Druck widriger Zeiten den Gleichmuth der Seele zu bewahren, sind so wenig zur Führung der Ehe geeignet, wie zur Nachfolge Jesu jener Jüngling, der betrübt von dannen ging, weil er viele Güter hatte, die er nicht missen konnte.

Was kann es Schöneres geben, als ein von Gott eingegebenes, mit Fleiß ausgeführtes, mit Beharrlichkeit vollendetes Kunstwerk? Was giebt es dagegen Traurigeres, als ein im Ueberschwange der Begeisterung begonnenes, bald liegen gelassenes, ungeschickt verstümmeltes, erbärmlich verpfuschtes? So giebt es in sittlicher Beziehung nichts Elenderes als eine unglückliche, unverträgliche, friedlose, zerrüttete Ehe, ein jammervolles Loos, eine Hölle auf Erden. Aber nichts Herrlicheres giebt es als ein Ehebündnis, welches unter Gottes Segen aus freier Neigung geschlossen ward, aus dem Gleichmaß der Kräfte seine tägliche Nahrung zieht, durch gemeinsame Erfahrungen in Freud und Leid immer mehr befestigt wird, das Ziel der Vervollkommnung unverrückt im Auge behält, durch Selbstverleugnung und Entsagung sich bewährt, ein hohes und beneidenswerthes Geschenk, ein Himmel auf Erden.

5.

Hausordnung.

Wenn Schiller im Liede von der Glocke das Lob der heiligen Ordnung singt, der segensreichen Himmelstochter,

— die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,

so denken wir dabei zunächst an die gesetzlichen Ordnungen der Staaten und Gemeinden, auf denen das Gedeihen des öffentlichen Lebens beruht. Selbst der glühendste Freiheitsfreund kann nicht wünschen, daß die Bande frommer Scheu gewaltsam gelöst werden, welche Völker und Fürsten, Stadt und Land, Bürger und Bauer mit einander verbinden. Die öffentliche Ordnung ist die Voraussetzung der Sicherheit von Leben und Eigenthum, blühenden Handels, wachsender Bildung, fröhlicher Kunst.

Allein die Ordnung hat ihren Schauplatz nicht bloß in den Einrichtungen und Gesetzen des Staates, sondern sie findet ihre Wirksamkeit auch an der bescheideneren Stätte des Hauses. Zwar sind wir Deutschen nicht gewohnt, den Engländern ihr stolzes Wort nachzusprechen: mein Haus ist mein Schloß, denn unsere Wohnungsverhältnisse mit ihren Miethen und Aftermiethen, ihren Kasernenhäusern,

ihren ruhelosen Umzügen, welche bei jedem Quartalswechsel Tausende von Bewohnern mit Sack und Pack auf die Straße setzen, sind wenig geeignet, uns in unseren vier Pfählen wie Ritter auf ihren Schlössern fühlen zu lassen. Trotzdem legen auch wir den allergrößten Werth darauf, daß in unseren Häusern alles ordentlich zugehe, und Hausfrauentugend hat noch immer einen guten Klang in allen Ständen des Volkes.

Die Philosophen behaupten, Raum und Zeit seien keine wirklichen Dinge, sondern nur Formen unserer Anschauung. Sie mögen Recht haben, — nur im eigenen Hause nicht. Hier spielen Raum und Zeit höchst bedeutsame Rollen. Wer die Mittel hat, sich ein eigenes Haus von Grund auf neu bauen zu lassen, der bespricht zuvor mit dem Baumeister Höhe und Tiefe, Umfang und Eintheilung des Ganzen und ordnet mit weiser Umsicht und sorgfältiger Berechnung der Bedürfnisse seines Haushaltes die Lage und Folge der Zimmer, die Verbindungen der einzelnen Räume, die zweckmäßige Ausbeutung der Thüren und Fenster an. Wer in einem alten Hause sein Quartier aufschlagen muß, das schon einer Reihe von Geschlechtern Obdach gewährt hat, der richtet sich ein, so gut es geht, und schafft sich mit Hilfe geschickter Veränderungen und sinnreicher Kombinationen eine Umgebung, die behaglich genug ist, um sich wohl zu fühlen, und nicht stabil genug, um den Erfindungstrieb einschlafen zu lassen. Unter allen Umständen kommt es darauf an, daß die Funktionen der Hausbewohner ihren geregelten Gang gehen, ohne einander in den Weg zu laufen und peinliche Reibungen herbeizuführen: daß die saubere Ausstattung des Prunkzimmers nicht durch die Nähe des cigarren-

rauchenden Hausherrn gefährdet, der studirende Vater nicht durch lärmende Söhne und musicirende Töchter gestört, die Atmosphäre der Schlafzimmer nicht durch Küchendünste verdorben werde. Jedes Geräth hat seinen bestimmten Platz, so daß man allenfalls auch im Dunkeln den Vorsaal passiren und blindlings nach der Kleiderbürste greifen kann, ohne das Aquarium umzustoßen oder der Venus von Milo die Nase zu beschädigen. Es giebt Familien, die in dieser Beziehung keinen Hauch konservativer Gesinnung verrathen. Nicht nur, daß sie an jedem ersten April oder Oktober, den Wandertrieb der Nomaden erneuernd, ihre fahrende Habe dem Möbelwagen anvertrauen, um ihre Zelte an einer andern Straßenecke aufzuschlagen, von welcher schon das nächste Jahr sie um der triftigsten Gründe willen ein paar Häuser weiter treibt, lieben sie auch innerhalb der auf schnellen Abbruch gebauten Nester die Veränderung so sehr, daß nach vier Wochen kein Schrank mehr an seinem Orte steht, kein Bild mehr an seinem Flecke hängt, kein Besucher mehr sich zurecht findet. Woher soll die Liebe zum Vaterhause kommen, wenn der heranwachsenden Jugend nicht ein festes, sicheres Bild häuslichen Behagens in die Seele geprägt wird, dessen Umrisse und Gestalten noch nach Jahren den längst Geschiedenen vorschweben als unvergeßliche Erinnerung voll Freude und Wehmuth? Grausame Eltern, die ihren Kindern nichts übrig lassen von dem ehrwürdigen Hausrath, in dessen Mitte jene ihre Spiele gespielt, ihre Exempel gerechnet, ihre Hochzeiten gefeiert haben. Undankbare Kinder, die den Tisch, an welchem sie mit Vater, Mutter und Geschwistern ihre Mahlzeiten eingenommen haben, und das Bett, in dem sie die Träume

der Kindheit umgaukelt haben, für wenige Groschen dem Trödler überlassen, der es an Fremde weiter verkauft.

Nicht minder wichtig für Hausgenossen ist die Eintheilung der Zeit. Wenn überhaupt von einer Gemeinschaft des Familienlebens die Rede sein soll, so muß das Ganze auf die Einzelnen und es müssen die Einzelnen auf das Ganze die gebührende Rücksicht nehmen. Zwar wird es sich nicht überall ermöglichen lassen, daß schon die Morgenstunde den gesammten Kreis um den Mittelpunkt des Kaffeetisches schaart. Die schulpflichtigen Kinder müssen früh das Bett verlassen, den jüngeren wird gern noch eine Stunde Schlaf vergönnt, der Mann, den Arbeit oder Geselligkeit lange wach erhalten haben, sucht in den Morgenstunden die versäumte Ruhe nachzuholen. Zum mindesten aber ist darauf zu halten, daß die beiden Hauptmahlzeiten das Signal zur Sammlung aller Familienglieder geben. Ein zu weit ausgedehnter Frühschoppen zerstört das gemeinschaftliche Mittagsmahl, regellos unternommene Ausgänge am Nachmittag und Abend zersprengen die Tafelrunde um den traulichen Tisch. Leider machen unsere Schulen theilweise durch willkürliche Eingriffe in die überlieferte bürgerliche Hausordnung sich einer Durchbrechung von Grenzen schuldig, die billigerweise auch sie respektiren sollten. Wenn die Knaben erst 1¼ Uhr aus der Schule kommen, die Mädchen schon um 1¾ Uhr wieder zur Schule müssen, so kann von einem gemüthlichen Mittagsstündchen füglich keine Rede mehr sein. Auch die Turnstunden zerreißen nicht selten den ganzen Nachmittag und nehmen den Eltern die Möglichkeit eines Spazierganges mit ihren Kindern. Warum legt man die Turnstunden nicht in den Schulunterricht, wohin sie so gut gehören wie die Disciplinen

des Geistes? Jeder, der von Jugend auf an Regelmäßigkeit der Lebensweise, genaue Eintheilung der Zeit, pünktlichen Wechsel von Arbeit und Erholung gewöhnt worden ist, wird wissen und gern bezeugen, wie groß der Segen sei, den Leib und Seele aus einer verständigen, von Pedanterie und Laxheit gleich weit entfernten Hausordnung schöpfen, einer Ordnung, von welcher Schiller singt, daß sie

Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten.

6.

Trag' nichts hinein, trag' nichts hinaus,
So hast du Frieden stets im Haus.

Mit dem Frieden auf Erden, den die Engel in der heiligen Nacht den Menschen wünschten, hat es gute Wege. Die Anträge auf Abrüstung, die in den Versammlungen der Volksvertreter regelmäßig wiederkehren wie das Mädchen aus der Fremde, werden mit einer rührenden Einstimmigkeit abgelehnt. Mehr Eisen, als zu Pflug und Egge, wird zu Schwert und Spieß geschmiedet, rings klirrt die Welt in Waffen, bis an die Zähne gerüstet stehen die Völker an ihren Grenzmarken, es braucht nur ein Funken in das Pulverfaß zu fliegen — und der blutige Tanz um Kronen und Reiche beginnt.

Aber eine Stätte des Friedens giebt es doch inmitten der kriegslustigen Welt: unser Haus. Diesen Frieden zu begründen und zu erhalten gilt jedem Verständigen als eine ernste Pflicht. Unser Spruch giebt uns hierzu zwei Mittel an, beide in der Form negativ, aber von bewährtem Erfolge.

Trag' nichts hinein! Das Haus ist eine Welt für sich, deren Grenzen durch den Zweck des Familienlebens gesteckt sind: es gehört der vertraulichen Gemeinschaft von Mann und Weib, Eltern und Kindern, Brüdern

und Schwestern, Herrschaft und Gesinde. Hier ist kein Raum für die Bewegungen und Kämpfe, die das öffentliche Leben in Athem erhalten. Ob der Mann konservativ oder liberal, orthodox oder freisinnig ist, das ist schlechterdings gleichgiltig für seine Verpflichtungen gegen Familie und Hauswesen. Darum thut er wohl daran, seine Theilnahme an politischen und kirchlichen Dingen, die leicht Eifer und Leidenschaft wach ruft, seinem Hause möglichst fern zu halten. Selbst die Berufsgeschäfte haben keinen unmittelbaren Anspruch an die Sympathie oder Antipathie der Seinigen. Der Beamte soll am häuslichen Herde nicht von seinen Bureauarbeiten, der Kaufmann nicht von seinen Handelsgeschäften, der Geistliche nicht von seiner Seelsorge, der Arzt nicht von seinen Patienten reden, sich rühmen oder klagen. Denn abgesehen von dem Mißbrauch geschäftlicher und amtlicher Diskretion, dessen sie sich dadurch schuldig machen würden, behelligen sie Frau und Kinder mit Dingen, die sie zum Theil nicht verstehen, zum Theil nicht unbefangen beurtheilen, zum Theil auch zum Gegenstande zwiespältiger Meinungen und unfruchtbaren Streites machen.

Vollends gefährlich aber ist es, Gerüchte und Nachrichten über fremde Personen als Stoff der Unterhaltung darzubieten. Was geht es uns an, was die Frau Nachbarin kocht und wie sie ihre Kinder kleidet? was kümmert es uns, wer im Nebenhause zur Hochzeit oder Kindtaufe geladen ist? welches Interesse haben wir, ob Hinz oder Kunz zum Tanz geht? Es ist kein gutes Zeichen für die wohlgeordnete Verfassung eines Hauses, wenn die Mutter immer am Fenster sitzt, die Töchter stets auf der Straße spazieren, um Neuigkeiten zu erhaschen und Leute-

gerede heimzutragen. Dadurch wird der Medisance die Thür geöffnet, der Ton verdorben, Klatsch angezettelt, Parteinahme veranlaßt. Niemand läßt gern Schmutz und Ungeziefer in sein Haus tragen, — ei, sind nicht auch gehässige Bemerkungen, neidische Bekrittelungen Ungeziefer und Schmutz, von denen wir unsere Schwelle rein zu halten haben?

Ebenso wichtig ist die andere Regel: trag' nichts hinaus! Was im Hause geschieht, und wenn es noch so gesetzlich und unverfänglich ist, gehört nicht vor das Auge und Ohr der Oeffentlichkeit. Nicht zufällig, sondern aus guten Gründen hat die Kultur des Abendlandes den Schwerpunkt des Lebens in die Räume des Hauses verlegt, verschieden von der Sitte des Morgenlandes, wo der größere Theil des geschäftlichen und persönlichen Verkehrs sich auf den Straßen und Märkten abspielt. Unser Haus ist ein Heiligthum, in welches wir den ersten besten Fremden weder eintreten noch auch nur hineinschauen lassen; wer aus Geschwätzigkeit, Leichtsinn oder Eitelkeit diese Schranken aufhebt, der lüftet mit unzarter Hand den Schleier eines Geheimnisses. Jüngere Kinder haben eine Neigung, auszuplaudern, was über diesen und jenen gesprochen worden, welche Ausgabe gemacht, welche Reise beschlossen ist. Nicht zu gedenken der Verlegenheit, in welche sie Vater und Mutter dadurch bringen können, daß eine an sich vielleicht harmlose, aber durch die Verkettung der Umstände fatale Aeußerung Freund oder Feind hinterbracht wird, gewöhnen sie sich dadurch zu lauschen, zu kombiniren, weiterzutragen. Wir dulden nicht, daß sie Eßwaaren, Spielzeug und Bücher ohne Rechenschaft der Verwendung aus dem Hause schleppen;

warum sollten wir uns gefallen lassen, daß sie Tischgespräche, familiäre Berathungen, Scherze auf die Gasse werfen, wo jedermann sie nach Belieben auflieſt? Allein auch Erwachsene machen sich dieses Verrathes an den Heiligthümern des häuslichen Lebens schuldig. Männer erzählen am Biertisch die Interna ihrer ehelichen Verbindung von der Verlobung bis zur Geburt des jüngsten Kindes und erwecken dadurch einen unedlen Wetteifer der Frivolität; Frauen berichten in Kaffeegesellschaft haarklein von häuslichen Scenen, wo ihnen Unrecht geschehen sei, von Rücksichtslosigkeiten der Männer und Ungezogenheiten der Kinder, ohne zu merken, daß die Gevatterinnen unter scheinbarer Theilnahme ihre Neugierde und Schadenfreude verbergen. Was im Hause ein winziges Mücklein war, wächst draußen flugs zu einem Elephanten auf, und wer den Schaden hat, ihn füttern zu müssen, braucht nicht für den Spott zu sorgen, ihn gezüchtet zu haben.

Unser Haus ist kein Postschalter, wo jeder holt und jeder bringt, was ihm gefällt, und kein Parlament, aus welchem die Reden und Thaten in alle Winde fliegen, sondern ein verschlossener, verschwiegener Tempel, der nur uns selbst und bewährten Freunden Einlaß gewährt und seine goldenen Schätze wohl verwahrt. Darum, wer sein Haus lieb hat, der halte es mit dem guten Rath:

Trag' nichts hinein, trag' nichts hinaus,
So hast du Frieden stets im Haus.

7.

Umzug.

Im April und Oktober erwacht bei den seßhaften Menschen der alte Nomadentrieb. Nicht daß sie etwa Lust bekämen, ihre Steinhäuser mit luftigen Zelten zu vertauschen und mit Kind und Kegel in die blaue Ferne zu traben. Das würde sich weder mit dem rheumatischen Charakter des lebenden Geschlechts noch mit der gesetzlichen Ordnung des Grundbesitzes vertragen. Sondern der Rückfall in das Wanderleben der Urväter beschränkt sich auf einen Wechsel der Wohnstätte. Den Geschäftsmann und Beamten zwingen nicht selten die Verhältnisse, von einer Stadt in die andere, aus einer Provinz in die andere überzusiedeln. Da schleppt denn eines Tages die gefällige Eisenbahn unsere in Kolli verwandelten Betten, Vogelbauer und Schränke an ihren neuen Bestimmungsort, während wir in ängstlicher Behaglichkeit nachfahrend auf den Hauptstationen Umfrage halten, ob alles gut besorgt und richtig abgegangen sei. Aber auch die Glücklicheren, die in der Heimath bleiben, fühlen von Zeit zu Zeit das Bedürfnis, den Schauplatz ihrer Thätigkeit zu verlegen. Im allgemeinen wird es zutreffen, daß die minder begüterten Stände beweglicher sind als die besser situirten: Hauseigenthümer ziehen seltener um als Miether, behäbige Bürger unlieber als kleines Volk.

Die Gründe solcher Translokationen — in diesem Falle wirkliche Beweggründe — sind so zahlreich wie die Quartiere selbst. Uebertriebene Miethpreise, dunkle Treppen, kriechende Mitbewohner, musikalische Zimmernachbarn, rauchende Oefen, allzu nahe Schwiegermütter: das sind die treibenden Kräfte, die den Möbelwagen Vorspann leisten. Gewöhnlich fügt eine freundliche Illusion es so, daß wir in der neuen Wohnung alles das finden, was wir in der alten vermißten, Uebelstände beseitigt sehen, welche uns die frühere Umgebung unerträglich machten, sodaß die dankbaren Hausfrauen, von neuen Gardinen und Teppichen unterstützt, gern versichern, sie fühlen sich „wie im Himmel." Allein bald entdeckt ihr scharfes Auge neue Unzuträglichkeiten, die Benutzung des Waschhauses wird das erste Streitobjekt, zu heiß ist die Küche, zu klein der Keller, und seufzend fügen wir uns in die Nothwendigkeit, abermals unsere Zelte abzubrechen.

Kleine Handwerker sind in keinem Adreßbuch zu finden, weil sie in einem fortwährenden Umzuge begriffen sind. Zwar wird der dürftige Hausrath zerstoßen, halbe und ganze Arbeitstage gehen verloren, die Kundschaft verläuft sich, die Kinder büßen den letzten Rest von Anhänglichkeit an Haus und Garten ein, — aber diese Scythen vom Pfriem und von der Nadel halten es nun einmal nicht länger als ein halbes Jahr in einem Stadtviertel aus, der Zug des Herzens ist der Umzug von Schemel und Bügeleisen und die Bibel behält Recht: sie haben hienieden keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen sie.

Sollte wirklich diese ununterbrochene Bewegung der Menschen und ihrer fahrenden Habe ihre Symbolik haben? Sollte sie ein Gleichnis anderer Verwandelungen unseres

Lebens sein, bei denen es sich um mehr als neu gestrichene Fußböden und moderne Oefen handelt?

Eine unsichtbare Hand hat uns plötzlich auf diesen Planeten versetzt, dessen Dimensionen wir so wenig kennen wie seine Ordnungen. Von der großen Welt, die uns umgiebt, beanspruchen wir nur einen winzigen Theil, den Raum unserer Wiege. Bald wird sie zu eng und kriechend durchforschen wir die Geheimnisse der Wohnstube, an Tischbeine und Stuhllehnen klammert sich die wachsende Kraft. Welch ein bedeutungsvoller Umzug ist der Weg zur Schule, von der lächelnden Mutter zum ernsten Lehrer, von der Alleinherrschaft in Haus und Hof zu der lärmenden Schaar neckender, prügelnder Genossen, aus der gestaltenreichen Märchenwelt in die nüchterne Prosa des Abc!

Bist du umgezogen, blondes Mädchen, aus der kichernden, turnenden, schwärmenden Backfischzeit in das träumende, ahnende Jungfrauenalter? Hast du aufgeräumt in deinem Köpfchen mit den Wunderdingen der französischen und englischen Grammatik und bist zur praktischen Einübung des allein seligmachenden Urzeitwortes vorgedrungen: ich liebe — er liebt — wir lieben? Hast du beiseite geschoben die marmorkalten Götter der Griechen und hast auf deinem Hausaltar aufgerichtet das warme, strahlende Götterbild des Geliebten?

Bist du umgezogen, junger Freund, aus den Tempeln der Wissenschaft in die Klause des Brotstudiums? Hast du dem Plato und Spinoza abgeschworen und dich zum buchstäblichen Gehorsam gegen die Kollegienhefte deiner Professoren bequemt? Hast du eingesehen, daß die Wahrheit nichts ist und das Examen alles? Hast du die freie Rede der Bierbank mit der Sprache Kanaans vertauscht?

Oder schweifst du noch immer auf der dürren Haide der Spekulation umher, während deine klügeren Gefährten längst bei den Fleischtöpfen des wahren Glaubens, den die Behörden fordern, angekommen sind? Mein Sohn, ich rathe dir gut, packe deine Siebensachen zusammen und bezieh' ein neues Quartier, dem Himmel näher und näher der fetten Versorgung deiner Zukunft!

Mir gegenüber wohnen junge Eheleute. Sie sind umgezogen, ohne die Wohnung zu wechseln. Wie sie das angefangen haben? Bisher wohnten sie im Himmel, jetzt haben sie sich auf der Erde niedergelassen. In einer einzigen Stunde haben sie diese weite Reise gemacht. Sie haben sich völlig anders eingerichtet, ohne daß ihre Möbel einen andern Zuwachs erhalten hätten als durch ein kleines Bett, in welchem ein schreiender Bube liegt.

Jeder Umzug schließt einen Abschied in sich. Schmerzlicher als die Trennung von gewohnten Tapetenmustern, Obstbäumen und Lieblingsplätzen ist das Aufgeben von Vorstellungen, Neigungen und Plänen, welche der Uebergang aus einem Lebensverhältnis in das andere als Opfer fordert. Welches Weib findet sich ohne Thränen in den Wittwenstand, welcher Mann ohne Seufzen in eine Vermehrung und Erschwerung seiner Arbeitslast? Wie wir aus der verlassenen Wohnung nicht alles mitnehmen können, was uns lieb geworden war, sondern uns zu neuen, passenderen Anschaffungen verstehen müssen, so gilt es auch in neuen Lebenslagen neue Kräfte und Gedanken wachzurufen, weil die bisher gebrauchten nicht mehr ausreichen oder nicht zu den veränderten Umgebungen stimmen.

Der letzte Umzug, der uns bevorsteht, wird von den bisher erlebten wesentlich abweichen. Anstatt des Möbelwagens wird der bekannte schwarze Wagen bei uns vorfahren, der uns in einem sehr engen Souterrain absetzt, während unsere Seele ein Freiquartier im himmlischen Vaterhause bezieht, wo es keinen Miethzins und keine Kündigung giebt.

8.

Mein Tintefaß.

Schreibzeug klingt moderner, aber „Tintefaß“ ist gemüthlicher. Man formt heutzutage Schreibzeuge aus allen Hölzern und Metallen, man baut sie in kunstgerechtem Styl, man bringt allerlei Schnickschnack daran an, Uhrhaken und Leuchter, Federbüchsen und Siegellackdosen, Kalender und Statuetten, aber die Hauptsache an jedem Schreibzeug ist und bleibt doch das Tintefaß.

Ich halte große Stücke auf mein Tintefaß. Nicht daß es Kunstwerth hätte: es ist ein simples Glas auf hölzernem Boden; nicht daß es ein theures Andenken wäre: — ich selbst habe es vor langen Jahren für wenige Groschen gekauft; nicht daß es mir die Aussicht gewährte, einst als literarische Reliquie, wie Göthe's Weste oder Schiller's Mundtasse, von sammelnden Engländern mit Gold aufgewogen zu werden: — mein Tintefaß wird nach meinem Tode so unberühmt sein wie ich selbst. Allein es ist mir an das Herz gewachsen wie ein guter, solider, zuverlässiger Freund. Ein geistreicher Mann, der das Geräth seines Hauses Revüe passiren ließ, soll als das werthvollste Stück seines Hausrathes sein Bett bezeichnet haben; ich nehme keinen Anstand, mein Tintefaß mein kostbarstes Möbel zu nennen. Ich schätze es um so höher, je öfter es von Schaden und Bruch bedroht gewesen ist. Es ist so oft in

Gefahr gewesen wie Paulus, in Gefahr durch die Gattin, die es beim Aufräumen des Schreibtisches umwarf, in Gefahr durch die Dienstmagd, der es beim Reinigen durch die dicken Finger glitt, in Gefahr durch meine Kleinen, die beim Exempelrechnen darauf herumstauchten wie auf einem Hackbrett, in Gefahr durch mich selbst, als von ungefähr ein schwerer Band von Hegel's sämmtlichen Werken darauf hernieder fiel; aber ein freundliches Geschick hat es bis heute vor dem Verderben bewahrt.

Du liebes Glas, wie viel hast du getrunken, seitdem du mir gehörst! Und niemals feurigen Rheinwein, leckeren Bordeaux, prickelnden Champagner, niemals etwas anderes als Tinte und immer wieder Tinte. Tinte von allen Marken, aus allen Fabriken, tiefschwarz, blauschwarz, kohlschwarz, sammetschwarz, pechrabenschwarz. Bis zum Rande gefüllt war dein Becher und leer bis auf die Neige, bedeckt mit jedes Bodens Unterschied deine verschwiegene Tiefe. Wie ein Bergquell hüpftest du fröhlich dahin und wie ein träger Sumpf standest du da, Ströme lebendigen Wassers gingen von dir aus und eingetrocknet war das Blut in deinen Adern.

Weißt du noch, wie wir beide die Briefe schrieben auf rosa Papier, jeder Buchstabe ein Seufzer und jedes Wort ein Liebesflüstern? Wie wir die Sterne des Himmels und die Blumen am Bach zu Zeugen aufriefen, daß die Einzige alle unsere Gedanken erfülle und unser ganzes Herz beseele? Erinnerst du dich noch, wie du mir helfen mußtest, die gräulich gelehrten Arbeiten zu vollenden, welche die Weisheit hoher Examinatoren von mir verlangte, zum Zeichen, daß ich nicht umsonst auf deutschen Hochschulen gewesen sei? Da stand es schwarz auf weiß,

lateinisch und deutsch, wie die Gelehrten vor Zeiten gedacht und wie sie seltsam geirrt hätten, wie wir beide zuerst die Wahrheit gefunden und doch in aller Bescheidenheit gestehen müßten, daß wir zuletzt nichts wissen können! Eine dieser Arbeiten, du liebe böse Tinte, hast du mir gründlich verdorben. Ja gesteh' es nur, du allein trägst die Schuld des Mißerfolges. Ich wußte alles, was über den Gegenstand zu sagen war, ich hatte alles studirt, alles vorbereitet, alles überlegt, aber du warest übler Laune, du kamest nicht in Fluß, du stocktest in der Feder, du äußertest Thorheiten, die mir nicht in den Sinn gekommen waren, und eine ungeheure Vier war der Lohn deiner Untreue.

Da behauptet man frischweg, der Genius sei es, der den großen Schriftsteller mache. Genius hin, Genius her! Wer will nachrechnen, wieviel Antheil an den Meisterwerken der Literatur die Tintefässer haben, aus denen Leibniz und Spinoza, Kant und Hegel, Schopenhauer und Hartmann schrieben? Was hätte Lessing und Herder, Jakob und Wilhelm Grimm, Wilhelm und Alexander von Humboldt ihr Genie genützt, wenn die Tinte nicht hätte fließen wollen? Wie mancher stolze Entwurf ist in der Tinte ertrunken, wie mancher unübertreffliche Einfall in der Feder stecken geblieben! Mancher ist nur deshalb kein Philosoph oder Poet geworden, weil er Zeit seines Lebens nicht an das rechte Tintefaß gerathen war.

Blut sei ein ganz besonderer Saft, sagt Mephistopheles. Tinte auch. Das wissen die Abcschützen, die im ersten Vierteljahr ihrer elementaren Laufbahn nur mit dem Schiefergriffel auf die Tafel und mit dem Bleistift auf Papier ihre Hieroglyphen malen durften und die nun be-

gnadigt werden, zum ersten Male mit veritabler Tinte in ein richtiges Heft zu schreiben, ein Vergnügen, welches sie so weidlich ausbeuten, daß sie die Finger bis zum Handgelenk in die geheimnisvolle Fluth eintauchen. Das wissen die Mütter, welche die entsetzlichen Flecken in allen Taschentüchern und Tischdecken zur Verzweiflung bringen. Aber das wissen auch die Secondelieutenants, die mit erröthender Bravour die Unterschrift des Serenissimus auf ihrem Patent betrachten; die armen Sünder, die mit flimmernden Augen den Namenszug des Fürsten, der ihr Todesurtheil bestätigt, auf und nieder tanzen sehen, während der Henker nach dem Beil greift.

Kulturhistoriker messen den Bildungsgrad eines Volkes nach seinem Seifeverbrauch. Mit demselben Rechte kann man den Tintekonsum als Gradmesser des Kulturfortschritts gebrauchen. Ein Haus ohne Tintefaß ist eine Stätte der Barbarei; wer nicht Tinte zu seinen täglichen Lebensbedürfnissen zählt, begiebt sich des Anspruchs auf Theilnahme am geistigen Leben. Heute kann man in jedem Dorfkruge Papier und Tinte fordern, selbst wenn der Wirth nach Väter Weise die Seidel der Stammgäste mit Kreide an den Schenktisch schreibt. Aus dem Standort des Tintefasses kann man auf die Berufsart der Insassen eines Hauses schließen. Bei dem Beamten, dem Großkaufmann, dem Gelehrten steht es mitten auf dem besonders zum Schreiben eingerichteten Tisch; der Handwerker, der Krämer und der Bauer schieben es ein wenig zur Seite, um Platz für Leisten und Hobel, Waaren und Kornsäcke zu gewinnen; der Tagelöhner holt es vom bestäubten Schranke herab, wenn er Pathenbrief oder Schuldschein aufsetzen will. Wo Schulkinder im Hause sind, wird

es hin- und hergetragen, vom Fenstersims auf den Gartentisch, ist überall und nirgends und bildet nicht selten einen Zankapfel zwischen starken Brüdern und energischen Schwestern. Aber der Bruder Studio trägt es wenigstens am Vormittage in der Tasche bei sich, Diktat und Vortrag brühwarm einzufangen.

Pfaffen haben die Druckerschwärze ein Elixir des Teufels genannt, weil sie Erkenntnis der Wahrheit unter das Volk bringe. Warum nicht auch die Tinte? Sind geschriebene Ablaßbriefe, Legenden und Beglaubigungen von Reliquien minder gefährlich als gedruckte Bücher und Zeitungen? Und war nicht alles, was gedruckt ist, zuvor geschrieben? Der Druck macht zum Gemeingut, was vorher das Geheimnis weniger gewesen war, aber der Raritätenjäger zahlt für den geschriebenen Faust den tausendfältigen Preis eines gedruckten Exemplares. Notabene muß ihn Göthe selbst geschrieben haben.

Anschwärzen und Weißwaschen sind zwei einander entgegengesetzte Prozeduren. Allein das Material, dessen man sich am zweckmäßigsten bedient, ist in beiden Fällen dasselbe: Tinte. Merkwürdig ist nur, daß am eifrigsten angeschwärzt werden, die es am wenigsten verdienen, und daß sich am krampfhaftesten rein waschen, die so wenig weiß werden wie Mohren.

Ein Flieglein sitzt am Rande des Tintefasses und weil es zuvor Zucker geschleckt hat, ist es durstig geworden und taucht das Rüsselchen in das spiegelnde Naß. Vor Schreck über den abscheulichen Geschmack stürzt es kopfüber in den Tümpel und strampelt und zappelt und prustet, bis es wieder Boden unter den Füßen hat. Aber wie sieht es aus! Bei allem Mitleiden muß man schier

lachen über die Jammergestalt, wie sie mit triefenden Flügeln und zugeklebten Augen auf den Hinterbeinen daherkriecht. Nimm dich in Acht, daß sie dir nicht auf das reine Blatt geräth, denn ihr Rückzug hinterläßt eine Furche höchst mißgestalteter Beklexung! So geht es naseweisen, unvorsichtigen, vorwitzigen Menschen, die zum Schaden obenein den Spott hören müssen, sie seien in die Tinte gerathen.

Saß da auf der Wartburg vor vielen Jahren Junker Görg und dachte nach, daß er eigentlich weder ein Junker sei noch Görg heiße, daß es schlecht stehe um das Evangelium und die Wittenberger den Teufel durch Beelzebub austreiben wollten, daß der Papst ein mächtiger Mann sei und in Constanz ein brenzlicher Geruch zu spüren gewesen von Ketzerfleisch, daß in Zukunft lutherische Pfaffen es treiben würden wie vorher römische, daß Gottlieb von Hamburg im Jubiläumsjahre Schmähbriefe gegen den entlaufenen Mönch schreiben würde, und wie er sich mit solchen Gedanken herumschlug, da erschien ihm der Teufel und wollte ihm weißmachen, es sei gescheuter, die ganze Geschichte im Stiche zu lassen und „Heiliger pater, peccavi“ zu sagen. Das war dem Junker, der eigentlich ein Doctor war, denn doch zu bunt, und da er gerade nichts anderes zur Hand hatte, nahm er das Tintefaß, aus dem er just ein Kapitel der Bibel übersetzt hatte, und warf es dem Teufel an den Kopf, daß diesem Hören und Sehen verging und er mit Schwefelgestank allsogleich verschwand.

Herr Janssen wird sagen, da sehe man wieder einmal, was für ein unfeiner Gesell dieser gewesen sei, der mit Tintefässern nach anderer Leute Köpfen schmeiße. Indessen will es uns bedünken, dem Junker Görg sei damals

ein guter Wurf gelungen und es sei zu wünschen, daß dem Teufel noch viele Tintefässer an den Kopf flögen, das heißt daß tapferes Zugreifen und muthiges Auftreten den höllischen Geistern das Handwerk legten, wenn sie ehrliche Christenmenschen um ihre Ruhe betrügen und ihrer Pflicht abwendig machen wollen.

Bist du böse, mein gutes Tintefaß, daß ich solche alten Geschichten von deinen Vorfahren erzähle und dich unschuldiges Ding in das Gerede der Leute bringe? Komm, wir wollen uns wieder vertragen, für heute sollst du Ruhe haben, morgen hilfst du mir wieder bei der Arbeit!

9.

Kinderlärm.

Ist es nicht eigenthümlich, daß ein neugeborenes Kind seine Ankunft in der Welt durch einen Schrei ankündigt? Will es damit seine Unzufriedenheit kund geben, daß man es seinem Stillleben entrissen und in eine fremde Umgebung hinein versetzt habe? Ahnt es vielleicht, was ihm auf dieser schnöden Erde bevorstehe, welche Schmerzen, welche Sorgen, welche Täuschungen? Oder übt es instinktiv zum ersten Male seine Lungen, um sich seinen Antheil an der zum Einathmen bestimmten Luft zu sichern? Gleichviel welche Deutung die richtige sei, — das steht fest, daß dem ersten Schrei bald andere folgen und daß eine der Hauptbeschäftigungen des jungen Wesens in den ersten Lebensmonaten diejenige sein wird, mehr oder weniger laut und in kürzeren oder längeren Unterbrechungen zu schreien. Diese Aeußerungen haben etwas Unangenehmes für diejenigen, deren Ohr sie treffen: man hat schon die sanftesten Ehemänner aus der Haut fahren und die erfahrensten Schwiegermütter in ungewöhnliche Aufregung gerathen sehen, wenn es gar zu bunt wurde. Und weil die kleinen Erdenbürger von einer verständigen Zeiteintheilung noch keine Vorstellung haben, so verlegen sie ihre Produktionen nicht selten in die Stunden, die nach uralter Ueberlieferung von den meisten Menschen zum Schlafen benutzt werden. Schlafen möchte

der junge Vater, der den Tag über mit verdoppelter Anstrengung gearbeitet hat, weil es nun drei statt zwei zu ernähren gilt; schlafen die Mutter, deren Kräfte einer Stärkung dringend bedürfen; schlafen auch die zur Pflege erschienene Großmama, die nach eigenem Geständnis „es nicht mehr so wie früher vertragen kann;“ aber zum Schlafen zeigt nicht die geringste Lust das Jüngste von allen, der süße kleine Sohn, die liebliche Tochter. Von Zwillingen mit vereinten Kräften, Duett mit Variationen, gar nicht zu reden. Menschenkenner versichern, daß in solchen Nächten schon den glücklichsten Eheleuten das Heirathen leid geworden sei.

Aber das Jahr geht hin, der erste Zahn bricht durch, auf eigenen Füßen steht das fröhlich wachsende Kind. Oefter als uns lieb ist kehrt es zu den Gewohnheiten seiner frühesten Lebenstage zurück: ein unfreundlicher Blick, ein verweigertes Stück Zucker, ein zerbrochenes Püppchen rühren es nicht bloß zu Thränen, sondern entlocken ihm anhaltende, unharmonische Klagetöne. Es fragt nichts danach, ob Du ungestört arbeiten willst, es kümmert sich nicht darum, daß eine liebe Tante soeben mit seinen Niedlichkeiten bekannt gemacht werden sollte.

Aus der Einheit wird die Mehrheit, wie ein fruchtbarer Weinstock umrankt der Ehesegen Dein Haus, wie die Oelzweige sitzen Deine Kinder um Deinen Tisch. Wenn sie nur nicht so merkwürdig lebhaft, so außergewöhnlich unruhig wären! Du möchtest gern ein Stündchen in der Kinderstube zubringen und Dich Deines Glückes freuen, aber Ernstchen trommelt so entsetzlich stark, Paul wirft muthwillig ein, was Elschen mit dem Baukasten hoch aufgebaut hatte, daß es krachend zusammenfällt,

Helene und Mariechen spielen Waschfrau und ergießen einen unendlichen Wortschwall über einander, — wer kann das aushalten? Und wenn der Lärm noch auf die Kinderstube beschränkt bliebe! Aber er weiß Dich zu finden, und wenn Du bis zu den äußersten Grenzen Deiner Behausung fliehest. Du hast Dich in Dein Arbeitszimmer zurückgezogen, welches durch einen genialen Gedanken des Baumeisters in die zweite Etage gelegt ist, Deine Gedanken sind im schönsten Fluß, Du vertiefst Dich in ein Problem, Du wirthschaftest mit Linien und Zahlen; horch, wie es die Treppe heraufgepoltert kommt, trabend und trippelnd, flüsternd und jauchzend, jetzt reißt es die Thür auf und herein stürmt ein Knäuel von Buben und Mädchen: Papa, schneide mir Männerchen aus! male mir einen Schimmel! mache mir eine Peitsche! Du hast Dich zum Nachmittagsschläfchen niedergelegt, holde Träume umspinnen Deinen Geist, sanft schwindet Dein Bewußtsein, — da, dicht unter Deinem Fenster, was ist das? Ein Haufen Jungen marschirt heran, richtige preußische Soldatenbeine, einer schlägt den eisernen Topfdeckel, einer tutet die obligate Trompete, zwei singen die Wacht am Rhein, drei commandiren aus Leibeskräften, — heute ist es nichts mit dem Mittagsschlaf!

Lichtenberg sagt von sich selbst: „Ich bin außerordentlich empfindlich gegen alles Getöse, allein es verliert ganz seinen widrigen Eindruck, sobald es mit einem vernünftigen Zwecke verbunden ist.“ Nach Meyers Konversationslexicon war dieser ausgezeichnete Schriftsteller das jüngste unter achtzehn Kindern aus derselben Ehe. Ob der kleine Lichtenberg wohl, wenn er mit seinen siebzehn Geschwistern etliches Getöse vollführte, einen „vernünftigen

Zweck" darin fand, seinen Herrn Vater, den würdigen Pfarrer von Oberramstädt, in den Vorbereitungen zu seinen Predigten zu stören? Kant und Schopenhauer beklagen sich wiederholt über die Pein, welche ihrem Philosophiren Geräusch und Lärm verursachen, und dabei haben beide große Männer bekanntlich keine Kinder gehabt, also den lärmendsten Lärm gar nicht kennen gelernt.

Nun denn, mein Freund, so entfliehe dem Kinderlärm! Entweiche in die Thaleinsamkeit der Alpen, steige auf die stillen Berge! Vermissest Du nicht doch etwas in Deiner Ruhe? Fehlt Dir nicht doch etwas in Deiner ungestörten Muße? Sehnst du Dich nicht, nachdem Du eine Woche oder zwei von der Heimath fern bist, nach den gewohnten Umgebungen? Weißt Du, was Dir fehlt inmitten der großartigen Natur, angesichts der Wunder der Schöpfung? Dir fehlt das geschäftige, emsige, rastlose Treiben Deiner Kleinen, Dir fehlt — der Kinderlärm. O schilt ihn nicht, verwünsche ihn nicht, geh' ihm nicht zu weit aus dem Wege: er wird schneller verstummen, als Dir lieb ist; der unentrinnbare, furchtbare Ernst des Lebens wird die glockenhellen Stimmen Deiner Kinder in ernste Klagen und schwere Seufzer verwandeln, und zurückwünschen wirst Du bald die Zeit, da Dein Haus voll Jubel und Uebermuth war. Du weißt nicht, wie glücklich Du bist, — frage diejenigen, die ihre ganze Ehe hindurch zu Zweien bleiben, von allen Sorgen der Erziehung verschont, von allen Lasten der Pflege befreit, frage sie, was ihr Leben so eintönig und melancholisch, so traurig und hoffnungsleer macht, — ihrem Hause fehlt der Kinderlärm. Glücklich das Haus, in welchem Kinder lärmen!

10.
Schule und Haus.

Von dem Tage, an welchem ein Kind seinen ersten Schulweg macht, gehört es nicht mehr ausschließlich der Familie an, sondern ein Theil seiner Zeit und Kraft wird von der neuen Gemeinschaft, in die es eingetreten ist, in Anspruch genommen. Das Spiel ist unterbrochen, der harmlose Zeitvertreib gestört: vom Schaukelpferde steigt der Knabe auf die Schulbank, anstatt der Puppe hat das Mädchen die Schiefertafel im Arm. Die Empfindungen, mit welchen wir Eltern unsere Kleinen der Schule zuführen, pflegen seltsam gemischte zu sein. Einerseits freuen wir uns, sie nunmehr den Bildungsstätten anvertrauen zu dürfen, wo sie die Zucht lernen und die Kenntnisse sammeln, die das spätere Leben erheischt; andererseits können wir die schmerzliche Entsagung nicht unterdrücken, daß sie von nun an unseren geistigen und sittlichen Einwirkungen bis zu einem hohen Grade entzogen sind. Liegt nicht in diesem Vorgefühl das Verhältnis angedeutet, in welchem die beiden Mächte zu einander stehen, die sich wetteifernd um das Wohl unserer Kinder bemühen, das Verhältnis des Hauses zur Schule und der Schule zum Hause?

Die Grundlage, auf welcher Schule und Haus mit einander verkehren, ist gegenseitiges Vertrauen. Wir

wissen, unsere Kinder betreten geweihten Boden, auf welchem die Aussaat des Gehorsams, der Weisheit und Frömmigkeit gedeiht; sie kommen in gute Hände, in die Hände tüchtiger, erfahrener, gewissenhafter Männer und Frauen, die Fleiß und Kunst aufbieten, sie in allem Wissenswerthen zu unterrichten und zu allem Guten zu erziehen; sie mischen sich in eine große Schaar gleichalteriger Genossen, deren Umgang anspornend auf ihr Streben, abschleifend auf ihre Sitten einwirkt. Demgemäß halten wir darauf, daß unsere Kinder den Anforderungen der Schule sorgfältig und unweigerlich nachkommen, pünktlich erscheinen, sich ausreichend vorbereiten, die Aufgaben nach Vorschrift erledigen. Wir dulden keine Unregelmäßigkeiten, keine Nachlässigkeiten, keinen Schulklatsch, keine unehrerbietigen Bemerkungen über die Personen der Lehrer. Die Schule ihrerseits ermahnt ihre Schüler und Schülerinnen zum Gehorsam gegen Vater und Mutter, zur Verträglichkeit gegen Brüder und Schwestern; sie überläßt dem Hause die Ueberwachung der Schularbeiten; sie erwartet Einverständnis und Unterstützung in allen auf die Sittlichkeit bezüglichen Gesetzen und Rathschlägen. Gehen Schule und Haus nicht Hand in Hand, so berauben sie sich gegenseitig des Segens, den sie in Leib und Seele der Jugend stiften sollen. Mißachtet das Haus, was die Schule mit Nachdruck befiehlt, mit Ernst betont, mit Liebe pflanzt, so reden die Lehrer in den Wind. Reißt die Schule ein, was das Haus aufbaut, indem sie die Autorität von Vater und Mutter in Frage stellt, sich krittelnde Bemerkungen über häusliche Ereignisse erlaubt, mit unzarter Hand die Gemüthswelt der Unmündigen antastet, so sehen die Eltern sich um die Frucht ihrer Mühe betrogen.

Diese Grundsätze wird kein Lehrer und keine Lehrerin, kein Vater und keine Mutter anfechten. Wie kommt es nun, daß trotz der allgemeinen Anerkennung der Richtigkeit derselben doch vielfach Mißverhältnisse zwischen Schule und Haus gefunden werden, daß man überall Klagen und Seufzer über mangelnde Einigkeit, wechselseitige Rücksichtslosigkeit, schädliche Beeinträchtigung hört? Fern von uns sei es, leugnen zu wollen, daß unverständige Eltern nicht selten der Schule das Handwerk erschweren und die Freudigkeit lähmen. Wenn naturwissenschaftlich gebildete Väter sich nicht enthalten können, scharfen Spott zu äußern über die Dichtung der mosaischen Schöpfungsgeschichte, welche das siebenjährige Söhnchen seinem Gedächtnis einzuprägen im Begriffe ist; wenn schwache Mütter auf abgerissenen halben Briefbogen unaufhörlich bezeugen, daß ihre Fanny nicht singen, ihre Clara nicht stricken, ihr Käthchen nicht zeichnen dürfe (Fanny aber läuft ohne Ueberschuhe im Schnee herum, Clara sitzt bis zur späten Abendstunde bei Perlenstickerei und Käthchen malt die schönsten Männerchen in das Leihbibliotheksbuch); wenn halbwüchsige Burschen ausdrücklich angewiesen werden, ehrwürdigen Professoren naseweisen Bescheid zu bringen, — so sind das Taktlosigkeiten und Ungehörigkeiten, die kein Verständiger in Schutz nehmen wird.

Andererseits will es uns scheinen, als ob in der Gegenwart seitens der Leiter der Schulanstalten und einzelner Lehrer hier und da die Grenzen nicht gebührend inne gehalten werden, welche der Macht und Befugnis derselben durch Ueberlieferung und Billigkeit gesteckt sind. Wir können es unter keinen Umständen billigen, daß Rektoren, wie es scheint auf höhere Veranlassung, für alle Schüler

ihrer Anstalten summarisch und kategorisch Hausordnungen mit genauer Eintheilung der Stunden verfügen. Diese Beschränkung der häuslichen Freiheit mag solchen Schülern gegenüber am Platze sein, welche in Pensionen oder sonst ohne elterliche oder andere genügende Beaufsichtigung leben, ihnen mag man die Arbeitszeit auf die Stunde vorschreiben und das Innehalten derselben kontroliren. Allein einem geregelten Familienleben gegenüber ist eine derartige über die Schulzeit hinausreichende Bevormundung nichts weiter als ein Eingriff in fremde Rechte. Wie oft geschieht es, daß die Hausgenossen einen Spaziergang oder weiteren Ausflug schlechterdings auf eine bestimmte Stunde legen müssen, weil die Berufsgeschäfte des Hausherrn oder die wirthschaftlichen Obliegenheiten der Hausfrau es nicht anders gestatten. Da soll nun ein derartiges Vergnügen, wie unsere hastende, nimmersatte Zeit sie ohnehin so selten erlaubt, entweder ganz unterbleiben oder mit Ausschluß der die Schule besuchenden Kinder vor sich gehen, nur weil eine von außen her octroyirte Hausordnung verlangt, daß Knaben und Mädchen just zu dieser Stunde ihre Schularbeiten anfertigen? Und wie nun, wenn Julius das Gymnasium, Otto die Realschule und Elise die höhere Töchterschule besucht, jede dieser Anstalten aber verschiedene Arbeitsstunden festsetzt, das Gymnasium von 2—4, die Realschule von 4—6, die Töchterschule von 5—7? Dann lebewohl, Familienleben und gemüthliche Häuslichkeit! —

Nicht minder klagt das Haus die Schule der Ueberbürdung der Kinder mit häuslichen Arbeiten an. Wäre dieser Vorwurf nicht begründet, so würde er nicht in öffentlichen und privaten Kreisen, in der Presse

und in den Parlamenten immer wieder zur Sprache gebracht werden. Leider haben die Anstrengungen, der thatsächlich vorhandenen Ueberbürdung zu steuern, deshalb so wenig Erfolg, weil die Lehrer selbst sich für die competenten Richter in dieser Streitfrage halten und sie demgemäß einseitig entscheiden. Nicht die Schule allein kann beurtheilen, was ein Kind zu Hause zu leisten vermag, sondern auch das Haus muß gehört werden. Junge Lehrer und insbesondere junge Lehrerinnen geben nicht selten Pensen auf, die absolut nicht bewältigt werden können. Hier wäre die schärfste Kontrole seitens des Dirigenten unbedingt geboten. Tagelang kommen die armen Jungen und Mädchen, denen das Spielen noch Natur und Bedürfnis ist, nicht dazu, ihre Bilderbücher und Puppenstuben, ihre Bleisoldaten und Tuschkästen zur Hand zu nehmen, sie haben keine Zeit, sie müssen lernen, lernen und immer noch lernen.

Unstreitig hat die Schule das Recht und die Pflicht, säumige und träge Schüler zu bestrafen und als Strafmittel auch die Beschränkung der freien Zeit in gewissen Grenzen zu verfügen. Wer aber kann es billigen, daß einzelne Lehrer zehn- und elfjährige Knaben, die ihre Vokabeln nicht gelernt haben, wiederholt zur Winterszeit früh um 7 Uhr in ihre Wohnung bestellen? Unsere Schulen sind doch keine Kasernen, unsere Lehrer keine Unteroffiziere, unsere Kinder keine Rekruten. Durch solche und ähnliche Übergriffe wird das Vertrauen zwischen Haus und Schule nicht gestärkt, sondern erschüttert. Die Schule darf nie vergessen, daß sie nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck ist, Unterrichts- und Erziehungsanstalt zugleich, und daß ein großer Theil ihrer Arbeit

umsonst gethan ist, wenn sie sich nicht fortwährend versichert halten darf, daß das Elternhaus mit voller Zustimmung, mit energischer Unterstützung, mit tiefer und herzlicher Dankbarkeit ihre geistige und moralische Einwirkung auf diejenigen begleitet, die der Schule und dem Hause heilig sind und über deren Häupter sie beide segnend und schützend die verbundenen Hände breiten, auf unsere Söhne und Töchter.

11.

Kindergesellschaften.

Mama, ich bin für morgen eingeladen. — Bei wem? — Bei Röschen Meitzendorff, weißt Du, ihr Papa ist Doktor, sie wohnen in dem großen Hause in der Lindenstraße. Fünfzehn Freundinnen hat sie gebeten, es wird wahrscheinlich Chokolade und nachher Pflaumenkuchen geben, es soll aber noch niemand wissen, nur mir hat sie es gesagt. Uebrigens ist Röschens Geburtstag, unter fünfzig Pfennig kann ich nicht schenken, Olga Pilz hat ihr sogar einen reizenden Federkasten für fünfundsiebzig Pfennig gekauft. Laß es aber ja Käthe nicht hören, sonst erzählt sie Nachmittag in der Schule alles wieder. — Und so plappert das Töchterchen weiter, die Mutter aber weiß, was sie zu thun hat. Das Geschenk wird gekauft, das neue Kleid wird geholt, das Kind geputzt, einige gute Ermahnungen werden mit auf den Weg gegeben, die Dienstmagd wird beauftragt, die Kleine zur rechten Zeit zu Doktors zu begleiten und wieder abzuholen.

Gehen wir doch ungesehen einmal mit in das gastliche Haus, um uns zu überzeugen, was da getrieben wird. Da werden Knixe gemacht und Grüße ausgetauscht, da wird Kaffee und Kuchen gereicht, — die Chokolade war ein Irrthum Röschens —, da giebt es Nußtorte und Apfelsinenbowle, da wird gespielt, gelacht, getanzt, da

werden Heimlichkeiten erzählt, Toiletten bewundert, — kurz, es ist gerade wie bei den Erwachsenen. Zwei intime zehnjährige Freundinnen gehen Arm in Arm nach Haus, das Abholen haben sie sich als „lächerlich" verbeten, sie unterhalten sich auf das Eifrigste, daß Marianne ein recht geschmackloses Kleid angehabt und Thekla drei große Stücke Kuchen zugelangt habe.

Aha, ein Moralist! höre ich sagen. Der gönnt den Kindern ihr unschuldiges Vergnügen nicht, wittert überall Gefahr für die Sittlichkeit, möchte uns zu der barbarischen Einfachheit vergangener Zeiten zurückführen, wo die Mädchen zu den Füßen der Großmutter dreimal „herumstricken" und die Knaben einen Haufen Bohnen aushülsen mußten, ehe sie den versprochenen Apfel bekamen. Das geht heutzutage nicht mehr an, unsere Töchter müssen früh lernen, sich in Gesellschaft zu bewegen, sie amüsiren sich vortrefflich in diesen kleinen Gesellschaften, und außerdem, wer eingeladen wird, muß doch die Einladung auch einmal erwidern.

Mit Verlaub, geneigte Leserin. Anstand und Sitte, moderne Bildung und Kinderlust in Ehren, aber ist es denn wirklich nothwendig, daß unsere Kinder das gesellschaftliche Leben und Treiben ihrer Eltern in dieser Weise nachahmen? Kinder sind von Natur gesellig, sie suchen sich Spielkameraden, wenn sie im Hause keine finden, auf der Gasse; der Sohn des reichen Kaufmannes bringt den Sohn des armen Schuhmachers mit in das Haus, um ihm sein Schaukelpferd zu zeigen, und bei der geliebten Puppe wechseln Schneiders Lenchen und Pastors Mariechen vertrauliche Gespräche. Es ist ein wahres Glück, daß die Kinder noch kein Verständnis für Standesunterschiede und

ihre Folgen haben, und ein Unrecht begeht derjenige, welcher ihnen die Unbefangenheit des Verkehrs mit solchen raubt, mit denen ihnen nach unserer Meinung nichts gemeinsam ist, als die Zahl der Jahre, in Wahrheit aber das beneidenswerthe Glück, Kinder unter Kindern zu sein. Dabei wird selbstverständlich vorausgesetzt, daß umsichtige Eltern den Umgang ihrer Kinder auch darauf hin ansehen, daß nicht etwa Rohheit, Lüge, Verführung eingeschleppt werden. Nur glaube man nicht, daß die Gefahr solcher verderblichen Einflüsse unter allen Umständen größer sei bei der Berührung mit Kindern niederer Stände als bei dem bevorzugten Verkehr mit den Söhnen und Töchtern sogenannter „guter" Familien. Naseweise Mitschülerinnen haben schon manches unschuldige Gemüth beschwert, fein erzogene Freundinnen mit frivolen Händen schon manche zarte Blüthe geknickt.

Nur beiläufig mögen die Geldkosten erwähnt werden, welche die Geselligkeit der Kleinen auf hohem Fuße verursacht. Der Aufwand für Kleider, Geschenke und Leckereien, Spielzeug und Tand fällt in einfach bürgerlichen Haushaltungen immerhin ins Gewicht. Geschieht es doch nicht selten, daß jedes der geladenen Kinder — und sie zählen oft nach Dutzenden — ganze Hände voll der verschiedensten Gegenstände als Beute aus Verloosungen und Wettspielen davon trägt.

Wichtiger ist ohne Zweifel die moralische Einwirkung, welche die gegenwärtig beliebte Verfrühung des Gesellschaftslebens auf unsere Kinder ausübt. Keineswegs soll geleugnet werden, daß hier die Schüchternen ermuthigt, die Unbändigen gedämpft, die Scharfkantigen abgeschliffen, die Ungeselligen in die Gemeinschaft hineingezogen werden.

Aber diese Vortheile werden durch Nachtheile aufgewogen. Kinder, die alle acht Tage ausgebeten sind und alle acht Wochen Gesellschaften geben, werden von dem Ernst der Schule abgezogen, zu leichtfertigem Arbeiten genöthigt, dem Elternhause entfremdet, an geziertes und gespreiztes Wesen gewöhnt, zu Ansprüchen verleitet, denen das spätere Leben oft nicht genügt, um die Harmlosigkeit ihrer Jugend betrogen, zur Eitelkeit und Verstellung angehalten.

Wer etwas auf seine Kinder hält, wird gewiß lieber einen frohen Spaziergang in Feld und Wald mit ihnen machen oder ihnen eine Stunde seiner Zeit opfern, wenn sie bei Baukasten und Soldaten, bei Puppenkleidern und Bilderbüchern sitzen, als daß er sie ganze Nachmittage bei wildfremden Leuten sich in den Tugenden des höheren gesellschaftlichen Lebens üben läßt. In diese Zwangsjacke kommen sie ohnehin früh genug, warum sie vor der Zeit hineinpressen? Oder wäre das der Triumph der modernen Erziehung, daß man den zehnjährigen Knaben und den achtjährigen Mädchen Ballkleider anzieht und sich an ihren eingelernten Komplimenten und gedrechselten Phrasen ergötzt? Wenn man die vollendete Unnatur schon in die Kinderwelt hineinpflanzt, will man sich wundern, daß sie unter den Erwachsenen hoch ins Kraut schießt?

12.

Auferstehung.

Sie feiern die Auferstehung des Herrn, denn sie sind selber auferstanden, sagt Faust zu Wagner auf dem Spaziergange am Ostertage. In der That scheint zu einer rechten Feier dieses Festes Sonnenschein und Frühlingsluft zu gehören, welche die Volksmenge aus winterlicher Haft zum frohen Genusse der neu belebten Natur hinauslocken. Manches Jahr ist durch den frühen Ostertermin der Symbolik des Festes nicht günstig: Schnee und Eis des strengen Nachwinters beginnen kaum zu weichen, noch fehlt den Wiesen und Wäldern der zarte Schmuck des ersten Grün und die Kinder müssen die versteckten Eier zum Theil hinter Schränken und Stühlen suchen anstatt zwischen Buchsbaum und Krokus. Allein bald wird die Ungeduld nach Licht, Wärme und Wachsthum gestillt sein und die Auferstehungsfeier der Natur wird der des Christenthums auf dem Fuße folgen.

Es ist ein seltsames Gemisch heidnischer, jüdischer und christlicher Elemente, aus denen sich die Osterfeier zusammensetzt und der in Geschichte und Mythologie Bewanderte findet neben den Anklängen der Passahfeier und den Erinnerungen der urchristlichen Huldigung des dem Grabe entstiegenen Erlösers die Reste des altsächsischen Ostarajubels unschwer heraus.

Was ist das Gemeinsame der Vorstellungen und Ceremonieen, die sich um diesen Mittelpunkt schaaren? Es ist der Gedanke, daß aus dem Schooße der Verwesung neues Leben sprießt und daß alles Leben, welches im Zusammenhange mit den ewigen Ordnungen der Welt steht, wenn auch unter wechselnden Formen erhalten bleibt und niemals untergeht. Dieses Gedankens hat insbesondere das Christenthum sich in einem Augenblicke bemächtigt, wo seine Existenz nach kurzem Bestehen auf das ernstlichste in Frage gestellt war. Es ist noch immer nicht ausgemacht, welche thatsächlichen Vorgänge die Hoffnung auf eine siegreiche Entwickelung des Evangeliums erzeugt oder begünstigt haben und die grandiose Durchbrechung des Naturgesetzes, welche der Auferstehungsglaube forderte, wird noch immer von den einen ebenso hartnäckig festgehalten wie von den anderen verworfen. Aber gleichviel ob die Wissenschaft auf diesem dunkeln Gebiete jemals zu einem letzten und entscheidenden Worte gelangen wird, das steht unzweifelhaft fest, daß der Fluch des Kreuzes in verhältnismäßig kurzer Zeit in den Segen der Ueberzeugung verwandelt worden ist, der Stifter der Christengemeinde lebe und wirke nach seinem blutigen Tode fort, und daß in den Kreisen seiner Anhänger ein schneller Umschwung von der tiefsten Niedergeschlagenheit zum heldenhaftesten Muthe sich vollzogen hat. Das Erlösungswerk hatte sich bewährt trotz der fanatischen Bekämpfung durch den Pharisäismus und bald begann es seinen Siegeslauf nicht bloß durch das Volk, welches von dem Buchstaben des Moses nicht lassen wollte, sondern auch durch die Länder, in denen Zeus und Apollo göttliche Ehren genossen.

Ein hoher Preis war es, um den diese Zukunft der christlichen Religion als Weltreligion erkauft war, der Preis unschuldig vergossenen Blutes und schnöder Undankbarkeit. Allein die Standhaftigkeit, mit welcher der Gründer des Gottesreiches den Märtyrertod erlitten hatte, erschloß seinem Geiste die widerstrebenden Herzen der Völker. Sein Kreuz wurde zu einem Wegweiser der göttlichen Weltordnung, deren Gesetz verlangt, daß große Fortschritte nur durch schwere Kämpfe geschehen. Wie viel Blut und Thränen hat die Aufrichtung des neuen deutschen Reiches gekostet, das als unwillkommene Wohlthat den hadernden Stämmen durch Abwehr des gemeinsamen Feindes aufgedrungen werden mußte, — wie hätte ohne Thränen und Blut die Gründung eines Reiches bewerkstelligt werden können, welches alle Völker unter die Einheit eines Gottesglaubens zwingen wollte? Die Schlachtfelder Frankreichs und die Richtstätte auf Golgatha, wie weit sie zeitlich und räumlich auseinander liegen, haben doch insofern eine Aehnlichkeit mit einander, als dort und hier die edelsten Kräfte eingesetzt wurden, um dem Leben zum Siege über den Tod zu verhelfen. Der auf Golgatha starb, hat der Menschheit das Leben in Gott errungen; die in Frankreich verbluteten, haben dem Vaterlande Sicherheit und frohe Zukunft erkämpft.

Es liegt eine erschütternde und doch erhebende Gewißheit in dem unverbrüchlichen Prozeß, daß die einen sterben müssen, damit die anderen leben. Das Weizenkorn muß verwesen, damit der neue Halm aufsprieße, das dürre Laub muß von den Bäumen fallen, damit der Wald sich mit jungem Grün bekleide. Aus der Drangsal entsteht die Kraft, in der Krankheit wird die Genesung

vorbereitet, aus dem Schooße des Todes wird das neue Leben geboren.

Wer wünscht nicht, daß unser Vaterland die schweren Krisen, unter denen es gegenwärtig seufzt, glücklich überwinden und zu einer kräftigen und gesunden Neugestaltung seiner politischen, sozialen und religiösen Verhältnisse hindurchdringen möge? So gewiß das Christenthum die Mächte, die ihm den Tod geschworen hatten, niedergeworfen hat und zwar keineswegs bloß in dem ersten Entscheidungskampfe gegen Judaismus und Polytheismus, sondern auch im Widerstande gegen Papstvergötterung und Buchstäbelei, so gewiß wird auch Deutschland die äußeren und inneren Feinde seiner Größe und Freiheit überwältigen, wenn anders es den Gesetzen der göttlichen Weltregierung treu bleibt. Was der Erhaltung werth ist, wird erhalten bleiben; was dem Untergange geweiht ist, wird seinem Schicksale nicht entgehen.

Das Osterfest ist das Symbol der unvergänglichen Dauer des aus Gott geborenen und in Gott ruhenden Lebens, und die es recht begehen, feiern die Auferstehung des Herrn, indem sie selber auferstehen.

13.

Ostern.

Horch, es verkündet heller Glockenton
Des Osterfestes erste Feierstunde,
In frommen Chören schallt der tröstliche Gesang,
Der einst um Grabesnacht von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde.

Unter allen christlichen Festen ist keins so dicht mit dem Schleier des Geheimnisses umwoben wie das Osterfest. Denn die Thatsachen, welche der Feier desselben zu Grunde liegen, entziehen sich so sehr der Prüfung menschlicher Wissenschaft, daß die ganze Kühnheit des christlichen Glaubens dazu gehört, sie aufs Neue zu behaupten und zu verherrlichen. Hier werden ohne Weiteres die Schranken durchbrochen, welche nach tausendjähriger Erfahrung die festen und unübersteiglichen Grenzen jedes menschlichen Lebenslaufes bilden, die Schranken des Todes und der Verwesung. Hier werden mit rascher Hand die Siegel eines Kerkers gelöst, den sonst alle Mächte der Erde vergebens aufzuschließen versuchen, eines Kerkers, dessen Grausen die ohnmächtige Liebe der Hinterlassenen sonst nur mit Blumen schmücken kann, die Siegel des Grabes. Hier werden vor unseren erstaunten Blicken die Pforten eines Reiches aufgethan, in welches bisher nur die Ahnungen und Träume der

Dichter eingedrungen sind, die Pforten der Ewigkeit. Darum ist kein Ereignis im Leben Jesu so vielfach angezweifelt und so heftig bestritten worden, wie seine Auferstehung von den Todten. Von jenem berühmten Morgen an, der die frommen Frauen voll Entsetzen über das Unglaubliche von dem leeren Grabe hinwegfliehen sah, bis auf diese Stunde ist des Kopfschüttelns über diese Dinge kein Ende selbst in der religiösen Gemeinschaft, deren Ursprung und Bestand zum guten Theile auf dem Auferstehungsglauben beruht. Laut oder heimlich wiederholen nicht wenige Christen das wehmüthige Geständnis jenes Weisen: die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt — der Glaube.

Auch hier wird es darauf ankommen, aus den von der Kritik zerrissenen Schalen der geschichtlichen Bezeugungen jener wunderbaren Ereignisse den Kern des religiösen Gedankens herauszuschälen. Derselbe scheint in der Frage enthalten zu sein: giebt es etwas, was stärker ist als der Tod?

Selbst der Tod Jesu, den die Schrecken des Kreuzes zu einem so furchtbaren für die Seinigen machten, ist nicht im Stande gewesen, sein Bild aus ihrem Herzen zu reißen. Denn stärker als der Tod ist die Liebe, die der Heimgegangenen gedenkt. Ist uns von unseren Todten wirklich nichts übrig als ihr bekränzter Hügel? Unseren leiblichen Armen sind sie entrissen, aber die Liebe unseres Herzens hält sie fort und fort umschlungen. Als man sie hinaustrug, da nahm man uns nur ihre irdische Hülle, aber bei uns blieb ihr besseres Theil, ihre geistige Persönlichkeit, welche kein Vergessen jemals uns entzieht. Unter dem Rasen liegt ihr verfallenes Gebein, Staub zum

Staube, aber tiefer liegt in unserm Gemüth das Gedächtnis dessen, was sie uns einst waren, Vater und Mutter, Bruder oder Gatte und blühende Kinder, denn die Liebe hört nimmer auf. In verklärter Gestalt sind die Abgeschiedenen die Unsrigen geblieben, sitzen mit uns an den gewohnten Plätzen, reden mit uns in der bekannten Sprache ihres Mundes, suchen uns heim in freundlich spielenden Träumen, gehen uns in drohenden Gefahren als schützende Engel zur Seite — und nur wenn wir die Arme ausstrecken und sie als Lebende an unser Herz drücken wollen, dann werden wir inne, daß unsere Liebe es ist, die sie zu neuem Leben erweckt hat, und sie entschwinden unseren Augen, wie der Meister seinen Jüngern in Emmaus.

So oft man den Auferstandenen in Aeußerlichkeiten, in Worten und Geberden zu erkennen und festzuhalten glaubte, so oft entzog er sich der Verehrung seiner Anhänger; wenn man aber den Spuren seines Geistes nachging und sich den Wirkungen desselben anvertraute, dann zeigte er sich unverkennbar als das lebendige Oberhaupt der christlichen Gemeinde. Denn stärker als der Tod ist der Geist, der in verwandten Seelen fortlebt. Der Meister ist nicht todt, wie die Allzueifrigen meinen, welche Vernunft und Wissenschaft unter das unerträgliche Joch eines kalten, eisernen Bekenntnisses zu beugen unternehmen, welches sie an die Stelle des lebendigen Christus setzen wollen, sondern er lebt, und in den Ordnungen des christlichen Lebens, welche sich gegenwärtig vorbereiten, wird schon das Bett eines neuen Stromes gegraben, in welchem sein Geist sich befruchtend und belebend durch die Länder und Völker ergießen soll. Der

Meister ist nicht todt, wie die Spötter vorgeben, welche in dreister Einbildung schon die Klugheit der Welt gelten sehen anstatt der Weisheit der göttlichen Vorsehung, die Macht des Geldes anstatt der Reinheit des Herzens und die Gier der Leidenschaft anstatt der Entsagung und Demuth: sondern er lebt, und schon dringen seine Grundsätze in immer weitere Kreise, schon macht eine geschichtliche Auffassung seiner Person immer größere Fortschritte, und trotz der Gunst, welche die Gegenwart aufs neue der Heuchelei und Engherzigkeit erweist, sind die Hoffnungen derjenigen nicht gering, welche den Geist höher schätzen als den Buchstaben und das Reich Gottes nicht in Aeußerlichkeiten, sondern im Innern des Menschen, in seiner Gesinnung suchen.

Aber noch höher hinauf weist das Osterfest, indem es unsere Gedanken von dem verworrenen Wechsel der irdischen Erscheinungen überhaupt ablenkt und zu der wandellosen Ruhe der Ewigkeit erhebt, denn stärker als der Tod ist die Ewigkeit, die den Staub der Erde abstreift. Unser Erdenleben ist eine Kette von Plagen und Widerwärtigkeiten; unser Leib, kurze Zeit blühend, beginnt bald wieder zu welken; unser Geist, emsig grübelnd und forschend, erkennt die Wahrheit nur stückweise und verliert bald seine Spannkraft; unser Herz, selten fröhlich, ist oft traurig, verwundet, verbittert. Wohl uns, daß uns als Ziel eine Ewigkeit winkt, wo wir keinen Schmerz der Glieder mehr fühlen, keine Nacht des Irrthums mehr empfinden, kein Herzeleid mehr dulden werden, und gesegnet sei uns das Andenken des mit Schanden Gemordeten, in Ehren zu neuem Leben Erwachten, der uns den Weg gewiesen

hat aus den Thälern des Jammers zur Höhe der Berge, von denen die Hilfe kommt, den Weg durch Nacht zum Licht, vom Kampf zum Siege, aus der Endlichkeit zur Ewigkeit.

Fröhliches Ostern!

14.
Die Symbolik der Natur.

In keiner anderen Jahreszeit pflegen wir so aufmerksam die Bilder der Natur bis in ihre Einzelheiten zu betrachten, wie im Frühling. Da wird jedes Veilchen aufgespürt und von emsigen Kinderhänden abgepflückt; da wird bei jedem Hollunderstrauch, der zaghaft seine Blätter entfaltet, um den Knöspchen den ersten Sonnenstrahl zukommen zu lassen, Halt gemacht; da muß jedes keimende Ackerfeld dazu dienen, das uralte Gesetz des Wachsthums in neuer Bestätigung anzuschauen. Was wäre ein Osterfest ohne einen Spaziergang ins Freie? Die Tausende aber, die sich an den Feiertagen durch die Stadtthore in Feld und Wald ergießen, wollen nicht bloß ihrem Leibe die Erquickung einer gesunden Bewegung in frischer Luft angedeihen lassen, sondern sie wollen auch die Sprache der Natur, welche sie gerade in diesen Tagen so vernehmlich redet, auf Geist und Herz wirken lassen. Die Prediger in den Kirchen könnten sich heiser predigen in der Auslegung der wundersamen Botschaft: Er ist auferstanden und ist nicht hier, — sie würden nicht viele Gläubige finden, wenn nicht die Menschen auf Wiesen und Wegen, in Büschen und Gärten die tausendfache, unleugbare Beglaubigung der Auferstehung eines neuen Lebens aus dem Schooße des Todes und der Verwesung vor Augen sähen. Hat doch schon lange bevor die Schmach

des Kreuzes durch den Ostermorgen gesühnt war, der Dichter der Griechen die Aehnlichkeit des Menschenlooses mit dem Wechsel der Jahreszeiten in die unsterblichen Worte gekleidet:

Denn wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen,
Blätter verwehet zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling;
So der Menschen Geschlecht: dies wächst und jenes verschwindet.

Nun aber wäre es einseitig und verkehrt, die Symbolik der Natur auf die Frühlingszeit beschränken zu wollen. Sie findet vielmehr ihre Anwendung auf alle Zeiten des Jahres und alle Zustände des menschlichen Lebens. Ist nicht jeder Morgen mit seiner heiteren Frische und seinen lachenden Farben ein Gleichnis der frohen, hoffnungsreichen Jugend, jeder Mittag in seiner schwülen Gluth ein Sinnbild der Arbeit in den reifen Jahren des Mannes und Weibes, jeder stille und müßige Abend ein Symbol des behaglichen Greisenalters? Erscheint nicht das langsame und allmäliche Wachsthum der Pflanzen als Gegenbild der stufenweise sich vollziehenden Entwickelung des menschlichen Geistes? An jungen Stämmen treibt viel wildes Holz, welches vom Messer des Gärtners, wenn der Baum gedeihen soll, nicht geschont werden darf: so wuchern in den Seelen der Jugend allerlei unnütze Gedanken und bedenkliche Neigungen, welche der einschränkenden Zucht der Eltern und Lehrer bedürfen. Zur Sommerszeit ballen sich Wolkenmassen zusammen und in elektrischen Schlägen entladet sich das Unwetter, Furcht und Schrecken über Stadt und Land verbreitend; aber wenn es ausgetobt hat, ist die Luft von Dünsten gereinigt, in erquickendem Regen baden sich Flur und Feld: so toben im Herzen

des Menschen die Leidenschaften, die Gebilde heißer, überschwänglicher Empfindungen; aber wenn ihr Sturm glücklich vorübergezogen ist, schlägt das Herz freier und reiner als vorher, und die Thränen waschen Zorn und Begierde hinweg.

Man könnte glauben, nur einem dichterischen Gemüthe erschließe sich der Reichthum der Natur nach dieser Seite hin und nur die Poeten seien im Stande, den Text zu den wortlosen Bildern zu schreiben, welche Wolken, Luft und Winde uns vor die Augen zaubern. Allein auch der einfachste und nüchternste Mensch stößt unwillkürlich auf die Deutung dieser Hieroglyphen, in denen er den Spiegel seiner eigenen Zustände und Erlebnisse erkennt. Man braucht nur Kinder bei ihren Spielen zu beobachten, um gewiß zu werden, daß auch sie ihre Blumen und Steine, ihre Käfer und Schmetterlinge fast unbewußt als treffende Typen des Menschenlebens behandeln und ausbeuten. Eine der glänzendsten Beleuchtungen erhält diese Natursymbolik durch eine ganze Reihe von Aussprüchen, deren Urheber kein Geringerer ist als der Stifter der christlichen Religion. Er sieht die Vögel in munterer Beweglichkeit von Ast zu Ast hüpfen, unbekümmert um Vorrath und Zukunft, und vor dem Auge seines Geistes steht die Gestalt eines frommen Menschen, der seine Sorge um Speise und Trank getrost demjenigen anvertraut, der den Millionen seiner Geschöpfe täglich ihren Tisch bereitet. Er sieht die Lilien auf dem Felde blühen und prangen, ohne daß sie selbst Form und Farbe ihres Kleides mühsam ausgewählt hätten, und er schildert sogleich die Schönheit eines Weibes, das als höchsten Schmuck seine eigene Anmuth und Unschuld trägt. Ihm ist die am Weinstock festgewachsene

Rebe das Urbild des seinem Meister treu anhängenden Schülers, das winzige Senfkorn der Vorgänger des unscheinbaren Evangeliums, der im Boden verschiedene Acker die Parallele der im Charakter abweichenden Menschenherzen, die Perle in der Meerestiefe das Symbol des verborgenen, unschätzbaren Himmelreiches.

Trotzdem also nachgewiesenermaßen die sinnbildliche Anschauung und Verwerthung der Natur in den Gleichnisreden des neuen Testamentes, die in ihrer erhabenen Einfachheit und Unmittelbarkeit zu dem Herrlichsten gehören, welches je ein Dichtermund ausgesprochen hat, eine ihrer stärksten Stützen findet, versucht eine gewisse Richtung der Kirche immer aufs Neue, das Weiterspinnen jener zarten und lichten Fäden, die das Leibliche mit dem Geistigen, das Zeitliche mit dem Ewigen verknüpfen, für eitel Spinngewebe auszugeben. Sie will am Weihnachtsfeste nichts hören von der Kraft des Sonnenlichtes, welches die bange Nacht des Winters durchbricht, am Ostermorgen nichts wissen von Gräserkeimen und Knospenschwellen, zu Pfingsten sich nichts sagen lassen vom Brausen des göttlichen Geistes, der durch die Wipfel der Bäume fährt wie durch die Häupter der Menschen. Sie fürchtet, die Luft des reinen Glaubens könne verdorben werden, wenn es in die ehrwürdigen Kirchengewölbe wieder hineinwehe von Blüthenduft und Frühlingswind. Sie will mit einem grandiosen Mißverständnis der elementarsten Lehren des Christenthums glauben machen, die Natur sei nichts anderes als das Zerrbild der Gottheit, das entartete Fleisch, die sündige Welt. Sie warnt davor, in den Ordnungen und Gesetzen der Natur den unverbrüchlichen Willen des Schöpfers zu verehren, in der irrigen Annahme,

daß willkürliche Eingriffe in den gesetzlichen Lauf ein besseres Zeugnis der ewigen Weltregierung seien als die Beharrlichkeit jener Gesetze selbst. Aber der Instinkt des Volkes straft diese engherzige Naturverachtung Lügen: in den Erscheinungen und wechselnden Gestalten der Natur sucht und findet er zu seiner Erbauung und seinem Troste die uralten und doch ewig neuen Zeugnisse und Beglaubigungen der ernstesten Aufgaben und höchsten Ziele des sittlichen Lebens.

15.

Sorge und Sorglosigkeit.

Die Verständigen sagen, es gebe keine Gespenster, aber die Kinder fürchten sich doch vor Geisterspuk und nächtlichen Unholden, ja sie fürchten sie mehr als solche Dinge, von deren wirklichem Dasein sie durchaus überzeugt sind, z. B. Prügel und bissige Hunde. Die schlimmsten Krankheiten sind die nur eingebildeten, die schmerzlichsten Verluste die bloß gefürchteten. Gegen thatsächlich vorhandene Leibesübel helfen Arzt und Heilmittel; in wirklich eingetretenes Unglück schicken wir uns mit Ergebung und Geduld; aber wer schützt uns vor der schwarzen Wolke, die drohend über unserm Haupte hängt jeden Augenblick bereit, sich zu entladen? Solche Wetterwolken sind die Sorgen, die uns alle durch das Leben begleiten, sobald wir aufgehört haben, Kinder zu sein, die das Vorrecht der Sorglosigkeit genießen.

Wo wäre ein Leben ohne Sorge? Dem Jüngling erscheint sie in Gestalt des nahen Examens, der Jungfrau als Sehnsucht nach Liebe und Ehe; am häuslichen Herde treibt sie ihr Wesen als neckender Kobold; den Ernährer der Familie peinigt sie bei schlecht bezahlter Arbeit und mißglückten Unternehmungen; sie steht mit uns auf und legt sich mit uns nieder; im Wachen und Träumen verläßt sie uns nicht; sie erschreckt uns durch Kriegsgeschrei und Pesthauch; sie schleicht auf Kirchhöfen an der Hand

von Wittwen und Waisen einher. Weit entfernt, nur die Lebensgefährtin der Armen und Elenden zu sein, leistet sie auch den Glücklichen und Mächtigen unwillkommene Gesellschaft: sie sitzt neben den Fürsten auf ihren Thronen, sie hält Wache an den Schlüssellöchern gefüllter Eisenschränke. In die Einsamkeit verfolgt sie uns, inmitten froher Menschen weicht sie nicht von uns; wie ein Bleigewicht hängt sie sich, wenn unser Geist aufwärts strebt, an unsere Füße; sie steigt mit uns auf die Berge und fährt mit uns über das weite Meer.

Was ist das für eine unheimliche und furchtbare Macht, die uns jeden Gewinn schmälert, jede Freude verkleinert, jeden Blick in die Zukunft trübt? Im Grunde genommen ist sie nichts als ein Gespenst, eine bloße Einbildung, ein wesenloser Schatten, ein reines Nichts. Sie macht uns nicht kraftlos, wie die Krankheit; sie verwundet uns nicht, wie Unfall und feindliches Schwert; sie beraubt uns nicht, wie Diebeshände; sie vernichtet nicht unser Eigenthum, wie Feuerflammen oder Wasserfluthen; sie mordet uns nicht, wie der Tod, — und doch ist sie gefährlicher als Krankheit und Wunden, Raub und Tod. Ihr Reich ist das Land der Möglichkeiten, ihr Kleid der Nebel der Unbestimmtheit, ihre Waffen Angst und Furcht. Sie gleicht dem fabelhaften Ungeheuer von Lerna: schlägt man ihr einen Kopf ab, so wachsen zwei andere wieder. Wo ist der Herkules, der diesem Nimmersatt mit Schwert und Feuerbrand den Garaus macht?

Es ist unmöglich, alle diejenigen Empfindungen, die unter dem gemeinsamen Namen der Sorge gehen, unter ein und denselben Gesichtspunkt der sittlichen Beurtheilung zu bringen. In einem gewissen Sinne kann das Leben

selbst des Vernünftigsten und Frömmsten nicht ohne Sorge sein. Versteht man unter der Sorge das Rechnen mit der Zukunft, die Vorbereitung auf spätere Ereignisse, die Herbeischaffung des zum Leben Nothwendigen, die Sicherung vor Gefahr und Mangel, so fällt dieselbe einfach in den Bereich der Selbsterhaltung. Welcher Vater hält nicht für seine Pflicht, für die leibliche und geistige Entwickelung seiner Kinder zu sorgen? Welche Hausfrau sorgt nicht für geordnete Verwaltung ihrer Wirthschaft? Welcher verständige Mensch sorgt nicht für seine Gesundheit? Nur der Leichtsinnige verschwendet heute, was er morgen entbehren wird; nur der Gewissenlose läßt außer Acht, die Zukunft der Seinigen für unerwartete Unglücksfälle sicher zu stellen. Allein etwas anderes ist es, diejenigen Mittel anzuwenden und Maßregeln zu treffen, die geeignet sind, uns zum Kampf um das Dasein, soweit überhaupt Menschenkräfte reichen, tüchtig auszurüsten, und etwas anderes, sich durch Besorgnisse und Befürchtungen um möglicher Wechselfälle willen das Leben schwer zu machen. Jenes ist weise und rathsam, dieses unklug und vom Übel. Die Sprache des Volkes, die so oft den Nagel auf den Kopf trifft, bezeichnet sehr richtig das thörichte und nutzlose Sorgen mit dem Ausdruck „sich Sorgen machen.“ Wer keine zu haben brauchte, der macht sich Sorgen, wie der Selbstpeiniger ohne vernünftigen Grund sich selbst Schmerzen verursacht.

Was sagt das Christenthum zu diesen von uns selbst geschaffenen Sorgen, die unser Haupt umflattern wie die Raben den Kyffhäuser? Es verwirft in erster Linie die rein materiellen Sorgen um die Aeußerlichkeiten des Lebens, indem es uns in der Bergpredigt zuruft: Sorgt

nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet; ist nicht das Leben mehr, denn die Speise? und der Leib mehr, denn die Kleidung? Es empfiehlt uns jene heitere Sorglosigkeit, die sich an den Geschöpfen der Natur ein Beispiel nimmt: Seht die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr, denn sie? Und warum sorgt ihr für die Kleidung? Schaut die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht; ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist wie derselben eins.

Wahrhaftig, es giebt Dinge genug, die unsere volle Aufmerksamkeit, unsern ganzen Fleiß verdienen: die Bildung unseres Charakters nach edlen Vorbildern, die Uebereinstimmung unseres Willens mit den göttlichen Gesetzen, die Ruhe unserer Seele in den Anfechtungen der Leidenschaft und des Frevels, als daß wir es vor der kurzen Dauer unserer Lebensfrist und den schwierigen Aufgaben der sittlichen Selbsterziehung verantworten könnten, unser Herz mit dem Ballast niedriger und eitler Sorgen zu belasten, dem Evangelium zum Trotz, welches uns den vortrefflichen Rath giebt: Sorgt nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen; es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe!

16.

Ein Kapitel von der Neugier.

In Hermann und Dorothea kommt ein Gespräch vor, dessen Gegenstand die Neugier ist. Der Apotheker tadelt die gemeine Schaulust der Bewohner des Städtchens, die in Schaaren hinausströmen, das Elend der Vertriebenen zu sehen:

> So sind die Menschen fürwahr! und einer ist doch wie der andre,
> Da er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
> Läuft doch jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlägt,
> Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.

Der Pfarrer dagegen vertheidigt den Trieb der Natur, der sein Recht neben Verstand und Vernunft behaupte:

> Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
> Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
> Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
> Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
> Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.

Wer hat Recht, der Pfarrer oder der Apotheker? Ohne Zweifel liegt in den Bemerkungen Beider etwas Wahres: die Neugier gehört zu denjenigen Anlagen des Menschen, die weder durchaus gut noch durchaus böse sind, sondern erst durch Zucht oder Verwahrlosung zur Wohlthat oder Plage werden. Das Verlangen, Neues kennen zu lernen, ist dem Menschen angeboren. Sobald die ersten Wochen

der Stumpfheit, die als eine Fortsetzung des embryonischen Zustandes erscheint, vorüber sind, sieht sich das Kind mit munteren Augen in der Stube um, verwundert erblickt es das Bild an der Wand, den Vogel im Käfig, die Schüssel auf dem Tische. Gelingt es, sein Neugier zu fesseln, so ist seine Unruhe gebannt, seine Schreien gestillt. Bald lernt es kriechen und an Stützpunkten sich aufrichten und siehe, sogleich tritt es seine ersten Entdeckungsreisen und Eroberungszüge an, rasselt an den steckengebliebenen Schlüsseln des Speiseschrankes, schleppt den Regenschirm des Vaters und das Nähzeug der Mutter herbei. Wie das Gehirn sich dehnt, so erweitert sich die Welt der Vorstellungen; nicht mehr genügt das unmittelbar Greifbare und Sichtbare, in das Verborgene dringt das prüfende Auge und die tastende Hand. Scheltet das Mädchen nicht zu streng, weil es die neue Puppe geköpft hat: es wollte sich überzeugen, ob die Augen, die so niedlich auf und zu gehen, wirklich nicht angewachsen, sondern nur angeleimt seien; straft den Knaben nicht zu hart, weil er die kunstreiche Mühle zerstört hat: er wollte nur genau sehen, wie die Welle sich bewegt und die Flügel sich drehen.

Was sollte die Schule leisten, käme nicht ihrem ernsten Werke die Neugier freundlich entgegen? Nicht die Ermahnung der Eltern, nicht das Gebot des Lehrers hält die Aufmerksamkeit der Kleinen von einer Stunde zur anderen gefangen, sondern die neugierige Erwartung: was wird nun kommen? wie wird das aussehen? Freilich zeigt auf der Schulbank die Neugier auch ihre Kehrseite. Es ist im Grunde genommen ein und derselbe Trieb, der die Schüler veranlaßt, den Formen der Worte und Sätze nachzudenken, den Linien der Geometrie nachzugehen, den

Ereignissen der Geschichte nachzuforschen, und der andererseits sie verleitet, Fliegen in Papierkästen einzusperren, während der Oberlehrer den Ovid erklärt, und Karikaturen zu zeichnen, während der Nachbar stammelnd das Hauptstück aufsagt. Darum gilt es den Wissenstrieb in die rechten Bahnen zu lenken und hohen Zielen zuzuführen. Hat nicht die Neugier, das Wort im bessern Sinne genommen, einen gewissen unbestreitbaren Antheil an jeder Erfindung und jedem Fortschritt der Wissenschaft? Hat nicht sie, eine Göttin des Zufalls, oft genug die Hände derjenigen geleitet, die um des Zeitvertreibes willen fragwürdige Experimente mit Schmelztiegel und Retorte anstellten, plötzlich aber mit staunenswerthen Entdeckungen vor die Menschheit hintraten? Saul ging aus, eine Eselin zu suchen, und fand ein Königreich: so hat manchen die Neugier des Wandertriebes und die Lust an Abenteuern in die Ferne gezogen, und als Erforscher fremder Länder und Sitten ist er heimgekehrt.

Gepriesen sei die Neugier, die mit der Fackel der Wissenschaft in das Dunkel entlegener Orte und Zeiten, Gesetze und Ordnungen eindringt. Aber verächtlich und hassenswerth ist die niedrige Zudringlichkeit, die mit frecher Laterne allerlei Menschen und Dingen, die sie nicht angehen, in's Gesicht leuchtet. Was bei Kindern als Naivetät Entschuldigung, als Wissensdrang Lob verdient, das erscheint bei Erwachsenen als häßlicher Fehler. Wie schade, daß er am häufigsten gerade die Frauen entstellt, und doch wie natürlich! Denn die Frauen können nur leben in einer Welt von Anschauungen, rastlos späht ihr Auge nach immer neuen Gegenständen und in die fromme Theilnahme an fremden Schicksalen mischt sich die un-

fromme Neugier. Aber auch die Männer ficht sie an und je weniger Einer sich in der stillen Welt der Gedanken zurechtfindet, desto lüsterner schaut er sich in dem lauten Getriebe der Erscheinungen um. Wahrhaftig, nicht bloß der Teufel, sondern auch die Neugier geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen sie verschlinge, ein rechter Nimmersatt schluckt sie mit unermeßlicher Gier hinunter, was ihr in den Wurf kommt, Geburt und Tod, Taufe und Begräbnis, die neueste Zeitung und die älteste Schrift, eine Hinrichtung mit demselben Behagen wie einen Krönungseinzug, hier einen Chinesen, dort einen Elephanten, heute eine Feuersbrunst und morgen eine Ueberschwemmung. Und dabei hat sie eine wahre Proteusnatur, verbirgt sich unter theilnehmender Frage, versteckt sich hinter harmlosem Bericht, lauert vor verschlossenen Thüren und läuft athemlos auf offenem Markte umher. Neugierige Menschen sind wie schlecht erzogene Kinder: mit dreisten, nicht selten unsauberen Fingern betappen sie fremde Verhältnisse, — ach, und wer hat den Muth, sie auf diese garstigen Finger zu schlagen? Kennt ihr die Neugier, ihr glücklichen unglücklichen Bräute, die ihr es so schön dachtet, von guten Freundinnen beglückwünscht zu werden, und die ihr nun ein unbarmherziges Kreuzverhör zu bestehen habt, wer und woher der Verlobte sei, welches Standes sein Vater, welches Namens die Mutter, wie viele Jahre er zähle und ob er blond oder brünett sei? Kennt ihr die Neugier, ihr Leidtragenden, die ihr einem geliebten Menschen das letzte Geleit gabet und an der offenen Gruft eine zudrängende, gaffende, schwatzende Volksmenge sehen mußtet, die eures Schmerzes zu spotten schien, indem sie ihn zu theilen vorgab?

Naturkundige behaupten, die Nachtigall sei ein sehr neugieriger Vogel. Daß doch unerwünschte Beigabe den Werth der Schönheit und Anmuth überall vermindert! Neugier verlockte einst die Eva, in den verbotenen Apfel zu beißen, da sie doch wissen wollte, was daraus werden würde, und Neugier streift noch heute mit unzarter Hand den Schleier von ernsten Geheimnissen, welche nur Wissen und Freundschaft enthüllen sollten. Doch genug des Scheltens der Neugier: — neugierig bin ich doch, was die Leser dazu sagen, und nun erst die Leserinnen!

17.

Genügsamkeit.

Dem einzelnen Menschen vorschreiben zu wollen, wie viel oder wie wenig er zum Leben brauche, ist ein mißliches Ding. Denn verschieden sind die Ansprüche, zu denen der eine durch ererbtes, der andere durch erworbenes Vermögen sich berechtigt glaubt. Diogenes begnügte sich mit einer Tonne als Wohnung und wußte sich keine andere königliche Gunst zu erbitten, als daß Alexander ihm ein wenig aus der Sonne ginge. Minder bescheiden war unser Stammvater Adam, der, von den Herrlichkeiten des Paradieses umgeben, noch eine Frau dazu haben wollte, und kaum war sie ihm geschenkt, so naschten die beiden von der verbotenen Frucht. Immerhin kann die biblische Dichtung vom Sündenfall als Urbild der menschlichen Begehrlichkeit gelten, die ihre Hände nach allem ausstreckt, was den Sinnen gefällt.

Ohne Zweifel ist der Erwerbstrieb die stärkste Wurzel menschlicher Arbeiten und Künste. Träge Völker, die in denselben Hütten hausen, in denen ihre Väter gestorben sind, und die Bedürfnislosigkeit ihrer Vorfahren geduldig weiter schleppen, wie die Lastthiere ihr Joch, erwerben nichts und leisten nichts. Das Verlangen nach Besitz und Genuß hat die Erde gefurcht, die Wälder gelichtet, die Städte gegründet und heute hält es die Millionen in Athem, die in allerlei Berufsthätigkeit Brot, Behagen und

Freude suchen. In den Eingeweiden der Erde wühlen die Menschen, auf die Berge steigen sie, über den Ocean fahren sie, um auszubeuten und zu gestalten, was das Leben sichert und schmückt. Wer will es ihnen verwehren, daß sie ihren Leib mit milden und farbenschönen Stoffen, ihren Tisch mit leckeren Speisen, ihre Wohnräume mit zweckmäßig und gefällig geformten Geräthen bedecken? Niemand verargt es dem Fleißigen, daß er in den Jahren rüstigen Schaffens etwas für die Muße des Alters zurücklegt, und Jedermann findet es in der Ordnung, daß Eltern ihren Kindern, wenn es sein kann, ein sicher angelegtes Vermögen hinterlassen.

Allein auch der Trieb, zu erwerben und das Erworbene zu genießen, so natürlich und berechtigt er ist, erreicht an einer gewissen Stelle die Grenzen der Sittlichkeit. Zwar behaupten die Dichter, Kindes Hand sei bald gefüllt, aber in Wirklichkeit ist es sehr schwer, Kinder zufrieden zu stellen. Man gewähre ihnen Freiheit, so begehren sie Zügellosigkeit; man bereite ihnen ein Vergnügen, so möchten sie neue Kleider und Schuhe noch außerdem; man schenke ihnen einen Apfel, und zu gleicher Zeit dem Bruder oder der Schwester einen, dessen Backen ein klein wenig röther sind, sogleich wird ihnen der ihrige nicht schmecken. Etwas von der Kindesnatur haftet uns allen an, auch nachdem wir die Kinderschuhe längst verwachsen haben. Keine Leidenschaft ist so allgemein verbreitet wie die Begierde nach Geld und keine so erfinderisch in Mitteln wie diese. Sie raubt dem Menschen Gemüthsruhe und Schlaf, sie jagt ihn über das Meer und in das wilde Gebirge, sie läßt ihn die Ermahnungen der Jugend vergessen, sie stachelt ihn zu Wagnissen und Tollkühnheiten

an, sie schärft seinen Verstand und seine List, sie drückt ihm Dolch und Gift in die Hand, sie füllt die Gefängnisse und Zuchthäuser. Ein Dämon ist sie, der den nicht wieder los läßt, den er einmal gepackt hat, und ein Trugbild nach dem andern dem Unglücklichen vor das Auge zaubert, der verblendet genug ist, seiner Führung zu folgen.

Ist der Preis wirklich so hoch, daß er des Schweißes der Edelsten und der Aufbietung aller Kräfte werth ist? Vor allen Dingen ist nicht zu vergessen, daß es nur sehr wenigen vergönnt ist, durch gewaltsame Anstrengungen oder besondere Glücksfälle sich dem Banne ererbter Verhältnisse zu entziehen. Unter denjenigen, die der Heimath den Rücken wenden, um in der neuen Welt mühelos reich zu werden, müssen die meisten um des täglichen Brotes willen drüben härter arbeiten, als sie es hüben nöthig hatten, und bald genug merken sie, daß auch dort die Tauben erst gefangen und gebraten werden müssen, ehe man sie im Munde hat. Die Ueberfüllung aller Berufszweige, die Gewinn abwerfen, hält überall die Untüchtigen am Boden und in der Armuth. Oft schnappt ein Klügerer dem, der Jahre lang gerungen hat, die Beute vor der Nase weg. Und wie ergeht es denjenigen, denen ein gütiges Geschick und eiserne Ausdauer reichen Lohn beschеert haben? Ist der Zuwachs ihres Besitzes zugleich ein Zuwachs ihres Wohlbefindens geworden? Etliche vergessen, daß mit dem Reichthum zugleich die Bedingungen eines verständigen Gebrauches gegeben sein müssen: üppige Lebensweise taugt nicht für einen siechen Leib; Bücher, die man nicht lesen kann, haben ihren Werth nur in den theuren Einbänden; die Künste erschließen ihr Heiligthum nur dem Eingeweihten, nicht dem Einfältigen, auch wenn

er mit Lakaien vor jedem Museum vorfährt und in jedem Theater die ersten Plätze bezahlt. Oft mischt sich in den Freudenbecher unredlich erworbenen Gutes die Bitterkeit eines bösen Gewissens. Die schnell erworben haben, vergeuden nicht selten eben so schnell und der Bettelstab däucht Niemandem rauher, als demjenigen, der eben noch das Scepter der Herrschaft schwang. Einige hüten ihre Schätze, ohne sie anzurühren, und verhungern auf Haufen Goldes. Vor den gefüllten Kassen wacht die Sorge und ein großes Vermögen zu verwalten macht mehr Pein, als es zu gewinnen. Wer genug haben könnte, möchte mehr haben, denn Reichthum schmeckt wie Seewasser: je mehr man davon trinkt, desto durstiger wird man.

So gleichen viele derjenigen, denen aller Reichthum die Armuth ihres Geistes und ihres Herzens nicht vertreiben kann, jenem Tantalus, der den Göttern Nektar und Ambrosia stahl und zur Strafe dafür zu ewigem Hunger und Durst verurtheilt ward: bis an das Kinn stand er in einem See, während die herrlichsten Früchte über ihm hingen; bückte er sich, um zu trinken, so senkte sich das Wasser; griff er nach den Früchten, so wichen sie in die Lüfte zurück.

Liebreiche, wohlthätige Genügsamkeit, verlaß uns nicht in dieser athemlosen, hastenden, geldgierigen, genußsüchtigen Zeit! Du lässest uns dankbar in Empfang nehmen den dürftigen Hausrath, den wir von den Eltern überkommen haben; du lehrst uns, froh zu genießen, was Hand und Kopf verdienen; du weitest die Räume eines engen Hauses, du würzest ein einfaches Mahl, du verwandelst noch heute, wie einst in Wunderzeiten geschehen sein soll, fades Wasser in schmackhaften Wein, du ver-

mehrst geringen Vorrath zu unerschöpflicher Fülle; du wirst einst, wenn wir nichts aus der Welt mit hinaus nehmen, weil wir nichts mit hinein gebracht haben, uns den Muth geben, freudig zu scheiden mit dem dankbaren Gruße: Es ist genug!

18.

Höflichkeit.

Gewisse Begriffe sind um so schwerer zu erklären, je häufiger sie in aller Welt Munde sind. Man hört sie von Jugend auf nennen, man begegnet ihnen auf Schritt und Tritt, man begrüßt sie in jeder Gesellschaft als alte Bekannte, man ist von ihrer Nothwendigkeit überzeugt, man singt ihr Lob; — aber man giebt sich nicht die Mühe, einmal ernstlich darüber nachzudenken, woher sie stammen und was sie bedeuten. Es verhält sich mit diesen Dingen umgekehrt wie mit den incognito reisenden großen Herren, deren wahren Namen und Titel jeder Eisenbahnschaffner und jeder Oberkellner kennt, ohne daß er es sich merken läßt; dagegen mit den incognito umlaufenden Wörterbezeichnungen glaubt jeder auf Du und Du zu stehen, während in Wirklichkeit nur wenige Auserwählte ihre Geburt und ihren Charakter wissen. Zu diesen alltäglichen und doch geheimnisvollen Gästen unseres Lebens gehört die Höflichkeit. Jedermann weiß, was wir zur Höflichkeit zu rechnen pflegen, gewisse Aeußerlichkeiten der allgemeinen Bildung, gewisse Formen der Begrüßung, gewisse Gewohnheiten des Umgangs, eine gewisse Ausdrucksweise im mündlichen und schriftlichen Verkehr, gewisse Bezeugungen der Theilnahme an den Schicksalen anderer Menschen. Aber wer macht sich anheischig, in kurzen, gemeinverständlichen Worten

eine Begriffsbestimmung des gewissen Etwas zu geben, das wir im gewöhnlichen Leben die Höflichkeit nennen?

Allerdings würde eine bloße Definition unter Umständen noch keine Einsicht in das Wesen der Höflichkeit gewähren. Vielmehr kommt es darauf an, festzustellen, zu welcher Gattung der menschlichen Dinge sie gehöre, ob zu den leiblichen oder zu den geistigen, zu den moralischen oder zu den ästhetischen, zu den nothwendigen oder überflüssigen? Versuchen wir einmal, die Höflichkeit auf ihren sittlichen Werth zu untersuchen.

Zunächst fällt in die Augen, daß die Formen und Ausübungen der Höflichkeit einen stark symbolischen Charakter tragen. Am deutlichsten erkennbar ist diese Symbolik bei den verschiedenen Arten des Grußes. Das Entblößen des Hauptes, das Neigen des Oberkörpers, das Darreichen und Ergreifen der Hand, die Umarmung, der Kuß auf Hand, Wange, Stirn und Mund, bei fremden Völkern das Niederwerfen zur Erde seitens des Geringeren in der Nähe des Vornehmeren, das Küssen der Kleider, das Berühren der Nasenspitzen, das Kreuzen der Arme über der Brust — alle diese Bewegungen und Geberden sind Sinnbilder der Achtung, der Freundschaft, der Unterwürfigkeit, der Zärtlichkeit. Die Höflichkeit ist eine Art von Bildersprache: wer sie gut zu reden und geläufig zu lesen versteht, gilt für einen wohl erzogenen, gesitteten Menschen; wer diese Symbolik nicht gelernt hat oder absichtlich ignorirt, muß sich gefallen lassen, für unartig und ungeschliffen gehalten zu werden.

Schon hierin liegt angedeutet, daß die Höflichkeit nicht unmittelbar aus der Sittlichkeit abzuleiten, sondern daß ihr moralischer Werth nur ein mittelbarer, sekundärer sei.

Es giebt Menschen von den feinsten und ausgesuchtesten Höflichkeitsformen, zu deren Sittlichkeit man trotzdem kein Vertrauen hat, und umgekehrt, es giebt vortreffliche, edeldenkende, zuverlässige Menschen, die jede urbane Gewohnheit verleugnen. Weil diese Wahrnehmung eine offenkundige ist, fällt es keinem Vernünftigen ein, in der Beurtheilung anderer Menschen Höflichkeit ohne weiteres mit sittlicher Tüchtigkeit zu verwechseln. Ja noch mehr, jeder zieht in Gedanken die Kundgebungen der Höflichkeit als selbstverständliches und geringwerthiges Zubehör von der sittlichen Persönlichkeit, die er vor sich hat, ab. Jeder weiß im Voraus, daß der andere seinen Egoismus, diese eigentliche Natur des menschlichen Geschlechts, unter den Hüllen und Falten der Höflichkeit, so gut es angeht, zu verbergen sucht, und der Anstand verbietet ihm, jenen in diesem Geschäfte zu stören oder ihm den garstigen Vorwurf der Täuschung und Heuchelei in's Gesicht zu werfen. Daß Heuchelei und Täuschung mit Höflichkeit unzertrennbar verbunden sind, überrascht Niemanden, der kein Kind mehr ist. Wer ist so naiv, an alle die Kopfschmerzen und Zahnschmerzen zu glauben, unter deren Vorwand unerwünschte Einladungen abgelehnt werden? Wer denkt sich etwas Ernsthaftes bei dem angeblich herzlichen Bedauern, mit dem Herr X. uns begrüßt, nachdem wir einige Tage vorher bei einem pflichtmäßigen Besuche sein Haus leer gefunden hatten? Wer nimmt es der Frau Y. übel, daß sie sich verleugnen läßt, weil ihre Toilette noch nicht beendet ist?

Von hohem Interesse ist es, hierüber die Meinung zweier unsrer größten Philosophen zu hören, um so mehr, als beide sich eines ganz ähnlichen Bildes bedienen.

Kant sagt in seiner Anthropologie: „Alle menschliche Tugend im Verkehr ist Scheidemünze; ein Kind ist der, welcher sie für echtes Gold nimmt. Es ist doch aber besser, Scheidemünze, als gar kein solches Mittel im Umlauf zu haben, und endlich kann es doch, wenngleich mit ansehnlichem Verlust, in baares Geld umgesetzt werden.“ Noch einen Schritt weiter geht Schopenhauer. In seinen Paränesen und Maximen schreibt er: „Höflichkeit ist, wie die Rechenpfennige, eine offenkundig falsche Münze: mit einer solchen sparsam zu sein, beweist Unverstand, hingegen Freigiebigkeit mit ihr Verstand. Wer hingegen die Höflichkeit bis zum Opfern realer Interessen treibt, gleicht dem, der echte Goldstücke statt Rechenpfennige gäbe.“

Der Moralist freilich könnte versucht sein, hier einzuwenden: Wenn die Höflichkeit nichts weiter ist, als ein wechselseitiger Betrug mit Spielmarken, dann hinweg mit ihr, meinetwegen zu den Chinesen, wohin sie gehört, weil sie dort wie nirgends zu Hause ist! Wir müssen dem Moralisten von einem höheren Gesichtspunkte aus widersprechen. Durch Höflichkeit wird niemand betrogen, der nicht betrogen sein will. Sie ist ein unerläßlicher Schmuck unseres familiären und gesellschaftlichen Lebens. Sie ist beinahe dasselbe für unsere Empfindungen, was unsere Kleider für den Leib sind. Man nehme die Höflichkeit aus der Welt und an ihrer Stelle werden sich die Rohheit, die Gemeinheit, die Bestialität breit machen. Wer kann im Ernste wünschen, daß auf Gassen und Märkten, in Versammlungen, auf Reisen, der Mensch gegen den Menschen, gleichviel, ob er sonst in irgend einer Beziehung zu ihm stehe, die Pflichten der Höflichkeit außer Acht lasse? Und füllt nicht der wahrhaft Gebildete auch die Formen

der Höflichkeit mit einem werthvollen Inhalte an? Er gewöhnt sich, dieselben als Schranken des Egoismus anzusehen, als Hemmungen leidenschaftlicher Ausbrüche zu respektiren, als Aufforderungen zur Rücksichtnahme auf fremden Willen, zur Theilnahme am Schicksal seiner Mitmenschen gelten zu lassen. Dabei vergißt er nie, daß im Grunde genommen der Verkehr der Menschen unter einander immer eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Maskenspiele hat: nur daß die Demaskirung im Leben weniger scherzhaft ist als auf einem Balle.

19.

Zum Lobe der Humanität.

Heißt es nicht Eulen nach Athen oder Salz nach Halle tragen, wenn einer auch nur ein Wort zu Gunsten der Humanität redet inmitten eines Geschlechtes, welches gerade diese Tugend unablässig im Munde führt und vermuthlich ebenso allgemein und eifrig ausübt? Oder sollten wir uns irren? Sollte auch die Humanität zu den Dingen gehören, deren Scheinwerth unsere Vorfahren hoch geschätzt und sorgfältig gehütet haben, bis die klugen Leute der Gegenwart dahinter gekommen sind, daß es im Grunde genommen nichts damit sei, daß sie zum ehrwürdigen Hausrath der Vergangenheit, zum unmodernen Gerümpel gehöre? In der That, die Stimmen mehren sich, welche uns glauben machen wollen, die Humanität habe sich überlebt, es sei an der Zeit, ihren Platz solideren und realeren Mächten einzuräumen. Wer heutzutage der Humanität eine Lobrede hält, setzt sich der Gefahr aus, als Phrasenmacher verspottet, als Ketzer verurtheilt zu werden.

Auf diese Gefahr hin sei es versucht, einer verkannten Größe neuen Lorbeer zu flechten, einer verachteten Göttin einen neuen Altar zu bauen. Die Humanität ist ein Kind der neueren Zeit, Italien und Deutschland sind ihre Heimathländer. Zwar ihr Name ist uralt, er weist zurück nach Rom, wo die humanitas zuerst, wie Herder sagt,

als eine Bezähmerin harter bürgerlicher Gesetze und Rechte, als die eigentliche Tochter der Philosophie und bildenden Wissenschaften einen hohen Namen gewann. Allein zu ihrem Vollbegriffe konnte sie nicht gelangen in einem Volke, welches die Menschheit und die Menschlichkeit gar zu gern auf die eigene Nation beschränkte, die bei den Griechen in die Schule gegangen war. Es war kein Zufall, sondern eine geschichtliche Nothwendigkeit, daß das Zeitalter der Reformation mit Vorliebe humaniora trieb und im Humanismus die Schriften der Alten als wesentliches Bildungsmittel benutzte. Aber erst das achtzehnte Jahrhundert hat das Wort Humanität geformt und ihm den Sinn der höchsten geistigen und sittlichen Bildung gegeben. Seitdem haben die besten Köpfe und edelsten Geister unseres Volkes daran gearbeitet, dieses Ideal deutlich zu gestalten, in seinen einzelnen Zügen zu vollenden, sein Bild überall, in Schulen und Kirchen, Familien und Ständen, Staaten und Reichen aufzurichten. Unsere Philosophen, unsere Dichter, unsere Schriftsteller sind Zeugen, Apostel und Priester der Humanität gewesen. Lessing hat in seinem Nathan das Hohelied der Humanität gesungen. Kant hat ihr den Weg gebahnt, indem er zum obersten Grundsatz der Moral die Forderung erhob: Handle nur nach der Maxime, von der Du zugleich wollen kannst, daß sie als allgemeines Gesetz für alle vernünftigen Wesen gelte. Herder hat in seinen Briefen zur Beförderung der Humanität alles zusammengetragen, was der Pflege edler Menschlichkeit zur Empfehlung gereichen konnte. Göthe und Schiller haben in ihren Dichtungen unvergängliche Verkörperungen jenes Geistes der Hoheit, des Heldenmuthes, der Wahrheitsliebe, der Duldsamkeit

geschaffen, den wir mit dem Gesammtnamen der Humaniät zu bezeichnen pflegen. Sie wollten, daß der Mensch im Menschen den Menschen erkenne und achte, liebe und ertrage; daß die Schranken der Nationalität, des Standes, des religiösen Glaubens die Menschen nicht verhindern, ihre gemeinsamen Ziele in's Auge zu fassen; daß alle Wohlgesinnten ihre Kräfte zum Besten des gemeinen Nutzens vereinigen möchten. In ihre Fußtapfen sind viele Tausende getreten, Fürsten und Bürger, Weltliche und Geistliche, Berühmte und Unberühmte. Die Humanität wurde so zu sagen zum Wahrzeichen der neuen Zeit: überall leuchtete ihr Licht, überall hin drang der belebende Strahl ihrer Wärme.

Wie, und so viel Arbeit sollte vergebens gewesen sein? Die Humanität, die Mutter aller Tugenden, der Pflichttreue, der Gerechtigkeit, des Mitleidens, der Duldsamkeit, sollte nachträglich von ihren undankbaren Kindern eine Stiefmutter gescholten und der pietätvollen Verehrung, die verblendete Geschlechter ihr gezollt hätten, verlustig erklärt werden? In der That, man traut seinen Ohren nicht, wenn man an Orten, wo sonst nur Weisheit und Erleuchtung reden, hören muß, wie die Humanität von oben herunter behandelt, mit unfreundlichen Beiwörtern bedacht, „verschwommen" und „vage" genannt wird. Freilich gehört die Humanität zu den Gütern des Lebens, die man nicht mit drei Worten erklären, mit zwei Sätzen klipp und klar erweisen kann; aber diese Unvollkommenheit theilt die Vokabel mit manchen anderen, die trotzdem zur Bezeichnung des Höchsten dienen und dienen werden. Ist die Gottheit etwa auch ein „verschwommenes" Ding, weil man sie Schulkindern und Philistern nicht zum Aus-

wendiglernen definiren kann? Ist die Religion ein „vager“ Springinsfeld, weil man sie nicht in Dogmen und Paragraphen einsperren kann? Ist der Begriff des modernen Staates ein ungreifbares Luftgebilde, weil er nirgends in Fleisch und Blut auf der Erde erscheint? Wer die Humanität ein verschwommenes und deshalb ziemlich werthloses Ding nennt, beweist damit nur, daß seine eigenen Vorstellungen von dieser herrlichen, göttlichen Gestalt verschwommene und ungenügende sind.

Und was hat man denn nun der Humanität entgegenzustellen? was hat man denn als lebendiger, realer, wirksamer an ihre Stelle zu setzen? Wie heißt die überlegene Macht, die der Humanität zurufen darf: ôte-toi, que je m'y mette? Ei nun, das Christenthum, das „positive“ Christenthum, das Bekenntnis, der confessionelle Glaube. Allen Respekt vor dem Christenthum, das ist auch uns das höchste, das preiswürdigste, das werthvollste Kulturmittel. Aber wie ist uns denn? Sind Christenthum und Humanität Gegensätze? Sind sie einander feindlich? Wir behaupten vielmehr: sie sind einander sehr ähnlich, einander durchaus freundlich gesinnt, auf das engste verwandt, ja bis zu einem gewissen Grade eines und dasselbe. Ohne Humanität gäbe es gar kein Christenthum, gäbe es überhaupt keine Religion. Alle Religion wurzelt in einem gewissen Sinne in der Humanität und alle Religion läuft zuletzt auf Humanität hinaus. Was hat der Stifter des Christenthums gelehrt, wenn nicht die Ausübung edler Menschlichkeit? Was hat er seinen Anhängern hinterlassen, wenn nicht ein Vorbild reinster Humanität? Welcher Art war die That jenes Samariters, den er als das Urbild der Barmherzigkeit darstellt? War

es eine That christlichen Bekenntnisglaubens, ehe es ein christliches Bekenntnis gab? O nein, es war eine That echter, uneigennütziger, hochherziger Humanität. Wo das Christenthum aus dem engen Rahmen dogmatischer Vorstellungen, formulirter Glaubenssätze heraustritt, da offenbart es sich in der Gestalt humaner Einrichtungen auf allen Gebieten des Lebens. Ein Christenthum ohne Humanität ist ein öder Dornenstrauch, eine unfruchtbare Distelstaude; das wahre Christenthum zeitigt königliche Früchte, wie der Weinstock seine Trauben, der Feigenbaum seine Feigen.

„Das Christenthum," sagt Herder in seinen oben erwähnten Briefen, „gebietet die reinste Humanität auf dem reinsten Wege. Menschlich und für jedermann faßlich, demüthig, nicht stolz automatisch, selbst nicht als Gesetz, sondern als Evangelium zur Glückseligkeit aller, gebietet und giebt es verzeihende Duldung, die das Böse mit Gutem überwindende thätige Liebe. Es gebietet solche nicht als einen Gegenstand der Spekulation, sondern giebt sie als Licht und Leben der Menschheit, durch Vorbild und liebende That, durch fortwirkende Gemeinschaft. Es dient allen Klassen und Ständen der Menschheit, bis in jeder jedes Widrige zu seiner Zeit von selbst verdorrt und abfällt. Humanität ist der Charakter unseres Geschlechts. Das Göttliche in unserem Geschlecht ist Bildung der Humanität; alle großen und guten Menschen, Gesetzgeber, Erfinder, Philosophen, Dichter, Künstler, jeder edle Mensch in seinem Stande, bei der Erziehung seiner Kinder, bei der Beobachtung seiner Pflichten, durch Beispiel, Werk, Institut und Lehre hat dazu mitgeholfen. Humanität ist der Schatz und die Ausbeute aller mensch-

lischen Bemühungen, gleichsam die Kunst unseres Geschlechts. Die Bildung zu ihr ist ein Werk, das unablässig fortgesetzt werden muß; oder wir sinken, höhere und niedere Stände, zur rohen Thierheit, zur Brutalität zurück."

Wahrhaftig, es thut Noth, der Gegenwart, welche einen kräftigen Anlauf nimmt, durch Buchstabenglauben und Fanatismus sich um die besten Früchte des praktischen Christenthums zu betrügen, einmal wieder zum Bewußtsein zu bringen, daß ein Christ zu sein, zuletzt doch keinen besseren Sinn hat als den: ein Mensch zu sein.

Und diejenigen, welche die eben angeführten Worte eines deutschen Dichters nicht überzeugen können, werden vielleicht den Worten eines Höhergestellten ihre Zustimmung nicht versagen. In seinen Jugendjahren hat ein später berühmt gewordener Mann einen Brief über die Humanität geschrieben. Von diesem Briefe sagt er in einer seiner anderen Schriften: „Es scheint, man stärke sich in einer Gesinnung, wenn man seinem Geist alle Gründe vorhält, die sie unterstützen. Und dies bestimmte mich, über die Humanität zu schreiben. Sie ist, nach meiner Meinung, die einzige Tugend, und soll insonderheit denen als Eigenthum zugehören, die ihr Stand in der Welt unterscheidet." Der jenen Brief und dieses Urtheil geschrieben hat, war König von Preußen und hieß Friedrich der Große.

20.
Schadenfreude.

Je tiefer wir in die Verborgenheiten des menschlichen Herzens hinabsteigen, desto deutlicher erkennen wir, daß der Egoismus die stärkste Triebfeder unseres Handelns sei. Daß wir leben und uns wohl befinden, ist der Ausgangspunkt unserer Wünsche und Pläne. Läßt man den Egoismus sich schrankenlos entfalten, so wird er unter gegebenen Umständen zur offenbaren Bosheit. Dieselbe gleicht einem Raubthier, das alles Fremde haßt und vernichtet, nur die eigenen Jungen hätschelt und füttert. Ein Lieblingskind der Bosheit ist die Schadenfreude, die unter den Menschen eine größere Rolle spielt als die Optimisten zugeben. Es lohnt der Mühe, ihr ein wenig auf den Zahn zu fühlen.

Schopenhauer charakterisirt sie in seiner Schrift über die Grundlage der Moral etwa folgendermaßen. Die Schadenfreude ist in gewissem Betracht das Gegentheil des Neides. Jedoch ist Neid zu fühlen menschlich, Schadenfreude zu genießen teuflisch. Es giebt kein unfehlbareres Zeichen eines schlechten Herzens und tiefer moralischer Nichtswürdigkeit als einen Zug reiner, herzlicher Schadenfreude. Man soll den, an welchem man ihn wahrgenommen, auf immer meiden. Neid und Schadenfreude sind an sich bloß theoretisch, praktisch werden sie Bosheit und Grausamkeit. Der Egoismus kann zu Verbrechen und Un-

thaten aller Art führen, aber der dadurch verursachte Schaden und Schmerz anderer ist ihm bloß Mittel, nicht Zweck, tritt also nur accidentell dabei ein. Der Bosheit und Grausamkeit hingegen sind die Leiden und Schmerzen anderer Zweck an sich und dessen Erreichen Genuß. Dieserhalb machen jene eine höhere Potenz moralischer Schlechtigkeit aus. Die Maxime des äußersten Egoismus ist: Hilf niemandem, schade vielmehr allen, wenn es dir nützt. Die Maxime der Bosheit ist: Schade allen, soviel du kannst. Wie Schadenfreude nur theoretische Grausamkeit ist, so Grausamkeit nur praktische Schadenfreude, und diese wird als jene auftreten, sobald die Gelegenheit kommt.

Einige Bemerkungen mögen zur Erläuterung dieser Auffassung dienen. Daß eine Anlage zur Schadenfreude dem Menschen angeboren ist, lehrt die Beobachtung von Kindern und Naturmenschen. Wenn von spielenden Kindern eins auf die Nase fällt, werden die übrigen zunächst unwillkürlich in ein heiteres Gelächter ausbrechen, und erst wenn Geschrei und Blut einen ernsteren Unfall melden, werden sie Thränen, Mitleiden und Hilfe herbeibringen. Man könnte sagen, das Mißgeschick des Spielgefährten diene nur der Abwechselung und Unterhaltung des Spieles, aber warum erzeugt nicht ein glücklicher Einfall, eine vorzügliche Leistung des Kameraden dieselbe Fröhlichkeit? Wenn vier Kinder gemeinschaftlich ihr Butterbrot verzehren, so kann dreien derselben kein lebhafteres Vergnügen widerfahren, als wenn das vierte sein Stück auf die Erde fallen läßt, und zwar wird das Lachen um so herzlicher klingen, je vollständiger die Butterseite den Sand berührt hat. Wo gemeines Volk sich prügelt, da muß der Geprügelte zu den Püffen seines Gegners den jauchzenden Spott der

Zuschauer in den Kauf nehmen. Die feineren Sitten der guten Gesellschaft verhindern nicht den wenn auch gemäßigten Ausbruch der Freude der Vielen über das Malheur des Einen. Ein Versehen im Sprechen, eine ungeschickte Bewegung, eine unüberlegte Äußerung wird augenblicklich das Signal zur Lustigkeit, die der eine unter einem krampfhaften Zucken der Mundwinkel halb versteckt, der andere durch witzige oder boshafte Bemerkungen zum besten giebt.

Doch pflegt ein Unterschied in Bezug auf die Personen der Opfer gemacht zu werden. Trifft in der Schule Scheltwort und Stock des Lehrers einen wohlgelittenen, verträglichen, beliebten Schüler, so mischen sich in die Wehklagen des Gezüchtigten, welche die Roheren mit grinsendem Behagen begleiten, doch auch die halblauten Bezeugungen des Bedauerns seitens der Zarteren. Wird dagegen die Exekution an einem naseweisen, tyrannischen, mißliebigen, verhaßten Mitschüler vollstreckt, so jauchzt die ganze Klasse über die wohlverdiente Justiz. Wenn ein solides Handelshaus große Verluste ohne nachweisliche Schuld erleidet, so fehlt ihm nicht die Theilnahme, unter Umständen die Unterstützung der ehrenhaften Geschäftswelt; bricht dagegen eine Schwindelfirma nach unreellen und betrügerischen Manipulationen zusammen, so darf man sicher sein, daß nicht bloß die interessirten Konkurrenten, sondern auch die nur mit ihrem Rechtssinn Betheiligten das Eingreifen der Nemesis mit einer gewissen Erleichterung und Befriedigung begrüßen werden.

Ueberhaupt darf man nicht übersehen, daß nicht selten das Gerechtigkeitsgefühl Antheil an der sogenannten Schadenfreude hat. „Das ist recht!“ pflegen wir instinktiv auszurufen, wenn ein Spitzbube erwischt, ein Heuchler

entlarvt, ein Verbrecher abgeurtheilt wird. Nicht die Pein des Uebelthäters gereicht uns in diesem Falle zur Freude, sondern die Sühne, welche der übertretenen Ordnung, dem getäuschten Vertrauen zutheil geworden ist.

Als im letzten Kriege Frankreich eine Schlappe nach der andern erhielt, da triumphirte nicht allein der deutsche Patriotismus über den besiegten und unschädlich gemachten Feind, sondern über Deutschland hinaus empfand man eine gewisse Genugthuung darüber, daß die anmaßende Großsprecherei eine gehörige Demüthigung erfahren habe und die zur Störung des europäischen Friedens geneigte Unruhe in ihre Schranken gewiesen worden sei.

Aber haben wir nicht auch die Verluste an Menschenleben und Wohlstand, welche unsere Feinde beweinten, mit ihnen beklagt? Haben wir nicht Verständnis und Mitgefühl für den Schmerz eines Landes gehabt, welches Hunderttausende von Soldaten, Milliarden an Geld, blühende Provinzen und kriegerischen Ruhm zugleich einbüßte? An diesem Punkte scheiden sich die menschlichen Naturen in solche, die mit hämischer Bosheit des fremden Unglücks spotten, und andere, die auch dem Gegner Menschlichkeit und Mitleiden nicht versagen. In der That, es liegt etwas Teuflisches in der Schadenfreude. Ja was ist im Grunde genommen der sogenannte Teufel anders als die Verkörperung der Bosheit, die überall Zwietracht säet, Unheil stiftet, Wunden schlägt und sich an den Qualen ihrer Opfer weidet? Und doch ist kein menschliches Herz völlig frei von dieser satanischen Regung, vielmehr empfindet auch der wohlerzogene und fromme Mensch nicht selten zu seiner Beschämung, daß in den' Mißerfolgen und Widerwärtigkeiten seines besten Freundes

etwas sei, das ihm nicht mißfällt. Und versucht nicht sogar ein überspannter Seligkeitsbegriff die Wonne der Erlösten zu steigern durch das Angstgeschrei und die Höllenpein der Verdammten, auf welche jene schadenfroh herablächeln werden?

21.
Himmelfahrt.

Im Atlantischen Ocean, nordwestlich von St. Helena, liegt ein vulkanisches, von wilder Brandung umtostes Eiland. Am Himmelfahrtstage 1508 von einem portugiesischen Seefahrer entdeckt erhielt die Insel zu Ehren dieses Tages den Namen Ascension (Himmelfahrt). Die Kultur hat auch diese entlegene Felsenwüste bewässert und bepflanzt, die englische Seemacht hat einen Ankerplatz und ein Fort angelegt.

Solch eine einsame Insel inmitten der wogenden Bewegung des Erdenlebens ist das Fest, welches die Christenheit vierzig Tage nach Ostern, zehn Tage vor Pfingsten begeht. Der kühne Glaube hat den Zugang zu diesem unwirthlichen Gestade gebahnt, das Schiff der Kirche hat hier einen seiner festesten Ankerplätze gefunden.

Schon im Ausgange des dritten Jahrhunderts wurde das Himmelfahrtsfest kirchlich gefeiert. Die derbe Sinnlichkeit des Mittelalters verlangte eine augenfällige Symbolik desselben: man zog in den Kirchen ein geschnitztes Christusbild an Stricken in die Höhe und warf eine Teufelsfratze von oben zur Erde, um den Sieg Christi und den Sturz des Satans kräftig darzustellen. In Venedig verband man bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Himmelfahrtsfeste die prunkvolle Vermählung des Dogen mit dem Adriatischen Meere.

Was mag Friedrich II. von Preußen veranlaßt haben, dieses Fest für seine Staaten abzuschaffen? Ohne Zweifel dasselbe, was seinen Nachfolger bewog, es wieder einzuführen: die verschiedene Auffassung der religiösen Bedeutung desselben.

Um die Entstehung der Vorstellung einer Himmelfahrt zu begreifen muß man zweierlei berücksichtigen, erstlich die göttliche Verehrung Jesu nach seinem Tode, sodann den damaligen Stand der Naturerkenntnis. Hatte einmal der Glaube der ersten Christen das Grab des Meisters geöffnet, die Spuren seines Todes beseitigt, die Schmach seiner Kreuzigung überwunden, die Gewißheit seiner Neubelebung erfaßt, so ergab sich von selbst die Forderung eines definitiven Abschlusses dieser Laufbahn, einer Entrückung dieser Persönlichkeit, eines Schlußtableaus dieses Dramas. Der Prozeß, kraft dessen sich diese Vorstellung vollzog, erfolgte nicht mit einem Schlage, sondern stufenweise, und ein kundiges Auge sieht noch heute in den evangelischen und apostolischen Schriften die Stadien dieses Prozesses, hier deutlich, dort verschwommen. Nach der älteren Ueberlieferung stieg der Auferstandene, nachdem er am Auferstehungstage seinen Jüngern erschienen war, sogleich vor ihren Augen zum Himmel auf. Die spätere Anschauung schob zwischen Auferstehung und Himmelfahrt einen längeren Zeitraum des mysteriösen Verkehrs zwischen dem Meister und seinen Jüngern. So verdichtete sich allmälich der Himmelfahrtsglaube zu der Annahme einer leiblichen und räumlichen Erhebung Jesu in den Himmel.

In welchen Himmel? Nun in den Himmel der alten Weltvorstellung, in den Himmel, wo Gott wohnt, wo die Seligen sich aufhalten, wo das wahre Glück zu Hause ist,

an dem die Sonne leuchtet und die Sterne glänzen, aus welchem aller Segen fließt und aller Trost herniederträufelt. In diesem Himmel sitzt der vollendete und verklärte Weltheiland zur rechten Hand seines göttlichen Vaters, und das Apostolikum erwartet, daß er einst aus diesem Himmel abermals zur Erde herabkommen werde, zu richten die Lebendigen und die Todten.

Es giebt noch immer eine Christologie, welche diesen Charakter des Himmelfahrtsglaubens mit Zähigkeit festhält. Dem grausigen Wunder der Auferweckung eines Leichnams läßt sie das luftige eines Aufschwebens dieses Leibes in einen räumlichen Himmel folgen. Ohne Himmelfahrt keine Auferstehung, ohne Auferstehung kein lebendiger Christus, ohne ihn kein Christenthum: — das ist die Argumentation dieser Theologie, für welche die Naturgesetze nur Seifenblasen, die Ordnungen des menschlichen Lebens nur Spinngewebe sind.

Seit Kopernikus ist der Himmel nicht mehr ein festes, die Erde umschließendes Gewölbe, sondern der unendliche Raum, in welchem unsere Erde wie die übrigen Himmelskörper ihre Bahn beschreibt. Durch diese veränderte Weltanschauung ist durchaus nicht eine Vernichtung der Ideale des Christenthums geschaffen worden. Was die letzteren betrifft, so findet die Forderung einer Apotheose des Stifters der christlichen Religion ihre Befriedigung auch ohne die unhaltbare Vorstellung einer leiblichen Himmelfahrt. Er war nicht mehr auf der Erde, — diese Gewißheit war der Keim, aus welchem in dem fruchtbaren Boden des Urchristenthums das stattliche Gewächs des Glaubens aufstieg, er sei das erhöhte, verklärte, vergeistigte Oberhaupt seiner Gemeinde. Zu seinen Füßen liegt die Erde, die ihn gemißhandelt und getödtet hat, deren Fluch

er mit dem Segen seines Evangeliums vergilt; entrückt ist er dem Schauplatz und Kampfplatz seiner irdischen Thätigkeit, und froh bewegt schauen die Seinen ihm nach in das Reich der Vollendung, zu welchem sie selbst sich erheben, je fester sie an ihm hangen.

Diesen Himmel raubt uns kein Kopernikus. Er ist und bleibt das Symbol einer der fruchtbarsten und stärksten religiösen Ideen, der Idee der Vollendung. Das Himmelreich, das Jesus aufgeschlossen hat, ist nicht außer und über uns, sondern in uns. Jedes Streben nach sittlicher Verbesserung, jede fromme Ergebung in den Willen Gottes, jede erfolgreiche Bekämpfung der Sinnlichkeit, jede große und jede kleine That im Dienste der Menschheit sind ein Weg zum Himmel. Der Eintritt in diesen Himmel wird nicht mit Ablaßgeld erkauft, nicht in Mönchszellen erfastet und erkniet, nicht in der Todesangst der letzten Stunde erbettelt, nicht durch wohlbestandene Glaubensexamina rite erworben, sondern dieser Himmel steht jedem offen, der in Gott lebt, kämpft und leidet, in Gott seine Bahn vollendet und seine Ruhe findet. So verstanden ist die Himmelfahrtsfeier ein Zeugnis und Sinnbild der Erhebung und Verklärung, die dem irdischen Leben durch die Religion des Geistes zu theil wird.

22.

In Feld und Wald.

Leichte Silberwolken schweben
Durch die erst erwärmten Lüfte,
Mild, von Schimmer sanft umgeben,
Blickt die Sonne durch die Düfte;
Leise wallt und drängt die Welle
Sich am reichen Ufer hin;
Und wie reingewaschen, helle,
Schwankend hin und her und hin
Spiegelt sich das junge Grün.

So begrüßt der Dichter den Mai, dem kein Spott und kein Nachtfrost den Vorzug streitig macht, der wunderschöne unter den Monaten zu sein. Wohl dem, der die linden Mailüfte nicht bloß in Göthes Poesieen wehen fühlt, sondern der in Wirklichkeit die Brust in Sonnenschein und Waldesduft baden darf. In diesen Tagen thun sich die Hausthüren auf wie die Kerkerpforten und aufathmend von langer Haft in dumpfen, künstlich erwärmten Räumen strömt Jung und Alt hinaus vor die Thore der Stadt, um zwischen keimenden Aeckern und sprossenden Wiesen die Luft der Freiheit zu athmen. Da treibt es mit sanfter Gewalt auch solche hinaus, die Monate lang von der Natur nichts weiter gesehen haben als den schmalen Himmelsstreifen zwischen den Häuserreihen. Da trägt die Mutter ihr junges Kind, das sie bisher vor jedem Luft-

zuge ängstlich behütet hat, auf den sonnigen Platz, damit es die Aeuglein zu den nahen Zweigen und dem fernen Himmelsblau erhebe. Da wird von vielen der Glockenruf zum Gotteshause überhört und an den Kirchen vorüber fluthet der Strom geschmückter Menschen, denen heute der Buchenwald ein festlicherer Dom zu sein dünkt als die steinernen Mauern und der Nachtigallschlag ein würdigeres Lied zum Preise des Schöpfers als der orgelrauschende Choral.

Was ist es denn, was in den Maientagen die Häuser und Straßen entvölkert und die Spazierwege und Büsche mit frohen Menschen füllt? Ist es wirklich nichts anderes als die Lust der Bewegung, das wohlthuende Gefühl der Wärme, das behagliche Einathmen von Sauerstoff, die ungezwungene Geselligkeit? O nein, es ist noch ein anderes Verlangen, welche sich nicht auf die Organe des Leibes beschränkt, es ist das Verlangen des menschlichen Herzens, in der verjüngten Natur die Größe und Güte Gottes dankbar zu empfinden. Zwar unsere gegenwärtige Kirchlichkeit ist der frommen Freude am Blühen und Prangen der Natur nicht eben sonderlich hold. Eine Predigt am Ostermorgen, die auf dem Wege zum leeren Grabe des Herrn auf einen Augenblick bei den Gräsern verweilt, die das schüchterne Haupt aus verwelkten Rainen erheben, und bei den Knospen, die an kahlen Aesten schwellen, entgeht dem Vorwurfe des Rationalismus nicht. Eine Betrachtung am Pfingstfeste, die das Wehen des göttlichen Geistes nicht bloß in jener Versammlung der Jünger spürt, da sie alle einmüthig bei einander waren, sondern auch in dem Windhauche, der die Saaten beugt und die Blumen küßt, muß sich gefallen lassen, unkräftig und

flach gescholten zu werden. Freilich auf den Blättern der Fliederbüsche steht nichts vom Credo geschrieben und der murmelnde Quell am Waldesrande hat mit den ehrwürdigen Quellen evangelischer Ueberlieferung nichts als den Namen gemein. Das Wachsthum der Pflanzen erzählt nichts von Durchbrechungen und Veränderungen der ewigen Naturordnungen, sondern stellt diese Gesetze selbst in tausendfältiger Wiederholung dar. Die Frühlingswelt in ihrer alljährlich wiederkehrenden Schönheit berichtet nichts von den Wandelungen des Glaubens, kraft deren die Menschen die Grundvorstellungen der Religion zehnmal und zwanzigmal gemodelt haben, wie der Geist der Zeit und die Gunst der Großen es verlangten, sondern sie predigt heute wie vor tausend Jahren denselben Text: die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag.

Aber was schadet im Grunde genommen diese Bekenntnislosigkeit der Natur selbst gegenüber dem hergebrachten und nach heiliger Schrift und geweihter Rede verlangenden religiösen Bedürfnis? Eine Offenbarung ist auch die Natur, eine Offenbarung nicht bloß des Schöpfers, der Himmel und Erde gemacht hat, sondern auch des Vaters, der seine Sonne scheinen läßt über die Bösen und Guten und regnen über die Gerechten und Ungerechten. Das hat vor Zeiten schon das Volk erkannt, welchem wir die Vorbereitungen und Ursprünge des Evangeliums verdanken. Welch eine Fülle der Anschauungen, welch eine Tiefe der Betrachtung, welch eine Poesie der Schilderung finden wir im Psalmbuche niedergelegt! Da werden die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Meer und was sonst im Meere sich regt, zu Ausrufen der Andacht:

Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen! Da wird die Majestät des Gewitters mit dramatischer Lebendigkeit dargestellt: die Erde bebte und ward bewegt und die Grundfeste der Berge regten sich und bebten, da er zornig war, Dampf ging auf von seiner Nase und verzehrendes Feuer von seinem Munde, daß es davon blitzte; er neigte den Himmel und fuhr herab, Dunkel war unter seinen Füßen und er fuhr auf dem Cherub und flog daher, er schwebte auf den Fittigen des Windes. In der Höhe und in der Tiefe findet der Dichter die Werke Gottes: die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündigt seiner Hände Werk; ein Tag sagt es dem andern und eine Nacht thut es kund der andern. Der Sturmwind ist nichts anderes als die Stimme des Herrn: die Stimme des Herrn geht auf den Wassern, der Gott der Ehren donnert, der Herr auf großen Wassern, die Stimme des Herrn geht mit Macht, die Stimme des Herrn geht herrlich, die Stimme des Herrn zerbricht die Cedern, der Herr zerbricht die Cedern auf dem Libanon. Unermeßlich ist die Liebe Gottes: Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist, und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen; deine Gerechtigkeit steht wie die Berge Gottes und dein Recht wie große Tiefe; Herr, du hilfst beiden, Menschen und Vieh. Lobt unsern Gott, ruft der Psalmist, lobt ihn mit Harfen, der den Himmel mit Wolken bedeckt und giebt Regen auf Erden, der Gras auf Bergen wachsen läßt, der dem Vieh sein Futter giebt, den jungen Raben, die ihn anrufen!

Wollte einer sagen, das sei alttestamentlich, heller und reiner brenne die Flamme der Offenbarung in den Urkunden, die vom Leben und Werke des Erlösers erzählen?

Nun denn, wer hat die Bilder und Erscheinungen der Natur zarter erfaßt, sinniger ausgelegt, erschöpfender verwerthet als der Erlöser selbst? Ihm wird jedes Ackerfeld zu einem Sinnbild des menschlichen Herzens, das seine Steine, seine Dornen und Disteln trägt, aber auch seine Frucht bringt zu seiner Zeit. Seinem Auge stellt sich das allmälich wachsende Senfkorn als ein Gleichnis des langsam sich entwickelnden Himmelreiches dar. Er erkennt in dem unfruchtbaren Feigenbaum das Gegenbild seines unergiebigen Volkes, in der farbenprächtigen Lilie das Vorbild eines sorglosen, gottvertrauenden Gemüthes. Immer und überall lehrt er uns die Natur betrachten als eine beredte Predigt der göttlichen Allmacht und Liebe, als einen Abglanz des ewigen Lichtes, welches der Geist Gottes im Geiste des Menschen entzündet hat, als eine liebliche Hülle des Kernes der Wahrheit; nie und nirgends muthet er uns zu, die Natur als ein Satanswerk zu fliehen, das unsere Sinne bestricke, unsere Seele verderbe, den schwachen Geist durch das stärkere Fleisch bändige.

Und wir sollten uns die Freude an der Natur vergällen lassen durch die thörichten Reden solcher, die in maßloser Ueberspannung des Begriffes der einmaligen geschichtlichen Offenbarung die tausendmaligen Offenbarungen göttlicher Kräfte übersehen oder unterschätzen, die uns täglich in Feld und Wald umgeben? Wer eine reine Freude an den Dingen der Natur empfindet, der hat kein verschlossenes oder verstocktes Herz, der öffnet sein Ohr auch willig der Botschaft, welche die Mühseligen und Beladenen zur Erquickung ruft. Dagegen wer stumpf und gleichgiltig am Wechsel der Jahreszeiten und ihren Blüthen und Früchten, ihren Schrecken und Schauern vorübergeht, der vernimmt

auch nichts von der wunderbaren Kunde, daß der Unerschaffene mit menschlichen Fußstapfen über die Erde gewandelt sei und das Leben den Tod überwunden habe. Es liegt eine ungeheure, überwältigende Macht in den Gebilden der Natur, die ohne weiteres religiös stimmt. Auf steiler Alpenhöhe, inmitten starrenden Eises und zackiger Schneegipfel fühlt sich der Mensch der Gottheit näher als in den menschenwimmelnden Wohnungen, in sein Auge stürzt die Thräne, er beugt sich tief vor der Erhabenheit, in welcher er verschwindet wie ein Nichts, und welche ihn dennoch gewürdigt hat, ihre Wunder zu schauen. Aber nicht minder großartig und ergreifend wirkt auf ihn die mit künstlichen Mitteln geübte Betrachtung der Naturerzeugnisse im kleinen: er suchte ein Baumblatt, ein Insektenauge, und er fand Gott den unendlichen.

Jahr für Jahr macht die Naturwissenschaft bedeutende und folgenreiche Fortschritte in der Erkenntis der Gegenstände, die sie ihrer Aufmerksamkeit unterzieht, und kein Veto einer in fremdes Amt greifenden Theologie hemmt ihren Lauf. Welche Gefahr sollte auch dem Glauben vom Wissen drohen, vorausgesetzt, daß beide es mit der Wahrheit genau nehmen und gleichermaßen den täuschenden Schein verachten? Nun aber sind wissenschaftliche Forschungen nicht jedermanns Sache, sondern die große Mehrzahl muß sich begnügen, auf Treu und Glauben anzunehmen, was die Kundigen lehren. Eins aber könnnen wir alle, Gelehrte und Ungelehrte, Glaubende und Wissende: mit voller Empfänglichkeit des Herzens uns den Einwirkungen der Natur hingeben, in welcher wir die deutlichen Spuren desselben Gottes verehren, der den Völkern ihre Bahnen vorschreibt und ihre Wendepunkte bestimmt.

Je unbefangener wir rings um uns her das Schaffen und Weben des göttlichen Geistes betrachten und sinnend in uns aufnehmen, desto deutlicher werden wir auch in der Tiefe unsrer eigenen Brust die Stimme hören, die uns zur Demuth und Ergebung in den Willen des himmlischen Vaters, zur Selbstverleugnung und zur Buße ruft. Mag auch das Evangelium einem kurzsichtigen Auge wie ein Fremdling erscheinen zwischen Vogelsang und Blätterwehen und Waldesrauschen: in seine Harmonie lösen zuletzt doch auch die jauchzenden und klagenden Töne der Natur sich auf. Darum sei uns willkommen als ein Gruß der Freude in einem Leben voll Plage und Jammer, du wunderschöner Monat Mai, den wir mit dem Dichter grüßen:

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!
Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch
Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

23.

Pfingsten.

Wie die Häuser sich mit grünen Maien schmücken! Wie sich die Fenster öffnen, um die warme, würzige Sommerluft einzulassen! Wie die Städter in festlichem Putz schaarenweise ins Freie ziehen, um zwischen den Saaten, mitten im Walde, oben auf den Bergen zu jauchzen und zu spielen! Wie unter der Dorflinde bei Tanz und Bier die ländliche Jugend der harten Arbeit vergangener Wochen spottet! Wie die Rosse und die Dampfthiere keuchen, um die Unlasten großer und kleiner Menschen von einer Stadt zur andern, von einem Bahnhof zum andern zu schleppen, alle der Freude, dem Vergnügen entgegen!

Also das ist Pfingsten? Die sonst so graue Erde für ein paar Tage zu einem Paradiese umgewandelt, die sonst so gedrückten Menschen für etliche Stunden aufathmend in derber Lust des sinnlichen Genusses? O nein, das ist nur die äußere Seite einer Festfeier, deren Bedeutung tief und innerlich in der Natur des menschlichen Herzens und in der Geschichte der Völker begründet liegt. Hier reichen wieder einmal uralte Volkssitte und religiöse Ueberlieferung die Hand zum Bunde; — wer will diese Verschlingung lösen, ohne der einen oder der andern wehe zu thun?

Eine wunderbare Mär wissen die heiligen Schriften über den Ursprung dieses Festes zu berichten. In ernster Versammlung sitzen die Anhänger Jesu, um Rath zu halten, wie der verfehmten Christuslehre ein Weg in die Welt zu bahnen sei. Plötzlich erschüttert ein Windstoß das Haus, Feuerflammen erscheinen auf den Häuptern der Jünger, in fremden Sprachen beginnen sie zu predigen, so daß die herzuströmenden Fremden ihre Muttersprache zu vernehmen glauben; Spötter reden ein Wörtchen von Trunkenheit; die Menge aber lauscht begeistert der großen Predigt des Petrus. Wer löst das Räthsel, wer deutet die Bilder?

Um die elementare Kraft des Geistes anschaulich zu machen, gibt es keine passenderen Symbole, als die beiden des Windes und des Feuers. Sie treffen, wie keine anderen, das Wesen des urchristlichen Geistes. Wie ein Sturmwind fegte er über die Erde, erschütterte den Opfertempel Jehovahs, daß er krachend zusammenfiel, warf die Marmorbilder der griechischen und römischen Götter um, rüttelte die Völker aus trägem Schlafe, verbreitete weithin den frischen belebenden Hauch einer neuen Zeit. Seine Sturmnatur hat der Geist des Christenthums behalten durch die wechselnden Zeitläufte der Kirchengeschichte hindurch. Papstthum und römischen Götzendienst hat er niedergeworfen im glorreichen Jahrhundert der Reformation, und wenn sie heute ihr Haupt dreist auf's neue erheben, so wird derselbe Geist sie auf's neue niederwerfen, sicherer als Zwangsgesetze und Ungunst der Großen es vermöchten. Zuweilen säuselt der christliche Geist um die Köpfe wie ein milder Frühlingswind; aber wenn Pfaffentrug und Herrschgier ihn zum Zorn reizen, so regt er gewaltig seine Schwingen und verkündigt schwer athmenden Geschlechtern den Anbruch

einer neuen, besseren Zeit, wo der Buchstabe abermals dem Geiste weichen muß.

Und die Feuerflammen? Lodern sie nicht heute noch aus den Augen, von den Lippen beredter Männer, welche dem staunenden Volke die großen Thaten Gottes in der Natur und in der Geschichte melden und auslegen? Brennt nicht die heilige Flamme der Begeisterung in der Brust derjenigen, die dem verachteten, verspotteten Evangelium eine Gasse bahnen wollen durch die schläfrige, arge Welt? Freilich, an dieser Flamme entzünden auch falsche Propheten das unheilige Feuer des Glaubenshasses, die frevle Fackel der Zwietracht in Kirchen und Gemeinden; aber an demselben Herde fängt nicht minder der Funken heiliger Gottesfurcht und muthiger Aufklärung immer wieder neue Nahrung.

Parther, Meder und Elamiter, Leute aus Phrygien und Pamphylien, Kreter und Araber hörten damals in der Rede der Galiäer den mütterlichen Laut. Heute versteht man die Sprache des Evangeliums in allen Zungen und unter allen Zonen; in fast alle Sprachen der Erde ist die Bibel übersetzt, und die sonst getrennt sind durch Berge, Ströme, Sitten und Ueberlieferungen, wissen sich verbunden in der Einheit desselben Gehorsams gegen das Gebot der Menschenliebe, das der Apostel von Nazareth aufgestellt hat.

Hier verstummt der Spott leichtfertiger Thoren, die den Geist verachten, weil sie ihn nicht kennen. Groß sind die Worte der Schrift, herrlich in der Form, köstlich im Sinn; aber größer ist der Geist, der sie beseelt und getrieben hat, der alten Welt ein neues Leben einzuhauchen. Was unsrer Kirche gegenwärtig noth thut, das sind keine

Zwangsmaßregeln, keine Bekenntnisse, keine volksbeglückenden Hofprediger und Glaubensrichter, sondern das ist Geist, lebendiger Geist, ein neuer Geist der Verständigung und der Eintracht, dieser aber ist kein anderer als der alte Geist des ersten Pfingstfestes, dem wir heute neue Lieder singen.

24.

Das Fest des Geistes.

In den Pfingsttagen liegt ein eigenthümlicher Zauber über der Natur, der selbst diejenigen nicht unberührt läßt, die sonst mit stumpferen Sinnen an den Herrlichkeiten der Schöpfung vorübergehen. Der Frühling hat den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht und wonnetrunken schweift unser Auge über die Landschaft hin, die wie ein großer geschmückter Garten vor uns daliegt. Die Nachwehen des Winters, die uns noch einmal erschreckten, um uns desto ungeduldiger auf den lange entbehrten Sonnenschein zu machen, sind nun endlich verscheucht, üppig sprießen die Saaten Halm an Halm aus dem regengetränkten Boden, blau und roth und gelb grüßen uns auf duftigen Wiesen viele tausend Blumen und zum Himmel empor strecken die Bäume ihre Kronen, dicht belaubt und blüthenbeladen. Wer erschuf das Alles und wer ließ es wachsen? Die prangenden Felder und Wälder sehen wir wohl, aber die Hand, die sie schmückte, sehen wir nicht; die Ströme und Bäche sehen wir durch gesegnete Auen gleiten, aber die Kraft, welche Auen und Quellen ins Leben rief, bleibt unseren Augen verborgen.

Aehnlich verhält es sich mit dem geistigen Leben der Völker. Auch dieses geistige Leben hat seine Höhepunkte

und die Stiftung der christlichen Kirche, deren Gedächtnis wir in diesen Tagen begehen, bezeichnet wie kaum ein anderes Ereignis einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit. Von diesem Punkte gehen die Strahlen aus, welche die folgenden Jahrhunderte geistig erleuchteten; von hier nehmen die Fortschritte der Bildung und Gesittung ihren Ursprung, welche uns noch heute beherrschen. Allein wenn wir fragen: wo ist die Hand, welche diesen Wendepunkt herbeiführte, und wo ist die Kraft, welche diese gewaltigen und beispiellosen Veränderungen hervorrief, dann wird uns dieselbe Antwort zu Theil, wie in dem Blüthensegen der Natur: es ist ein Unsichtbares, ein Göttliches, ein Geistiges, welches der Menschheit eine neue Bahn vorschrieb. Die Bedeutung des Pfingstfestes ist nicht zu verstehen ohne Würdigung des schöpferischen und umgestaltenden Gottesgeistes.

Daß der menschliche und geschichtliche Stifter der christlichen Kirche kein anderer sei als Jesus Christus, dessen Namen sie trägt, bedarf keines Beweises. Denn er hat zuerst die Grundsätze ausgesprochen, auf denen das ganze Gebäude der christlichen Lehre aufgeführt worden ist; er hat der religiösen Weltanschauung die völlig neue Richtung gegeben, welche ihr bis auf diese Stunde eigen ist; er hat das erste kleine Häuflein von Zeugen und Boten der neuen Weisheit um sich versammelt; kurz er ist durch seine Person so sehr der Mittelpunkt der neu gegründeten Gemeinschaft, daß seinen Namen auszustreichen dieselbe Undankbarkeit sein würde, wie wenn ein Kind seinen Vater oder seine Mutter verleugnen wollte. Allein eine religiöse Genossenschaft mit besonderen Gesetzen,

Ordnungen und Einrichtungen, eine an geschriebene Glaubenssätze gebundene Vereinigung, eine Bekenntnisgemeinde im Sinne der späteren Zeit hat er nicht gestiftet. Sein Werk ruht auf der lebendigen, treibenden, organischen Kraft des göttlichen Geistes. Dieser Geist hat ihm seine Reden eingegeben, ihn bei der Ausführung seiner Thaten begleitet, ihn in der Noth des Todes gestärkt. Dieser Geist hat seine durch die Schrecken des Kreuzes aus einander gesprengten Jünger zu gemeinsamer Arbeit zusammengerufen und die von einander abweichenden geistigen Richtungen eines Petrus und Paulus, eines Jakobus und Johannes einem gemeinschaftlichen Ziele zugeführt. Dieser Geist hat die apostolischen und evangelischen Schriften verfaßt, in deren Darstellungen ein scharfes Auge nur verschiedene Strahlenbrechungen eines und desselben Lichtes erkennt. Dieser Geist hat der Botschaft des Evangeliums die Heidenländer erschlossen und den Klöstern, Kirchen und Bildungsanstalten der christlichen Gemeinde überall sichere und geschützte Stätten bereitet.

Was wäre die Kirche des Mittelalters ohne den Geist Gottes, der auch sie trägt und hält, leitet und regiert? Zwar eine Zeit lang schien es, als sei die Geisteskirche sich selbst untreu geworden, indem sie den freien Strom der Frömmigkeit in ein enges künstliches Bett dogmatischer Bestimmungen einzwängte, sich ein verkörpertes Oberhaupt in der Person des Papstes gab, der eine dreifache, goldstrotzende Krone trug, während sein göttlicher Herr und Meister unter einer Dornenkrone verblutet war, indem sie sich in die Händel der Fürsten und Völker unbefugt einmischte und aus jedem blutigen Zusammenstoß der

Nationen Raub und Vortheil für ihre weltlichen Zwecke davontrug, indem sie Aberglauben und Priesterbetrug in unerhörter Weise begünstigte. Allein unter der Asche glimmte der Funken des Geistes fort und als der Sturmwind einer neuen Zeit ihn anfachte, loderte er alsbald zu himmelhohem Brande auf. Durch Berufung auf den Geist des Christenthums hat Luther die Kirche aus dem Verderben eines gedankenlosen Buchstabendienstes und eines abgöttischen Kultus gerettet. Weder Päpste noch Concilien, weder Bischöfe noch Klöster, weder Messe noch Fegefeuer hat der Predigt von Wittenberg zu widerstehen vermocht, die aus dem Geiste geboren war und dem Geiste ein freies Feld eröffnete, auf welchem seitdem glorreiche Kämpfe ausgefochten und herrliche Siege errungen worden sind.

So lange die Kirche ihren ursprünglichen, durch die Reformation geläuterten und gekräftigten Geist bewahren wird, so lange hat es keine Noth um ihr Bestehen und ihre segensreiche Einwirkung auf die Geschicke der Völker. Käme ihr dieser Geist abhanden, würde er abermals unter Wortschwall und Zank der Confessionen, Heuchelei und Gewissensdruck begraben, dann wäre es um ihre heiligende Kraft für das Volksleben auf lange Zeit geschehen, dann wäre die Axt an die Wurzel reiner, aufrichtiger, wahrhaft frommer Gottesverehrung gelegt, aus welcher die Gegenwart Saft und Nahrung guter Sitte, glücklichen Familienlebens, geistiger Fortbildung, staatlicher Sicherheit zieht. Diesen Geist zu schützen und zu fördern, von den bestrickenden Umarmungen engherziger Fanatiker zu befreien, ihm zum besonnenen und furchtlosem Ausdruck auf Katheder und Kanzel, in

der Oeffentlichkeit und in der Stille des Hauses, im geschriebenen und gesprochenen Wort zu verhelfen muß die ernste Aufgabe aller derjenigen sein, die in diesen Tagen in dankbarer Anerkennung der ungezählten Wohlthaten der christlichen Gemeinschaft das Fest des Geistes begehen.

25.

Ohne Geist kein Christenthum.

Die Frage nach dem Ursprung der Religionen ist eine Kulturfrage ersten Ranges. In welche Zauberländer der Mythologie, des Aberglaubens und der Schwärmerei auch immer die nach den Quellen der Gottesverehrung gerichteten Entdeckungsreisen der Gelehrten führen mögen: das steht unzweifelhaft fest, daß die Religion eines der ältesten und stärksten Postulate sowohl des menschlichen Herzens als auch des menschlichen Geistes sei. Die tiefsten Probleme, die höchsten Aufgaben, die lockendsten Ziele, die den Menschengeist seit Jahrtausenden beschäftigen, haben stets und überall in irgend einer Weise einen Zusammenhang mit der Geschichte und Gestaltung der Religionen gehabt. Ja, man darf ohne Uebertreibung sagen, der menschliche Geist selbst habe die Religion geschaffen und keins seiner Werke erfülle ihn mit soviel Stolz und Freude wie diese Schöpfung.

Der Geist ist die treibende Kraft jeder Religion. Je weniger individuell, willkürlich, beschränkt der Geist erscheint, je kräftiger er große Gemeinschaften, ganze Völker und Zeiten umspannt, desto wirksamer und nachhaltiger ist der Einfluß des von ihm erzeugten religiösen Gedankens. Nur große Geister haben neue Religionen zu stiften ver-

mocht; nur ein neuer Geist hat die Altäre der überlieferten Gottesdienste zertrümmert und andere Namen und Formen der Religion geschaffen.

So lange eine Volksreligion mit geistigem Inhalt erfüllt ist, befriedigt sie das Bedürfnis der Menge, wächst und blüht sie; schwindet der Geist, so bleibt nur die leere Form, die bald zerbricht. Es kommt im Grunde genommen für die geschichtliche Bedeutung einer Religion weniger darauf an, daß sie an sich mit Vernunft und Wissenschaft übereinstimme, als vielmehr darauf, daß sie den Geist des Jahrhunderts und der Nation, für die sie bestimmt ist, zum Ausdruck bringe und denselben zum Organ ihrer Herrschaft mache. Gelingt ihr dies, so ist ihre Macht über Fürsten und Völker, Herzen und Gewissen unermeßlich; geräth sie in Zwiespalt mit dem Geist ihrer Zeit, so drohen ihr schwere Anfechtungen und Kämpfe; verliert sie die Fühlung mit dem Zeitgeiste gänzlich, so hat ihre Todesstunde geschlagen.

Welch ein farbenreiches, froh bewegtes Bild bietet das vorchristliche Heidenthum! Welche naiven und darum unbesieglichen Vorstellungen, welche prächtigen Opfer, welche entzückenden Tempel, welche unvergleichlich schönen Bilder! Und wie erbärmlich erscheint der Verfall dieser Religion, wie albern ihre Mythen, wie heuchlerisch ihre Priester, wie fade ihre Opfer und Gebete! Warum? weil der Geist aus den alten Formen der Anbetung gewichen war. Welch eine tiefe Gottesfurcht, welch eine innige Frömmigkeit athmet das mosaische Gesetz! Ein starker Geist hat sich des gesammten Volkslebens bemächtigt, die natürlichen Ordnungen des Sabbaths, der Ehe, des Eigenthums geheiligt,

seinem strengen „Du sollst“ antwortet ein freudiges „Wir wollen.“ Und wie ist durch pharisäische Entartung die Wohlthat dieses Gesetzes zur Plage geworden, wie brutal erscheint seine Anwendung, wie kindisch seine Auslegung, — aus keinem andern Grunde, als weil der zur knöchernen Mumie verdorrten Gesetzlichkeit der Hauch des Geistes fehlt, aus dem einst in den Klüften des Sinai der Dekalog geboren ward.

Sollte es mit dem Christenthum anders sein? Aus dem Geist ist auch diese Religion erzeugt und geboren, mag man nun mit der evangelischen Legende die väterliche Schöpfungskraft des heiligen Geistes in Anspruch nehmen oder sich mit dem Logos des Johannes begnügen. Der Geist hat Jesus aus der Verborgenheit in die Oeffentlichkeit geführt und ihm den Messiasgedanken als das Ziel seines Lebens kundgegeben, im Geiste hat er sich eins gewußt mit Gott, aus dem Geiste hat er Moses und die Propheten ausgelegt, durch den Reichthum seines Geistes hat er seine Jünger an sich gefesselt, aus der Tiefe des Geistes hat er seine herrlichen Gleichnisse geschöpft, im Geiste hat er die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden vorausgesehen, durch die Kraft des Geistes hat er die Drangsale und Mißhandlungen des Todes überwunden, sterbend weiß er den Seinigen kein besseres Erbtheil zu hinterlassen als seinen Geist, der sie über seinen Hingang trösten und in alle Wahrheit leiten werde.

Kann es eine giltigere Bürgschaft für die dauernde Bedeutung des Christenthums geben, als diesen Geist, aus dem es erwuchs, in welchem es erstarkte, in welchem es zugleich frei und gebunden war? Wohlgemerkt,

nicht in einer Urkunde war es niedergeschrieben, nicht auf eine Schnur von Vokabeln war es aufgereiht, nicht an bestimmte Kultushandlungen war es gefesselt, sondern der freien, lebendigen, wirksamen Kraft des Geistes war seine Zukunft anvertraut worden. Wo der Geist eines Paulus predigte, da verstummte der Widerspruch des Heidenthums; wo der Geist der Märtyrer vor dem heißen Rachen der Bestien Stand hielt, da feierte der neue Glaube seine Triumphe; wo der Geist Luthers in die Kapuzen und Tabernakel fuhr, da stoben Unsinn und fromme Lüge wie Fledermäuse davon. Die Erfolge, die das Christenthum inmitten einer neuen, den Wissenschaften und der praktischen Arbeit zugewandten Zeit errungen hat, verdankt es nicht einem Zwange von oben, einer Nöthigung von außen, der Macht der Gewohnheit, dem Jubeo und Veto der Priester, sondern einzig und allein dem ihm innewohnenden Geiste der Erleuchtung, der Thatkraft, der sittlichen Veredelung.

Auch das Christenthum darf sich nicht ungestraft mit dem Geist der Zeit in Widerspruch setzen. Es soll sich nicht von ihm beherrschen lassen, aber es darf ihn auch nicht knechten und knebeln. Predigten ohne Geist, Gebete ohne Geist, Gottesdienste ohne Geist sind kein Christenthum mehr. Warum geht es mit der römischen Kirche rückwärts trotz ihrer krampfhaften Propaganda, ihrer politischen Aktionen, ihrer Quellen von Lourdes und Madonnenerscheinungen? Weil sie je länger je mehr den Geist des Urchristenthums einbüßt und doch das tollkühne Unternehmen wagt, mit dem Geiste der neuen Zeit den Kampf auf Tod und Leben aufzunehmen. Dem Protestantismus gehört die Zukunft des deutschen

Volkes, weil er einerseits den ursprünglichen Geist des Christenthums erfaßt hat, andrerseits mit diesem Geiste das Leben der Gegenwart durchdringt und heiligt. Es giebt kein Christenthum ohne Geist.

26.

Die Kunst allein zu sein.

Die meisten Menschen sind gewohnt, die Geselligkeit als den Höhepunkt ihrer Stimmung zu betrachten. Wenn sie sich behaglich fühlen wollen, müssen sie Menschen um sich haben; wenn sie vergnügt sein wollen, müssen sie ausgehen. Demgemäß gilt der Besuch von Gesellschaften, Concerten, Theatern, Bällen allgemein als der angenehmste Zeitvertreib und glücklich schätzen sich diejenigen, die der Stille des eigenen Hauses entrinnen und sich auf Reisen begeben dürfen, um fremde Berge und fremde Leute zu sehen. Eine andere Frage ist die, ob der wirkliche Genuß immer den Erwartungen entspreche und ob die Ferne in jedem Falle die Befriedigung für Geist und Herz gewähre, die man zu Hause vermißt. Immerhin fällt durch die große Völkerwanderung, die alljährlich in die Bäder, Thäler und Residenzen, allabendlich in die Casinos, Opernhäuser und Musikhallen strömt, ein ziemlich ungünstiges Licht auf das verlassene Heim: es sieht beinahe so aus, als gäbe es keinen traurigeren Ort auf der Welt, als das eigene Haus, und kein härteres Loos, als das, auf sich selbst angewiesen zu sein.

In der That fürchten viele Menschen nichts so sehr wie die Einsamkeit. Nicht die Einsamkeit des nächtlichen Wanderers im dunklen Walde, des verschlagenen Schiffers

auf weiter See, des schuldigen Gefangenen in verschlossener Zelle, sondern die Einsamkeit in den behaglichen Räumen und gewohnten Umgebungen ihres eigenen Hauses. Sie klagen über einen der schlimmsten Feinde des menschlichen Wohlbefindens, über die Langeweile. Langeweile, du Plage der Menschheit, du verlängerst Minuten zu Stunden, Stunden zu Tagen, du machst uns gleichgiltig gegen die Zeit, stumpf gegen die Freude, du hemmst den Strom unserer Gedanken, du schläferst den Pulsschlag unseres Herzens ein, du bist so unerträglich wie dein Bruder, der Schmerz, du flößest uns Widerwillen sogar gegen dasjenige ein, was uns sonst das Liebste auf der Erde ist, Widerwillen gegen uns selbst. Da ist Niemand, mit dem wir plaudern und lachen, Niemand, mit dem wir seufzen und klagen können, keine Anregung von außen, keine Ergänzung unserer Kräfte, keine Zerstreuung unserer Sorgen, wir sind allein mit uns selbst.

Und ist das wirklich eine Strafe, wirklich ein Unglück? Stellt nicht im Grunde genommen jeder, der das Alleinsein flieht und meidet, sich in aller Form ein Armuthszeugnis aus? Sind wir denn in der That, wenn wir allein mit uns selbst sind, ohne jede Gesellschaft? Haben wir keine Erinnerungen, von denen wir zehren, keine Vorstellungen, die wir ausspinnen, keine Gedanken, die wir verfolgen, keine Empfindungen, denen wir uns hingeben können? Ist unser Inneres so jämmerlich leer und inhaltlos, daß wir nicht einmal Material genug darin vorfinden, uns über einige Stunden der Einsamkeit mit Anstand hinwegzuhelfen? Haben wir gar nichts an uns selber, daß wir immer nur nach außen spähen, nach außen greifen, nach außen uns bewegen müssen, um Almosen

für unsere Armuth, Nahrung für unser hungerndes Gemüth zu heischen? Also die anderen Menschen haben alle so viel mehr gelernt als wir, verstehen alle so viel mehr als wir, verfügen alle über so beträchtlichere Mittel der Unterhaltung als wir, daß wir nicht einen Abend hinbringen können, ohne ihren Gesprächen zu lauschen, ihren Witz zu bewundern, ihre Erfahrungen uns zu eigen zu machen?

Wir spotten heutzutage über jene Sonderlinge, die sich aus der wogenden, lärmenden Menschenwelt in die Einsamkeit einer stillen Klause zurückzogen, um ihre menschlichen Bedürfnisse auf das geringste Maß zu beschränken und im verschwiegenen Verkehr mit Gott und der Natur ein Leben der Entsagung und Heiligkeit zu führen. Wir bemitleiden die Mönche des Mittelalters, die auf jede Thätigkeit in weltlichen Berufszweigen Verzicht leisteten, um hinter Klostermauern vergilbte Pergamente zu entziffern und eintönige Litaneien abzusingen. Aber wir übersehen vielleicht, daß der Drang, der jene Männer in das Dickicht des Waldes und in den beschaulichen Frieden der Klosterzelle trieb, durchaus nicht immer und ausschließlich auf einer Verkennung ihrer nächsten menschlichen Aufgaben, auf einer krankhaften Abneigung gegen die Realitäten des Lebens, auf dem hochmüthigen Irrthum beruhte, als Einsiedler und geistliche Brüder ein im besonderen Sinne gottgefälliges Leben zu führen Wie einerseits der Trieb zur Geselligkeit ein natürlicher und angeborener ist, so schlummert andrerseits in der Natur des Menschen der Hang zur Einsamkeit und ihn ersticken heißt der Vernunft und der Frömmigkeit ebenso gut Gewalt anthun wie in die selbstmörderische Wüste fliehen.

Unter allen Umständen ist es das Kennzeichen eines reichen Geistes, daß er im Stande ist, von Zeit zu Zeit jede andere Gesellschaft ohne Bedauern zu entbehren, als seine eigene, daß er geübt ist in der Kunst allein zu sein. Haben doch die größten Geister aller Zeiten sogar auf die Gemeinschaft verzichtet, welche mit Recht als die Grundlage alles sittlichen Verkehres der Menschen, aber auch als die Quelle aller materiellen Sorge, alles kleinlichen Bemühens, alles Zusammenhangs mit der Misere des Lebens angesehen wird, auf die Gemeinschaft der Ehe und Familie. Niemand wird ihnen diese freiwillige oder durch die Größe ihres Berufes ihnen auferlegte Entsagung zum Verdienste anrechnen: immerhin aber kann sie zum Fingerzeige dafür dienen, daß auch das Alleinsein einen hohen sittlichen Werth beansprucht. Wie das Land am glücklichsten ist, welches keiner Einfuhr fremder Erzeugnisse bedarf, so steht der Mensch am höchsten, der in sich selbst reich genug ist, der Unterhaltung und Zerstreuung von außen möglichst wenig zu bedürfen. Ein Blick auf die verschiedenen Volksklassen genügt, dieser Beobachtung eine allgemeine Bedeutung zu geben. Die unteren Stände haben das ausgeprägteste und roheste gesellige Bedürfnis: sie laufen unaufhörlich zusammen, wo es etwas zu sehen oder zu hören giebt und sind in den Gegenständen ihrer Neugierde so wenig wählerisch, daß es ihnen fast gleich viel gilt, ob sie dieselbe einem Elephanten oder einem Türken, einem Volksredner oder einem Verbrecher, einem Lebenden oder einem Todten zutheil werden lassen. Leute von einiger Bildung machen schon Unterschiede in Bezug auf die Orte, die sie besuchen, die Schauspiele, denen sie beiwohnen, und ziehen es unter

Umständen vor, abseits vom großen Schwarm mit einigen guten Freunden Muße und Sonnenschein, Speise und Trank zu genießen. Aber nur die höhere geistige und sittliche Bildung setzt die Menschen in den Stand, in der Zurückgezogenheit des eigenen Hauses, in den engen Räumen des Arbeitszimmers sich eine eigene Welt von Gestalten und Ideen aufzubauen, die ihnen reicher und unterhaltender zu sein däucht als die bunte, anspruchsvolle Welt der Geselligkeit. Ja der wahrhaft Weise wird fast immer mit sich selbst allein sein, auch wenn er sich inmitten vieler Menschen befindet, die ihn in freundlichem Irrthum für einen der ihrigen halten.

27.

Die Laterne des Diogenes.

Ein seltsamer Kauz muß der Mann gewesen sein, der den schönen Namen „der Zeusentsprossene“ und den häßlichen Beinamen „der Hund“ führte. Wäre die Heiligkeit schon in vorkatholischen Zeiten erfunden gewesen, so hätte er zum mindesten verdient, unter die wunderlichen Heiligen aufgenommen zu werden. Eins seiner lustigsten Stücklein ist dies, daß er am hellen Vormittag mit brennender Laterne auf dem Marktplatz von Athen umhergegangen sein und auf die Frage, was er suche, geantwortet haben soll: ich suche Menschen.

Was wollte Diogenes damit sagen? Lag ihm daran, von sich reden zu machen? Aber ganz Athen kannte ohnehin den unsaubern Mitbürger, der sich bei Tage ohne Schuhe und ohne Mantel, einen Quersack auf der Schulter und einen Stock in der Hand, auf den Straßen herumtrieb, des Nachts gewöhnlich in der Stoa des Zeus schlief und mit echtem Bettlerstolz sich rühmte, die Athener hätten ihm da ein prächtiges Schlafzimmer bauen lassen. Wollte er die Augen reicher Gönner auf sich ziehen? Sie hätten dem Bedürfnislosen nichts bieten können, der sich von einem Könige keine andere Gnade auszubitten wußte, als daß ihm dieser ein wenig aus der Sonne gehe. Und doch klingt jene Aeußerung des berühmten Cynikers anders als der

barocke Einfall eines Halbnarren, der sich über alle Welt und über sich selbst lustig macht.

Menschen suchte er auf dem athenischen Markt. Aber da waren ja Menschen genug, Fleischer und Fischer, Gemüsehändler und Topfkrämer, Verkäufer und Käufer, Herren und Sklaven, Geschäftsleute und Flaneurs. Sollte der alte Sonderling bei ausnahmsweise guter Laune gewesen sein, als er mitten unter den feilschenden, rufenden, plaudernden Menschen nach — Menschen suchte? Ihm war es wohl nicht um einen Scherz zu thun, es war ihm grimmiger Ernst mit seiner Menschensuche. In seinem Kopfe lebte ein Ideal des Menschen, des wahrhaft weisen, unabhängigen, sich selbst genügenden, leidenschaftlosen, geisterfüllten Menschen, und diesem Ideal entsprachen allerdings die biederen Athener, die er auf dem Markte traf, nicht, mochten sie nun mit Honig oder Oliven oder der damals gangbaren Philosophie handeln.

Athen hat den Mann mit der Laterne ausgelacht und hat ihm doch Unrecht gethan. Es gehört zu den Vorrechten der Großen im Geist, daß sie allein sind, auch wenn sie mitten unter Menschen sind. Trauriges Vorrecht, einsam sein zu müssen, wo alle Uebrigen Gesellschaft haben, und doch beneidenswerthes Vorrecht, Niemanden als Seinesgleichen anerkennen zu müssen! Die Könige der Länder theilen es mit den Königen des Geistes. Zuweilen fühlen sie sich zu den Göttern erhoben durch das Bewußtsein, daß keiner in ihrem Reiche Monarch sei als sie allein, zuweilen beten sie mit Philipp von Spanien: Jetzt gieb mir einen Menschen, gute Vorsicht, du hast mir viel gegeben, schenke mir jetzt einen Menschen; laß unter Tausenden, die um der Hoheit Sonnenscheibe flattern,

den Einzigen mich finden! Am lichten Tage zünden sie die Laterne an und suchen auf menschenwimmelndem Markte nach Menschen.

Wer nicht etwas Diogenisches in sich trägt, hat kein Recht, ein Mensch für sich allein sein zu wollen. Die meisten Menschen vermögen nur in großen Gemeinschaften zu leben: die Familie, die Standesgenossenschaft, der Staat, die Kirche, — das sind die Kreise, an deren Peripherie und Radien sie sich anklammern, wenn Geburt und anderer Vorzug sie nicht in das Centrum gesetzt hat. Nur wenige verzichten auf Weib und Kind, entschlüpfen der Zunft, bauen sich ihre eigene Politeia auf, machen sich selbst Bekenntnis und Kultus nach Bedarf zurecht. Ein Gleichnis aus dem Thierreich mag hierher passen: heerdenweise leben die schwerfälligen Büffel, die leichtfüßigen Antilopen, dicht bei einander und auf einander hocken die niederen Insektengattungen; aber einsam schreitet der Löwe, nur von der Königin begleitet, durch sein Gebiet, auf dem er nicht Seinesgleichen duldet. Eine einsame Ameise ist ebenso unnatürlich wie eine Heerde Löwen.

Der Taucher auf dem Meeresgrunde fand Gesellschaft genug, aber keine, die ihm gefiel: unter Larven fand er sich als die einzig fühlende Brust. Nicht so abstoßend und schaudervoll, aber ähnlich in der Ursache ist die Empfindung eines Menschen, der sich von menschlichen Wesen umringt sieht, mit denen er nichts gemein hat als den Namen und den Bau seines Körpers. Wir brauchen nicht nach Centralafrika zu reisen, um inmitten schwarzer Menschenbrüder allein zu sein mit europäischer Kultur und Sprache, sondern umarmt von der Familiensippe,

umdrängt von Berufsgenossen, die das Wohl von Staat und Kirche berathen, spüren wir zuweilen, wie das Gefühl des Alleinseins über uns kommt: der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an, auch ohne daß Gretchen auf dem Kerkerstroh raschelt. Wenn der Unverstand das große Wort führt und die Bornirtheit ihre Beifallssalven wiehert; wenn die Frechheit die lange Schleppe der Sittsamkeit hinter sich herzieht; wenn die gemeine Lüge um so willigeren Glauben findet, je zuversichtlicher sie ausgesprochen wird; wenn besonnener Einwand, wohlgemeinte Warnung ungehört verhallt; wenn die Tollheit epidemisch wird und selbst klare Köpfe, maßvolle Gemüther mit sich fortreißt: dann, Alter von Athen, ist es Zeit, daß du deine Laterne anzündest und den Laffen, die dich verwundert und höhnisch fragen, was du denn suchest, zum Bescheide giebst: Menschen suche ich, Menschen!

Aber warum blieb er nicht allein, der alte Philosoph der Hundehütte, da er doch die Menschen nicht als Menschen gelten ließ? Das ist das Merkwürdige und Problematische diogenischer Naturen, daß von Zeit zu Zeit sie die Sehnsucht packt, von ihrem Thron herunterzusteigen und sich unter das Volk zu mischen, wie weiland die Chalifen von Bagdad, nur daß ihre Abenteuer minder ergötzlich als die jener Turbanträger zu sein pflegen. Kronenträger sollen zuweilen ganz harmlose Gespräche mit ihren Kammerdienern, Philosophen und Dichter mit ihren Schustern und Schneidern führen und die Einfalt und Ehrlichkeit dieser guten Leute soll ihnen nicht selten mehr Vergnügen bereiten als die Schweifwedeleien und Lobeshymnen sogenannter Anbeter und Verehrer.

Mit wie vielen Menschen leben und verkehren wir und doch wie selten finden wir einen Menschen, der uns versteht, dem Fluge unseres Geistes folgt, den Schlag unseres Herzens fühlt, in dessen Seele derselbe Ton erklingt, der das Saitenspiel unseres Gemüthes bewegt! Diogenes, putze deine Laterne und stecke ein frisches Licht auf, denn es gilt noch immer Menschen zu suchen unter den Menschen!

28.

Vorurtheile.

Das geistige Leben der Menschen hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der Karte von Afrika. Nur die Küstenländer dieses Erdtheils sind der Forschung und dem Handel erschlossen, das Innere dagegen ist noch immer ein ungeheures Geheimnis, aus welchem nur selten eine abenteuerliche Kunde von Zwergvölkern und Menschenaffen zu uns gelangt. So ist bisher bloß die Oberfläche des menschlichen Geistes durchsucht und angebaut, hingegen der Kern wartet zukünftiger Ansiedler. Nur die Minderzahl unsrer Vorstellungen liegt im klaren Sonnenlicht, über der Mehrzahl brütet die alte Nacht. Als ein freundliches Geschenk unserer Geburt ward uns die Urtheilskraft verliehen, um die Zufuhr vom Verstande zur Vernunft zu bewerkstelligen; aber bei den meisten bleiben die Proviantwagen im Sande stecken, ohne das Ziel zu erreichen, und mit den Träbern des Irrthums sättigen sich, die aus gefüllten Fleischtöpfen speisen sollten. Wäre dem nicht so, so gäbe es nicht so viele Vorurtheile in der Welt.

Was ist ein Vorurtheil? Beinahe sieht es wie ein Urtheil aus und es ist doch keines. Katzengold ist kein Gold, Neusilber kein Silber und ein Vorurtheil ist kein Urtheil. Ueberhaupt hat es mit vielen Wörtern, die mit der fatalen Silbe Vor- anfangen, eine verdächtige

Bewandnis: ein Vorwand, ein Vorbehalt, ein Vorschlag, ein Vorsatz sind unsichere Gesellen. Ein Urtheil drückt eine Erkenntnis aus und muß demnach einen zureichenden Grund haben; ein Vorurtheil entbehrt dieses soliden Fundaments. Vorurtheile gehören zu den unbestimmten, nebelhaften, unberechenbaren Vorstellungen unseres Geistes, die um so gefährlicher sind, je stärker der Willensakt ist, durch den sie hervorgerufen werden.

Kein Mensch ist frei von Vorurtheilen. Der eine hat ein Vorurtheil gegen Seereisen, der andere gegen die Unfehlbarkeit des Papstes, noch andere gegen Steinkohlenheizung. Wie und wo und wann haben wir uns diese Vorurtheile angeeignet? Das ist leichter gefragt als gesagt. In der Regel mischt sich in die Entstehung eines Vorurtheils etwas von Erkenntnis mit etwas von unbewußtem Trieb und etwas von Ueberlieferung. Wir wissen, daß wir eine Art von Abneigung gegen gewisse Dinge in uns tragen, aber wir sind nicht imstande, uns selbst oder anderen eine genaue Rechenschaft von den Gründen dieser Abneigung zu geben. Wir haben ein Vorurtheil gegen gewisse Menschen, ohne daß wir ihre Vergangenheit, ihren Charakter, ihre Absichten kennen; vielleicht haben sie eine Nase, die uns nicht gefällt, oder einen Rock, der nicht nach unserem Geschmack ist; vielleicht haben sie eine rein zufällige, ganz äußerliche Aehnlichkeit mit anderen Leuten, denen wir nicht trauen, die uns beleidigt haben, an deren Personen sich für uns unangenehme Erinnerungen knüpfen, — und wir lassen die Fremden die Sünden der Bekannten im voraus entgelten.

Ich lese keine Romane, erklärt einer unserer Freunde. Warum nicht? Weil er einmal einen recht albernen, un-

sittlichen Roman in die Hände bekommen hat. Er kann und will nicht behaupten, daß alle Romane unsittlich und albern seien, aber der einzelne Fall hat sich ihm zu einer vorgefaßten Meinung gegen das Romanlesen überhaupt versteinert und von dieser Meinung geht er für seine Person nicht wieder ab. Ich nehme keine Wohnung in der Nähe eines Kirchhofes, sagt ein anderer. Sachverständige beweisen ihm, daß im gegebenen Falle von einer Vergiftung der Luft und des Bodens keine Rede sein könne, an Gespenster glaubt er auch nicht, — indessen sein sogenanntes Gefühl sträubt sich nun einmal gegen die Nachbarschaft der Todten und er miethet am Marktplatz, wo er mehr Lärm und weniger frische Luft hat als vor dem Stadtthor.

Es giebt nationale und religiöse Vorurtheile, es giebt Vorurtheile des Standes und der Gesellschaft. Erziehung und Gewöhnung sorgen dafür, daß sie nicht aussterben. Israel verzerrte das Bewußtsein seiner geschichtlichen Bedeutung zu dem hochmüthigen Vorurtheil, aus besserem Teige als andere Völker geknetet zu sein und gleichsam zur Strafe dafür müssen die Kinder Israel sich noch heute gefallen lassen, einem starken Vorurtheile zu Liebe von vielen gemieden zu werden, denen die Rohheit der antisemitischen Demagogie durchaus widerstrebt. Unsere lieben Nachbarn im Westen können nun einmal nicht leben, ohne den Mund bis zum Platzen voll von gloire zu nehmen; besiegt sie: ihre Generale haben sie verrathen; überwindet sie in den Künsten des Friedens: Frankreich ist und bleibt die Centrale der Welt. Darf man sich wundern, daß hie und da auch die verständigsten und tüchtigsten Franzosen unter dem Vorurtheil anderer Völker leiden müssen, welche

überall etwas von der Eitelkeit der grande nation wittern?

Von den verfallenen Ritterburgen sind die Standesvorurtheite des Adels in die Salons und Kasinos, in die Ahnensäle und Rennbahnen herabgestiegen. Weil die rostigen Schilde und tapferen Kriegsthaten der Vorfahren nicht mehr ausreichen, den Nachkommen Glanz und Vorzug in der bürgerlichen Gesellschaft zu sichern, umgeben sie sich mit einem Wall von Vorurtheilen und die standesgemäße Heirath, die militärische Carrière, der ritterliche Ehrenkodex sind ebenso starke Panzer wie die eisernen des Mittelalters.

Wer zählt die Opfer, die täglich dem Moloch der vornehmen Geburt geschlachtet werden? Wer mißt die Ströme Blutes, die in den Duellen fließen, welche von den Gesetzen verboten und von dem Vorurtheile des Herkommens gefordert werden? Blutige Lächerlichkeit, kraft welcher der erste beste Schurke den ersten besten Ehrenmann unter allen Formen des Anstandes über den Haufen schießt!

Vorurtheile sind ungleich schwerer zu bekämpfen als Urtheile, weil jene in ihren Schlupfwinkeln schwer aufzuspüren, in ihren nebelhaften Umrissen kaum zu erkennen, bei ihren Behauptungen und angeblichen Grundsätzen nicht zu fassen sind. Die zunehmende Bildung des Geistes und Herzens wird allmälich Licht auch in dieses Dunkel bringen, wie kühne Reisende im Laufe der Zeit das unbekannte Innere Afrikas erschließen werden. Glückliche Reise!

29.

Wer trägt die Schuld?

Wenn irgendwo ein Verbrechen gegen Eigenthum oder Leben begangen worden ist, welches durch seine Größe und die begleitenden Umstände geeignet ist, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so richten sich die Blicke zunächst auf den Thäter, der dadurch zu einer gewissen Berühmtheit gelangt, eine Berühmtheit, welche freilich bald genug hinter Zuchthausmauern oder unter dem Richtbeil verschwindet. Hat es der Verbrecher verstanden, seine Spur zu verwischen, so beginnt ein eifriges Suchen derselben und nicht bloß Polizei und Gericht bieten ihren Scharfsinn auf, den Schuldigen zu entdecken, sondern alle irgendwie Betheiligten, alle Neugierigen, alle Entrüsteten wiederholen vielmals die ernste Frage: wer hat es gethan? Groß ist die Genugthuung, wenn endlich das Dunkel gelichtet, der Verborgene an das Licht gezogen, der Flüchtige erhascht, der Leugnende zum Geständnis gebracht worden ist. Ein scherzhaftes Seitenstück zu diesen Bemühungen der Behörden und der Aufregung der öffentlichen Meinung bilden die aus unseren Schulerinnerungen uns bekannten Nachforschungen nach zerbrochenen Fensterscheiben und ausgegossenen Tintenfässern oder vielmehr nach den Sündern, welche Tinte und Fensterglas vergeudet hatten, wobei sich zum Gaudium der nachsitzenden Klasse und zur Verzweif-

lung des untersuchenden Lehrers ein- wie allemal herausstellte, daß es „keiner gewesen war.“ Denn wehe dem tugendhaften Angeber, der es gewagt hätte, einen Mitschüler zu verrathen.

Etwas ähnliches wiederholt sich auch außerhalb der Schul- und Gerichtssäle, so oft es sich darum handelt, den Urheber oder die Ursache eines Mißgeschicks zu ermitteln, von dem wir betroffen worden sind. Unwillkürlich spähen unsere Augen in unseren Umgebungen umher, ob nicht irgendwo sich etwas Verdächtiges zeige. Daß Geschwister unbeschadet ihrer angeborenen und anerzogenen wechselseitigen Zärtlichkeit einander ohne Weiteres des Schabernacks, der Beschädigung ihrer Butterbrote, Puppen und Schulbücher bezichtigen, ist leider eine Thatsache, welche auch die Milde der gütigsten Eltern nicht aus der Welt schafft. Allein auch wir „Großen,“ bei denen es sich um wichtigere Dinge handelt, können nicht umhin, die Veranlassungen der Fatalitäten, die uns zustoßen, wenn es irgend angeht, unter unseren lieben Mitmenschen zu suchen. Wer ist schuld daran, daß wir gestern Abend dem Weine allzu tief zugesprochen haben? Natürlich der gute Freund, der uns zum Sitzenbleiben über eine Stunde hinaus verführte, in welcher ein wohlerzogener Bürger und Gatte heimkehrt. Wer trägt die Verantwortung, daß wir gerade diesen verwünschten Badeort aufgesucht haben, wo es nichts zu sehen giebt als Kellner und Juden und wo die tödtlichste Langeweile uns die Sehnsucht der verschmähten Heimath weckt? Kein anderer als der heimtückische Nachbar, der uns Wunderdinge von den Naturschönheiten und Amüsements erzählte, die unser in diesem gottverlassenen Neste warten sollten. Wir erkälten uns:

der Schneider ist schuld, der die Kleider unzweckmäßig und ungenügend gefertigt hat, oder der Wirth, der keine Vorkehrungen getroffen hat, die Zugluft fernzuhalten, oder die liebe Frau, die gerade heute auf dem Ausgehen bestand, obgleich sie wußte, daß wir die Anfänge eines Katarrhs hatten, oder die guten Kinder, die uns zum Wasserfahren verleiteten, oder irgend einer oder irgend was. Eine gewisse Beruhigung bei aller Unannehmlichkeit gewährt es uns, den Sündenbock endlich gefunden und mit Vorwürfen, Anklagen und Strafen reichlich belastet zu haben.

Doch Scherz bei Seite: wie mag es zugehen, daß beinahe jeder Mensch die Veranlassung widriger Ereignisse außer sich sucht und in den meisten Fällen auch zu finden glaubt? Der Grund ist einfach der, daß wir eine natürliche und künstlich genährte Scheu haben, in erster Linie uns selbst für das Unangenehme, das uns trifft, in Anspruch zu nehmen. „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt,“ heißt es irgendwo in Wilhelm Tell. Ganz recht, nur denken viele braven Männer und Frauen an sich selbst nicht bloß dann, wenn es sich um Vortheil und Gewinn handelt, sondern auch da, wo sie eingestehen sollten, daß kein anderer als sie selbst Verwirrung und Schaden angerichtet hat. Gegenwärtig ist es an der Tagesordnung, daß Geschäftsleute, deren Unternehmungen zurückgehen, den Grund dafür ausschließlich in den „schlechten Zeiten“ suchen; sieht man aber genauer zu, so entdeckt man nicht selten, daß leichtsinnige und unredliche Geschäftsführung die Hauptschuld des Ruins tragen. Welche weit hergeholten Ursachen, welche kunstreichen Kombinationen wirklich vorhandener und frischweg erfundener Umstände

werden ins Gefecht geführt, um unsere Krankheiten zu erklären! Wer ehrlich ist, räumt ein, daß Unvorsichtigkeit und Unmäßigkeit die Störenfriede seines Wohlbefindens gewesen sind.

In uns, nicht außer uns, haben wir in den beiweitem meisten Fällen die Schuld unserer Widerwärtigkeiten und Plagen zu suchen. Wälzen wir diese Schuld auf andere, so laufen wir Gefahr, ungerecht zu urtheilen, falsch anzuklagen, lieblos zu schelten. Greifen wir dagegen in die eigene Brust, so fühlen wir uns veranlaßt, nachzudenken, welche Wege der Besserung wir einzuschlagen, welche Fehler wir zu vermeiden haben. Das ist ja die sittliche Bedeutung jedes Unglücks, daß es uns auffordert, vorsichtiger, gewissenhafter, pflichttreuer als vorher zu leben; nicht aber bei jeder Beschädigung, die wir erleiden, nach außen schauend verwundert und entrüstet zu fragen: wer trägt die Schuld?

30.

Bleib' hier!

Man erzählt von einem berühmten Schauspieler, wenn ich nicht irre, von Garrick, derselbe sei imstande gewesen, die Buchstaben des Alphabets mit einem so verschiedenen und dabei so hinreißenden Ausdruck vorzutragen, daß die Zuhörer das eine Mal in Lachen, das andere Mal in Thränen ausgebrochen seien. Was der Kunst des großen Mimen gelang, das widerfährt abseits von den Brettern, welche die Welt bedeuten, uns allen nicht selten; daß zwei oder drei Worte, an sich fast inhaltlos, einen geradezu entgegengesetzten Eindruck auf uns hervorbringen je nach der Person dessen, der sie spricht, nach der Stimmung, in der wir uns befinden, nach den Umständen, die uns umgeben. Alle menschliche Rede ist nichts als ein durcheinander gewürfeltes Alphabet; Geist und Herz sind es, die ihr Ordnung und Wirkung verleihen. Die dramatische Gewalt ganzer Trauerspielscenen beruht oft nur in der Nüance, mit welcher die Schlagwörter betont werden.

Welch' eine Welt von Vorstellungen und Empfindungen liegt in den beiden verbundenen Worten: bleib' hier!

Zu den Füßen der Mutter spielt das Kind, rollt den Reifen fort und hascht ihn wieder, baut Sandberge auf und reißt sie ein, läuft den bunten Soldaten und den bunteren Schmetterlingen nach. Aber nahe ist der Teich lügnerisch hüllt er seinen Rand in Binsen und Blumen ein, ein unbesonnener Lauf, ein unbewachter Augenblick, und kopfüber stürzt der arglose Knabe in die gefährliche Fluth. Darum leidet die Mutter nicht, daß das Kind sich aus ihrem Gesichtskreise entferne, und so oft der lebhafte Knabe einen Anlauf nimmt, sich ihrer Aufsicht zu entziehen, ruft sie ihn zurück, zärtlich, warnend, streng: bleib' hier! Ach, daß ein treues Mutterauge uns zeitlebens so behütete, daß die freundliche Stimme einer Mutter uns, so oft Gefahren uns drohen, Leidenschaften uns hinreißen, Abgründe sich vor uns aufthun, immer aufs neue zurückhielte: bleib' hier! bleib' hier!

Lustig tummeln sich auf dem Spielplatz die Kinder. Aber eins aus der Schaar sondert sich ab, seine Empfindlichkeit ist gekränkt, sein Ehrgeiz verletzt, grollend kehrt es den Gefährten den Rücken. Wie sie es auch beschwichtigen, — es läßt sich nicht halten, es geht von dannen und umsonst schallt ihm in die Weite der Chorus bittender Stimmen nach: bleib' hier! bleib' hier! So entflieht auch in späteren Jahren der Freund den Freunden, festgeschlungene Bande werden zerrissen, Eigensinn und Trotz entweichen in die Einsamkeit, es trauern die Zurückbleibenden.

Horch, welch ein fröhlicher Lärm aus dem Kreise zechender Studenten dringt! Becher auf Becher ist geleert, Lied auf Lied gesungen, glühend sind Augen und Wangen, heiser die Stimmen, einer will sich fortschleichen aus der

tobenden Runde, verzehrt ist sein Geld, schwer sein Kopf, ohne Abschied will er verschwinden, — aber schon haben ihn die Kumpane erwischt, mit Gewalt halten sie den sich Sträubenden fest, vorwurfsvoll, höhnend, zwingend rufen sie ihm zu: bleib' hier! Und er bleibt und neu gefüllt kreist der Becher in durstiger Runde. Bleib' hier! ruft uns oft die Lust des Augenblickes, denn nichts ist schöner als der Augenblick, er spinnt uns ein in engen Netzen, er umklammert uns mit Polypenarmen, er schmilzt das Wachs, mit dem wir fürsorglich uns die Ohren verstopft hatten, um die Sirenenstimmen nicht zu hören, er zerschneidet die Stricke, mit denen Odysseus sich an den Mastbaum band.

Vaterland, dir gehört unsere Liebe, denn du hast uns geboren und erzogen, mit Stolz nennen wir uns deine Söhne. Aber du hast nicht gehalten, was du uns versprachst, hast uns weder reichen Besitz noch hohen Stand geschenkt. Die Unredlichen sind uns zuvorgekommen, die Kriechenden haben uns überholt, du hast uns den Platz verweigert, den unsere Wünsche und Gaben uns angewiesen, zerrissen ist dein Frieden, in Unordnung gerathen dein Gesetz. Nun, über den Bergen wohnen auch Leute, jenseit des Meeres ist auch eine Welt, — warum zögern wir, uns draußen, drüben eine neue, bessere Heimath zu suchen? Ach, da wir dich verlassen wollen, fühlen wir erst ganz, was wir an dir besitzen, uns rufen die Wälder, die Saaten, uns rufen die Thürme, die Häuser: bleib' hier! bleib' hier! Einige trotzen dem Ruf, steigen über die Berge, fahren über das Meer, sammeln Schätze, heimsen Ehren ein, — und durch ihre Träume klagt leise das Heimweh: bleib' hier! bleib' hier!

Zu kurzem Besuch trifft der Gastfreund ein, schon am Abend desselben Tages will er seine Reise fortsetzen. Aber es dehnt sich das Gespräch, es verliert sich die Erinnerung in vergangene Zeiten, es lockt das Mahl, es ladet die Hausfrau ein, es schmeicheln die Kinder; wer könnte da widerstehen, wenn sich so viel Freundschaft und Güte zu dem aufrichtigen Wunsche vereinigen: bleib' hier! Freilich, morgen wird der Abschied nur um so schwerer sein.

Das Tagewerk ist vollbracht, die Stunde der Erholung gekommen, gewohnheitsmäßig greift der Mann nach Stock und Hut, um Freunde und Spiel aufzusuchen, denn wo könnte er anders Zerstreuung finden als fern von Haus und Hof? Er hört nicht von den stummen Lippen, er liest nicht in den traurigen Augen seines Weibes die Bitte: bleib' hier, schenke uns deine Gesellschaft, erheitere dich im ungezwungenen Familienverkehr; „der Mann muß hinaus," sagt er halb scherzend, halb ungeduldig, damit nur Schiller recht behalte; sie aber „wehret den Knaben," die kraft früh erwachender Männlichkeit in später Stunde noch auf die Gasse laufen wollen; Gott sei Dank, hier gilt noch ihr Wort: bleib' hier!

Ein anderer Abend bricht an, ein Abend, dem kein Morgen folgt, von irdischer Sonne beschienen. Den einen erscheint er spät, wie ein lichter, duftiger Sommerabend, den anderen bricht er früh an, wie ein zudringlicher, garstiger Winterabend. Wer pocht so stark an der Thür? Das ist kein Bote, von Menschen gesendet, das ist der Bote der Ewigkeit. Bestelle dein Haus, schließ deine Rechnung ab, mache dich reisefertig! Hin sinkt das Haupt, still steht das Herz. Die aber den lieblosen Tod kommen sehen,

einen der Ihrigen hinwegzuführen, die den Vater, den Gatten, das geliebte Kind missen sollen auf Lebenszeit, die strecken flehend die Arme aus und rufen umsonst dem Scheidenden nach mit unermeßlichen Schmerzen: bleib' hier! bleib' hier!

31.

Feriengedanken.

Wer die Ferien erfunden hat, ist ein weiser und wohlmeinender Mann gewesen. Wenn die Ferien noch nicht erfunden wären, müßten sie sogleich erfunden werden. Es giebt Leute, die keinen Sinn und kein Verständnis für Ferien haben: sie haben entweder keine Kinder in der Schule oder sie mißgönnen der Jugend das Recht der Freiheit oder die Erinnerung an ihre eigene Kindheit ist ihnen geschwunden.

Wie ist es gekommen, daß die Wohlthat der Ferien auf diejenigen beschränkt worden ist, die als Lehrende und Lernende an den Bildungsstätten verkehren, von der einklassigen Dorfschule bis zur Pandora der Universität? Wäre es nicht allen Ständen ohne Unterschied zu wünschen, daß sie auf etliche Wochen die tägliche Arbeit unterbrechen und nach Gefallen sich der göttlichen Freiheit erfreuen dürften, den Königen so gut wie ihren Kammerdienern, den Bankdirectoren wie ihren Kassenboten? Es liegt auf der Hand, daß die Ordnungen unseres Lebens nicht gestatten, alle Genossen eines Standes auf einmal zu beurlauben. Wollten alle Bäcker zu gleicher Zeit ihre Backofen schließen, so hätten wir inzwischen kein Brot; gingen alle Aerzte in einem Monat auf Reisen, so stände

es schlimm um die armen Kranken. Weder Zeitungsferien noch Wirthshausferien würde unser Publikum sich gutwillig gefallen lassen. Es ist eine Privatangelegenheit aller derjenigen, deren Dienste täglich in Anspruch genommen werden, sich für ihre Person auf Zeit frei zu machen, für Vertretung zu sorgen, auf ungestörte Fortsetzung des Geschäftes bedacht zu sein.

Dagegen für die Unterrichtsanstalten hat der Staat auf gesetzlicher Grundlage regelmäßige und bestimmte Ferien angeordnet. Ohne Zweifel ist er dabei von der Erwägung ausgegangen, daß die Anspannung der geistigen Thätigkeit, die von Lehrern und Schülern gefordert wird, von Zeit zu Zeit, wenn sie nicht erlahmen soll, eines Nachlasses und einer gänzlichen Lösung bedarf. Daß hierbei das Maß der Freiheit sehr ungleich vertheilt ist, die Universitäten z. B. den Löwenantheil bekommen haben, die Vokssschulen sich mit dem Minimum begnügen müssen, hängt mit der Rücksicht auf Privatstudien, literarische Reisen und intensivere Erholung zusammen, auf welche die Vertreter der Wissenschaft größeren Anspruch zu haben glauben als die praktischen Pädagogen.

Wie dem auch sei, der Beginn der Ferien ist für tausend und abertausend Häuser das Signal zu tiefgreifenden Veränderungen der Tagesordnung und Lebensweise. Familien, die den Schlaf lieben, machen von der erlaubten Freiheit mindestens in den ersten Tagen zunächst den Gebrauch, daß sie ein Stündchen oder zwei länger im Bett bleiben und den Kaffee in breiter Behaglichkeit genießen. Zuweilen kommt man tagelang nicht über die bloße Negation hinaus: es wird nicht zur Schule gegangen, nicht gelesen, nicht geschrieben, nicht geprügelt, wenn es

hoch kommt nicht einmal musizirt. Strenge Väter freilich verlangen, daß vergeßliche Söhne ohne Murren daran gehen, die Lücken ihres Vokabelschatzes auszufüllen, und sinnige Mütter treiben ihre unmusikalischen Töchter geflissentlich an das verhaßte Piano. Jüngere Lehrer und Lehrerinnen packen wohl auch, wie der Hirt den Schäflein, um die er sich längere Zeit nicht zu bekümmern gedenkt, etwas Erkleckliches auf die Raufe giebt, den ihrer Obhut Entzogenen so viele Aufgaben auf den Rücken, daß Flüchtigkeit und Nachlässigkeit auf bedrucktem und beschriebenem Papier ganz lästerliche Orgien feiern, sodaß später die kontrolirenden Herren und censirenden Damen den weitesten Mantel der christlichen Liebe über diese Dokumente der Schwachheit des Fleisches zu breiten für gut befinden.

Allein die Ferien heischen auch positive Leistungen. Endlich darf Käthchen den lange versagten Umgang mit ihren Puppen gründlich aufnehmen, die defekte Garderobe ihrer Lieblinge ausbessern und ihnen ein leckeres Mahl von unreifen Stachelbeeren vorsetzen. Der Junge sucht sein Schmetterlingsnetz und fuchtelt unbarmherzig nach allem umher, was im Garten kreucht und fleucht. Die älteren Kinder lesen sich in stiller Laube an thörichten Büchern die Augen wund oder genießen auf dem Landgute der Freundin frische Luft und unendliche Milch.

Wohin reisen Sie? fragen einander in den letzten Tagen vor Schulschluß die müden Kollegen. Und nun kommt eine solche Fülle von Reiseplänen, zu Wasser und zu Lande, mit und ohne Familie, auf Retour- und Rundreisebillets zutage, daß die Windrose nicht Richtungen genug zu haben scheint, um das Kollegium in kürzester Frist über den bewohnten Erdkreis zu zerstreuen. Etliche behaupten,

die Herren Gelehrten auf Reisen seien nicht immer die erfreulichsten Elemente des nomadisirenden Volkes, denn es hafte ihnen selbst in den Alpen und auf der Nordsee etwas von dem kritischen und pedantischen Geiste an, der ihrem Berufe so nothwendig und ihren Mitmenschen so unerwünscht sei. Ich sage, es giebt keine anspruchsloseren und dankbareren Reisenden als Professoren, Oberlehrer und was sonst zum Fach gehört. Für alles interessiren sie sich, über alles wissen sie ein Wort zu sagen, Geschichte, Botanik und Volksleben beuten sie mit unerschöpflicher Findigkeit aus, und in lehrreichen und vergnüglichen Feuilletons nahestehender Zeitungen speichern sie die reifen Früchte der Reisen auf, die ihnen neue Kraft zu der schweren Aufgabe verschaffen, anderer Leute Kinder zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen.

Urgelehrte Männer, die der Stadt nicht entfliehen wollen oder können, benutzen die Muße der Ferien wohl auch dazu, ein Buch zu schreiben, zu dessen Abfassung der Zwang des Berufs sie sonst nicht kommen läßt: auch sie erholen und zerstreuen sich auf ihre Weise.

Sollte man es glauben, daß es Menschen giebt, die das Ende der goldenen Ferien herbeisehnen? Meine Mutter wenigstens pflegte den letzten Ferientag mit derselben Genugthuung zu begrüßen, wie wir den ersten, denn sie meinte, es sei nun genug des Faulenzens und Umhertreibens und hohe Zeit, daß wieder Ordnung und Zucht in die Schaar komme, bei welcher die gefährlichen Ferien alle Bande frommer Scheu gelöst hätten. Glückliche Ferien!

32.

Was man auf Reisen lernt.

Die Reisezeit hat begonnen, die Eisenbahnen haben ihre Sommerfahrpläne bekannt gemacht, die Koffer werden gepackt, die Völkerwanderung fängt an. Die einen begeben sich auf dem schnellsten Wege in die Bäder, wo sie Linderung ihrer Leiden, Heilung ihrer Gebrechen zu finden hoffen; die anderen pilgern gemächlich von Hauptstadt zu Hauptstadt, um die Sehenswürdigkeiten menschlicher Kunst und menschlichen Fleißes zu bewundern und sich auf der Oberfläche eines Stromes von Unterhaltungen und Zerstreuungen hin und her wiegen zu lassen; noch andere verlieren sich schleunigst in Waldeinsamkeit und entlegene Thäler, der Nähe der Menschen und der Plage der Arbeit entrückt.

Darin stimmen alle überein, die nicht dem trägen Thiere gleich an der Scholle kleben, daß das Reisen einen außerordentlich wohlthuenden Einfluß auf ihr Gesammtbefinden ausübt. Nicht bloß die Sinne werden gekräftigt, nicht bloß die Glieder werden gestählt, nicht bloß der Blutumlauf wird gefördert, sondern auch Gemüth und Willen nehmen an der allgemeinen Erfrischung Theil. Ja sogar unser moralischer Zustand geht bei der erwünschten Besserung nicht leer aus.

Vor allen Dingen hebt der unmittelbare Verkehr mit der Natur unsere Empfänglichkeit für die Größe und Schön-

heit der Schöpfung. Wir mögen über blumige Wiesen schreiten oder durch schattige Wälder schweifen, am Strande des Meeres stehen oder auf steile Berggipfel klettern, — überall umgeben uns die Spuren der göttlichen Allmacht und Güte. Voll Andacht schlagen wir das Auge auf zum Himmel, der über so viel Herrlichkeit leuchtet, die uns beinahe vergessen läßt, daß die Erde kein Paradies mehr ist, und unser Mund stammelt Dank dem Unendlichen, der uns Staubgeborene würdigt, seine Wunder zu schauen. Einst bauten die Alten ihre Opferstätten an murmelnden Quellen und auf windumbrausten Höhen, lodernd züngelten die heiligen Flammen, fromme Gaben verzehrend, zum Himmel auf. Wir Gegenwärtigen errichten keine Altäre auf dem Alpengrat und verbrennen keine Garben und Böcke mehr auf rebenumlaubten Hügeln, aber unser Herz bringt angesichts der im Nebel verschwimmenden Bergkette und inmitten lachender Fluren unsichtbare Opfer der Gottesverehrung und gelobt neue Treue den Gesetzen des Ewigen.

Sodann veranlaßt uns unwillkürlich die Beobachtung fremder Sitten, Vergleiche mit unseren eigenen Gewohnheiten anzustellen und uns dasjenige anzueignen, was ohne Zwang und Unnatur zu einer ergiebigeren Ausnutzung unsrer Mittel zu verwerthen ist. Zu Hause, in den unveränderten Umgebungen der täglichen Lebensweise, geschieht es uns leicht, daß wir unzufrieden mit unseren Schicksalen, mißmüthig über ausbleibende Erfolge, ungerecht gegen unsere Freunde, griesgrämig gegen Frau und Kinder werden, ohne selbst durch Erholung und Kurzweil den Gleichmuth der Seele wieder gewinnen zu können, der alles leicht und erfreulich macht. Auf der Reise dagegen

urtheilen wir billiger und stimmen fast unbewußt unsere Ansprüche um etliche Töne herunter. Wenn wir sehen, wie geduldig das arme Bergvolk seine Lasten schleppt und die Unbilden rauher Witterung erträgt, wie genügsam es seine kärgliche Nahrung genießt und seine bescheidene Hütte schmückt, dann kommt uns zum Bewußtsein, wie freundlich uns das oft geschmähte Loos gefallen ist und wie reiche, oft verachtete Annehmlichkeiten uns die Bürde des Lebens erleichtern. Wenn wir für schweres Geld eine kaum genießbare Mahlzeit erhalten, dann erinnern wir uns mit heilsamer Beschämung der Fleischtöpfe Ägyptens in der Heimath, die wir nicht selten, uns und den Unsrigen zum Verdruß, weidlich gescholten haben. Ein saurer Wein, vom grinsenden Kellner servirt, erweckt eine stille Sehnsucht nach dem einfachen Hausbier, das uns daheim in der Laube die Hausfrau kredenzt.

Ferner ruft der Anblick so vieler Erzeugnisse der Kraft und Berechnung, des Geschmacks und der Klugheit unsere Energie auf, ähnliches zu vollbringen. Diese Eisenbahnen, die uns in schneller Fahrt über breite Ströme und schwindelnde Abgründe, durch meilenlange Berge und öde Steppen führen, diese Bauten, welche die Kühnheit mit der Sicherheit vereinigen, dieser emsige Anbau des Bodens, diese Unzahl der Gewerbe, diese Kunstwerke des Meißels und des Pinsels, diese Unzahl der Sprachen und Klänge, in denen der Herzschlag fremder Völker pulsirt, — alle diese Eindrücke gestalten sich zu ebenso vielen Aufforderungen an unsere Willenskraft und unsere Talente, es denjenigen gleich zu thun, die ihre Vaterstädte zu Mittelpunkten des Verkehrs gemacht und ihren Namen zu Ruhm und Ehre erhoben haben.

Außerdem bestärkt uns das Reisen in der zuweilen abhanden gekommenen Erkenntnis, daß die Natur des Menschen im Großen und Ganzen immer und überall dieselbe ist. Die Leute mögen unter verschiedenen Himmelsstrichen ihre Häuser anders bauen, ihre Wohnungen anders einrichten, andere Kleider tragen, andere Gerichte zubereiten, eine andere Sprache reden: sie bleiben doch Menschen mit menschlichen Eigenschaften. In Nord und Süd, in Ost und West dieselben Triebe, dieselben Thorheiten, dieselben Leidenschaften; Hunger und Liebe in allen Zonen die treibenden Kräfte der Bewegung. Folglich gilt es auch für uns, unter allen Umständen und mit allen rechtmäßigen Mitteln den tapfern und hartnäckigen Kampf gegen Irrthum und Schuld, Gemeinheit und Falschheit zu führen. Uns selbst entrinnen wir nicht, wir mögen über den Ocean dampfen oder in Gletscherspalten uns verstecken, denn mit uns gehen unsere Träume und unsere Begierden, die keine fremde Sonne bleicht und kein ferner Eiswind auslöscht. Ebenso wenig aber entgehen wir demjenigen, der uns zu Hause wie in der Fremde schützt und trägt, warnt und straft: nähmen wir Flügel der Morgenröthe und blieben am äußersten Meer, so würde uns doch seine Hand daselbst führen und seine Rechte uns halten.

33.

Mancherlei Gastfreundschaft.

Gewisse Tugenden leiden an unheilbarer Schwindsucht, die durch keine moralische Kur aufgehalten wird. Sie gedeihen nur unter einem bestimmten Himmel und in gewissen Zeiten; nimmt man ihnen diese Bedingungen ihrer Existenz, so siechen sie unrettbar dahin.

Welch eine klägliche Erscheinung ist die heutige Gastfreundschaft im Vergleich mit der üppigen Jugendgestalt vergangener Tage! Wohin ist die Zeit geschwunden, da der oberste Griechengott selbst den Ehrennamen des Gastlichen führte und ihm zu Liebe jeder irgendwo einkehrende Fremde Obdach, Bad, Kleid und Bewirthung ohne Entgelt empfing! Märchenhaft dünken uns Westländern nicht bloß die Schilderungen des Luxus, sondern auch des unverletzlichen Gastrechts im Orient. An die Stelle des gastlichen Hauses ist das thurmhohe Hotel getreten, anstatt des Händedruckes eines freundlichen Wirthes nehmen wir die erfindungsreiche Rechnung des Oberkellners entgegen und die nobelsten Gastgeschenke der homerischen Reisenden sind eine Lappalie gegen die Trinkgelder, die der scheidende Fremde dem zahlreichen Personal des Hotels mit dem seufzenden Bewußtsein spendet, daß daheim Weib und Kinder eine Woche lang behaglich leben mit derselben

Summe, die er für nicht geleistete Dienste eines einzigen Tages vertheilt.

Allein gehört nicht auch das Hotelwesen zu den Errungenschaften und Vorzügen der neueren Zeit? Bedarf nicht der ungeheure Verkehr der Kulturländer aller der Veranstaltungen, welche die modernen Gasthäuser zu Nutz und Frommen der Tausende treffen, die nicht am eigenen Tische sitzen und im eigenen Bett schlafen können? Und ist es nicht bequemer, verständiger, unter Umständen selbst wohlfeiler, das eingerichtete Zimmer, die bereite Mahlzeit, die geschulte Bedienung des ersten besten Hotels in Anspruch zu nehmen als durch einen unerwarteten Besuch Unruhe und Verwirrung in das Hauswesen eines Freundes zu bringen, ihn selbst aus seinem Schlafzimmer, die Hausfrau aus ihren täglichen Gewohnheiten, die Köchin aus ihrem Schlendrian zu vertreiben?

Noch immer giebt es Leute, die es als eine Art von persönlicher Beleidigung empfinden, wenn ein Jugendbekannter oder Geschäftsfreund bei vorübergehendem Aufenthalt in ihrer Stadt nicht bei ihnen absteigt, ißt und trinkt und schläft. Dicht nebenan im Gasthause stehen die besten Zimmer frei, aber der Freund muß im engen Logirstübchen versichern, wie wohl er sich fühle; drüben lockt die herrlichste Table d'hôte, allein der liebe Onkel kaut mit schmunzelndem Ingrimm den von der Hausfrau selbst zubereiteten Braten; der schlafentwöhnte Hausknecht würde die abreisende „Nummer" nach Vorschrift um vier oder fünf Uhr des Morgens wecken, aber die Ehre des Hauses verlangt, daß die heimlich grollende Dienstmagd in grauender Frühe mit dem Kaffee bereit sei, in der letzten Minute erscheint die gefällig bestellte Droschke, unnöthiges Frühstück

und höchst unerwünschter Blumenstrauß belasten Taschen und Hände des noch einmal und immer noch einmal umarmten Freundes, während inzwischen der unbarmherzige Bahnzug hurtig davonfährt.

Und doch kommen wir zuweilen in die Lage, die private Gastfreundschaft der allgemeinen und internationalen vorziehen zu müssen. Bei großen Versammlungen an wildfremden Orten, bei notorischer Habgier blutsaugerischer Wirthe, auf Reisen mit diskreten Zwecken lokaler Natur ist es außerordentlich erwünscht, der Einpferchung in überfüllte Massenquartiere, der Ausplünderung durch katzbuckelnde Spitzbuben, der zudringlichen Neugier schnüffelnder Kellner zu entrinnen und in den stillen Frieden eines befreundeten Hauses zu flüchten. Nur müssen beide Theile von vornherein sich klar darüber sein, was sie von einander zu fordern haben und was sie einander schuldig sind. Ein Gastfreund, der dem Gaste nicht die geringste Freiheit der Bewegung gestattet, der ihn den ganzen Tag und die halbe Nacht für sich allein in Anspruch nimmt, der ihm alles zeigt, was jener nicht sehen will, und ihm nichts von dem zu sagen und zu rathen weiß, was jenem am Herzen liegt, — und auf der andern Seite ein Gast, der die ganze Hausordnung über den Haufen wirft, zu keiner Mahlzeit pünktlich erscheint, den Kindern kein freundliches Wort gönnt, die Hausfrau wie ein Zimmermädchen und die Magd wie eine Jugendfreundin behandelt, — diese beide hätten besser gethan, sie wären geblieben, wohin sie gehören, der eine in seiner ungestörten Häuslichkeit, der andere in der Kaserne, wo er thun und lassen, rumoren, schelten und bezahlen kann was und wie viel er will.

Gastfreundschaft auf gute Art zu erweisen ist ebenso schwer wie sie angemessen zu empfangen und zu genießen. Auch hier gilt die alte Erfahrung, daß nichts schwerer zu ertragen sei als eine Reihe von guten Tagen. Wenn der Hausherr mit unbefangener Sicherheit seinen Berufsgeschäften nachgeht und daneben dem Gaste behilflich ist, die Zwecke seiner Reise zu erreichen, wenn die Hausfrau sich das Wohlbefinden ihres Gastes angelegen sein läßt, ohne seinen Magen durch Unverdaulichkeiten, seine Laune durch Unliebenswürdigkeiten zu verderben, wenn der Ton der Unterhaltung ungezwungen und aufrichtig ist, wenn die Wirthe gern und ohne Zwang darbieten, was der Gast willig und dankbar annimmt, dann genießen beide Theile gleichermaßen und der Tag des Abschiedes verwandelt die konventionelle Phrase „auf Wiedersehen" in herzliche Empfindung. Wenn aber der ungeduldige Fremde täglich auf neue Vorwände sinnt, der süßen Qual zu entrinnen, wenn ihm plötzlich einfällt, daß er noch heute abreisen müsse und er an den unkräftigen Einwänden der Gastfreunde merkt, daß er besser gethan hätte, schon gestern zu reisen, wenn die Gesichter immer länger und die Suppen immer dünner werden, wenn die leibliche Verpflegung und die geistige Unterhaltung bedenkliche Neigung zu aufwärmender Wiederholung zeigen: dann ist es Zeit, daß der Freund seine Koffer schnüre und der lieben Heimath zustrebe, um auf dem bekannten Sopha und im gewohnten Schlafrock inmitten der Seinigen der Gastfreundschaft dankbare Erinnerungen zu weihen, die wie jedes Ding auf Erden ihre Zeit hat.

34.

Auf Wiedersehen!

Grußformeln sind wie kleine Münze. Wie diese behalten sie ihren Werth, auch wenn sie durch täglichen Umlauf abgegriffen und unansehnlich geworden sind. Auf den früheren Silbergroschen war oft das Bild des Landesvaters kaum noch zu erkennen und doch nahm sie jeder Krämer für voll. Wer hört aus dem unnachahmlichen „Moi'n!“ mit welchem Studenten sich zu allen Tages- und Nachtzeiten begrüßen, noch den freundlichen „guten Morgen“ heraus, den die Philister einander anwünschen? „— Die Ehrê!“ mit dem Accent auf der letzten Silbe, rufen die Oberkellner der wilden und zahmen Thiere, denen ihr Hotel gewidmet ist, den abreisenden Fremden nach und der gasthausgewandte Fremdling entnimmt selbst diesen spärlichen Resten der Höflichkeit die beruhigende Versicherung, daß diese schlotterichten Mitchristen im Frack und Bleistift nach wie vor zu seinen Diensten bereit seien. Liegt nicht in dem einen Worte „Lebewohl“ die ganze Stufenleiter menschlicher Empfindungen von der oberflächlichsten Gedankenlosigkeit bis zum tiefsten Schmerz verborgen?

Nicht gerade zur Scheidemünze des Verkehrs, sondern schon zu den minder vulgären Silberstücken gehört der Gruß „auf Wiedersehen!“ Kleine Freundinnen, deren

Sentimentalität sich noch im Stande der Possirlichkeit befindet, rufen ihn einander zu, wenn sie mittags um zwölf Uhr auf dem Heimwege von der Schule zärtlichen Abschied nehmen und schon nachmittags um zwei Uhr ist die Sehnsucht nach der gleichgestimmten Seele wieder gestillt und der Freundschaftsbund aufs neue besiegelt. „Auf Wiedersehen,“ sagen unisono die Stammgäste des Schwarzen Rosses und schon am nächsten Abend zur gewohnten Stunde finden sie sich um denselben Kartentisch zusammen.

Allein je nach den Umständen gewinnen die beiden Worte einen ernsteren Sinn. Die junge Ehefrau hat dem Gatten, den sein Geschäft oft der Heimath entführt, als symbolisches Angebinde eine Reisetasche gestickt und da der und die Deutsche, wenn sie etwas recht Schönes und Gutes zu sagen haben, mit Vorliebe Französisch sprechen, hat sie dem Blumenmuster in Perlenschrift ein zierlich gewundenes A revoir eingewoben. Wenn er nun heimkommt, welche Umarmungen nach langer Trennung, welche Seligkeit nach der Entbehrung, selbst das Revoir knickt in der hastig niedergesetzten Reisetasche unscheinbar zusammen und verwandelt sich in ein herzliches, überglückliches Wiedersehen.

„Der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen! — Mit einem Tone gesprochen, mit einem Tone! Ich kann ihn nicht nachmachen, ich kann ihn nicht beschreiben, aber er enthielt alles, alles! Ha, könnt’ ich ihn nur vor Gericht stellen, diesen Ton!“ So jammert Claudia, die Mutter der Emilia Galotti. Die arme Mutter hat Recht: der Ton enthält alles, alles. Wer den Ton beschreiben, wer ihn nachmachen könnte, in welchem die Menschen zu einander sprechen „auf Wieder-

sehen!" der hätte die Tiefen des menschlichen Herzens erschöpft.

Der einzige Sohn des Hauses hat seine Schulbildung abgeschlossen und rüstet sich zum Abgang nach der Universität. Der erste Wechsel schwellt den Geldbeutel, sauber geglättet prangt die Wäsche im neuen Koffer, die Droschke ist bestellt, in den Armen von Vater und Mutter liegt der Jüngling, es wird nur eine kurze Trennung sein, schon in den Sommerferien wird der Student zum Besuch des Elternhauses wiederkommen, und doch — er geht aus der Hut der treuesten Herzen, in eine Welt der Fremde und Gefahr; Studium und Freundschaft, Uebermuth und Versuchung warten sein, gelockert wird das heiligste Band — und in Schluchzen und Thränen erstickt das traurige fröhliche Wort: auf Wiedersehen!

Die Traurede ist gehalten, das Hochzeitsmahl geht zu Ende, die lärmende Unterhaltung verstummt, in Reisekleidern erscheint das junge Paar, von tiefstem Herzeleid durchschüttelt nimmt die Tochter Abschied von der Mutter, der die glückliche Verbindung ihres Kindes die schwerste Entsagung nach dem Tode des Gatten bereitet, — was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden — auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!

Der Heimath müde, die sie nicht leicht genug ernährt, hat eine Schaar das große Schiff bestiegen, das sie über das Meer in ein neues Vaterland tragen soll. Verwandte und Freunde haben ihnen das Geleit zur Hafenstadt gegeben, schon ist das Zeichen zur Abfahrt ertönt, die Landungsbrücke aufgehoben, am Ufer stehen die einen, auf den Wellen schweben die anderen, zum friedlichen Dorfe kehren jene zurück, diese steuern ihrem Glück oder

Verderben entgegen, noch einmal winken die Tücher und Hände — auf Wiedersehen!

Nicht allen, denen die Hoffnung auf Wiedersehen die bittere Abschiedsstunde versüßte, wird das Wiedersehen selbst zu theil. Auf dem Meeresgrunde bleichen die Gebeine vieler Tausende, denen die Wuth der Elemente das Schiff zerschlug, das Leben nahm. Nicht allen, die sich wiedersehen, ist das Herz leicht und froh. Warum schlägt jener Mann, der Stock und Bündel trägt, scheu die Augen nieder? Warum ringt das bleiche Weib die Hände? Warum fliehen die Kinder die Berührung des heimkehrenden Vaters? Aus dem Gefängnis entlassen betritt er heute nach Jahren zum ersten Male die Schwelle seines Hauses und Qual und Schande ist das Wiedersehen. Ein Trauerbrief hat weit auseinander wohnende Geschwister im Vaterhause zusammengerufen und am Sarge zwischen Blumen feiern sie ein thränenreiches Wiedersehen.

Auf Wiedersehen! rufen die Ueberlebenden den Gestorbenen in das Grab nach. Haben sie noch nicht genug des Leidens und der Täuschung zusammen ertragen, soll in einer andern Welt das alte Spiel von Sorge und Elend von neuem beginnen, wollen sie wirklich wieder freien und sich freien lassen, wieder kämpfen und weinen im Himmel, wie sie es auf Erden gethan? Was mögen das für Augen sein, die uns die Ewigkeit aufthun wird und mit denen wir doch nicht sehen werden wie einst? Was mögen das für Ohren sein, die uns die Zukunft öffnen wird und mit denen wir doch nicht hören werden wie vordem? Mögen die Leiber zerfallen, doch grüßen sich die Geister in unzertrennlicher Umarmung: auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!

35.

Wieder zu Hause.

So sind die Menschen: wer mit gefüllter Börse und wohl geschnalltem Koffer am Bahnhofe des Zuges wartet, der ihn in die Ferne führen soll, begreift nicht, wie es einer noch zu Hause ertragen könne; und wer nach vollendeter Reise, reich an Eindrücken und gebrauchter Wäsche, denselben Perron betritt, versteht kaum, wie einer auf wildfremden Bergen herumklettern und in gänzlich unbekannten Betten schlafen kann. Nur erst fort! ruft der eine; nur erst wieder heim! der andere, — und beide haben recht. Beschneite Gipfel zu ersteigen und kunstberühmte Städte zu durchwandern war die ausgesprochene Absicht unserer Reise, — und siehe, da wir heimgekehrt sind, haben wir etwas gewonnen, an das wir nicht gedacht hatten: mit neuem Reiz bekleidet ist die alte Heimath, das gewohnte Haus. Einer meiner Freunde hat gar nicht unrecht, wenn er behauptet, er reise nur deshalb, um zu wissen, wie gut er es zu Hause habe.

Stehst du noch, wackeres Haus? Hat kein Blitz dich getroffen, kein Dieb dich heimgesucht? Mit freundlichem Grün hat die Magd die Thür bekränzt, zum Zeichen, daß die Geister der Arbeit und Fröhlichkeit wieder ihren

Einzug halten in die lange verlassenen Räume. Was mögen die Kochtöpfe gedacht haben, während sie müßig am Herde standen? Was mögen Schrank und Stuhl einander erzählt haben, als niemand ihre Dienste in Anspruch nahm? Und während wir bedächtig die Zimmer durchschreiten, zerstreuen sich lärmend die Kinder durch das ganze Haus. Vier Wochen haben sie es nicht gesehen, und vier Wochen sind eine kleine Ewigkeit für diejenigen, die ihr Leben noch nach Jahren statt nach Jahrzehnten rechnen. In den Garten stürmen sie zuerst, wo Wunder über Wunder sich zugetragen hat: zarte Levkojenpflänzchen sind zu stattlichen Stauden emporgeschossen, verwelkt sind die bei der Abreise kaum erst knospenden Rosen, in hellen Farben prangen die vorher so unscheinbaren Zinnien, von den oft gezählten sechs Aepfeln am Spalier fehlt einer, aber die Aprikosen fangen schon an gelb zu werden, schattiger wölbt sich die Laube und die Balsaminen läuten mit rothen und blauen Glöckchen.

Wo steckt der Junge? Bei seinen Schimmeln kauert er an der Erde und flickt das zerrissene Geschirr, heimlich das kleine Gewissen beschwichtigend, daß er die lieben Thiere so lange ohne Futter gelassen und liebkosenden Zuruf. An der Magd hängt das jüngste und erzählt ihr von Tanten, deren Namen jene nie zuvor vernommen hat, und leckeren Gerichten, welche die Hand der Großmutter bereitet hat. Aber die verständigere Tochter schwelgt an ihrem Lieblingsplätzchen und liest ein Seitchen oder zwei in bestäubten Büchern.

Die erste Mahlzeit am gewohnten Tisch sammelt die schnatternde Schaar. O gewiß, auch Tante Marie kochte so appetitlich und reichlich, die Großmutter buk so herr-

liche Kuchen, man saß so behaglich auf der engen Veranda, aber nirgends schmeckt es doch besser als aus der alten lieben Schüssel am vertrauten Platz. Und wer nun gar wochenlang das zähe Brot der Schweiz oder das Oelkrüglein Italiens hat kosten müssen, wer in seiner norddeutschen Unschuld zum Roastbeef Kartoffeln und Salat bestellte und zur Strafe für diesen Uebermuth stupende Preise bezahlen mußte, der weiß doppelt und dreifach zu schätzen, was die heimische Kochkunst auf den Tisch des Hauses setzt.

Sei mir gegrüßt, mein Bett, mein liebes Bett, mein eigenes Bett! Du Sinnbild der häuslichen Ruhe und Bequemlichkeit, wie oft und wie schmerzlich habe ich dich vermißt! Nicht daß ich unterwegs auf blankem Fels oder in Heuschobern hätte übernachten müssen, o nein, jeden Abend nahm eine andere Lagerstätte meine müden Glieder auf, aber es war nicht deine Form, nicht deine Farbe, nicht deine Art; das Einschlafen und das Erwachen waren nicht von der lieben Hand der Mutter Gewohnheit berührt, — nun erst bin ich wieder zu Hause, da ich dich wieder habe!

Genuß und Entbehrung sind die beiden Angeln, in denen sich unser Leben bewegt. Um das eine zu genießen, müssen wir das andere entbehren. Nirgends reichen Entbehrung und Genuß einander so oft und so innig die Hand wie auf der Reise. Wer ließe nicht gern die opulenteste Table d'hôte in der fremden Stadt im Stich für ein einfaches Mahl im Familienkreise? Auch der gelehrteste Mann gäbe zu Zeiten die Hälfte der Bücherschätze von St. Gallen für ein Zeitungsblatt aus der Heimath. Das Panorama des Schafberges

ist nichts im Vergleich mit einem Blick in geliebte Augen. Und doch verschmähen wir das Nahe, Vertraute, Bequeme um des Fernen, Ungewissen, Schwierigen willen, als spotteten wir unser selbst und unsrer unersättlichen Begierde.

Einpacken ist ein mühsames Geschäft, Auspacken ein wehmüthiges. Diese Schuhe habe ich auf dem Morteratschgletscher zerrissen, dieses Epheublatt vom Hussstein bei Konstanz gepflückt; jenes Kästchen erinnert mich an den Uetliberg, diese Schnitzerei an Bad Moritz: jedes Kleid, jedes Blatt Papier ist ein lebendiges Gedächtnis froher und beschwerlicher Stunden. In Bündeln und Haufen liegt am ersten Tage nach der Heimkehr Hölzernes und Ledernes, Papiernes und Gläsernes, — bald ist es von der Uebermacht des Alltäglichen aufgesogen und verzehrt.

Berge von Arbeit erwarten die Heimkehrenden. Zudringlich sieht das Comtoir uns an, frech glotzen die Bücher, Antwort fordern vergessene Briefe. Die ersten Bewegungen sind ungelenk wie die ersten Schriftzüge, zur Plage wird, was sonst Bedürfnis war. Aber Körper und Geist leben sich schnell wieder hinein in die Fesseln der täglichen Berufsarbeit und was wir draußen gesehen und gehört, was wir an frischer Luft eingeathmet und an Kräften gewonnen haben, das waltet und wirkt segensreich mit in gewohnter Hantierung und geistigem Schaffen.

Wohl dem Manne, welcher der Stadt entfloh, — aber wohl auch dem, der glücklich heimkehrte zum häuslichen Herde, den keine Lawine begrub, kein Gletscher verschlang, keine Entgleisung zerstückelte, der mit den

Eindrücken und Erfahrungen der Fremde bereichert am gewohnten Platze arbeitet und genießt. Glückliche Reise und fröhliche Heimkehr!

36.

Wozu ein Regentag gut ist.

In gebildeter Gesellschaft vom Wetter zu reden gilt für trivial. Allein es giebt Ausnahmen auch von dieser Regel. Wenn Tage lang der Himmel grau gemalt erscheint, kein Sonnenstrahl den dichten Wolkenschleier durchdringt, am Morgen uns ein sanftes Plätschern weckt und am Abend klatschender Wasserguß uns einschläfert, wenn die ältesten Regenschirme sich nicht erinnern können, so lange im gespannten Verhältnis zu ihren Besitzern gestanden zu haben, dann verliert auch der älteste Philosoph seinen Gleichmuth und das jüngste Fräulein ihren Frohsinn und in allen Tonarten wird der Reichthum der Sprache an beschimpfenden Eigenschaftswörtern ausgeschüttet: abscheulich — entsetzlich — unerhört — unerträglich! Wie viele und wie wohl erwogene Pläne macht ein Regentag zunichte! Wir wollten einen Morgenspaziergang machen — und wir die Kunstausstellung besuchen — und wir eine Reise nach der Wartburg antreten, — das alles ist nun zu Wasser geworden, buchstäblich zu Wasser.

Was nun beginnen? Mit Seufzen ziehen wir das festliche Gewand aus und legen das Alltagskleid an, in halber Verzweiflung greifen wir zur ersten besten Unterhaltung, um nur die Zeit zu tödten. Alle halbe Stunde werfen wir einen mißmuthigen Blick auf die Straße: die Steine

sind noch immer nicht trocken! der vermeintliche Gewitterregen hat sich in das langsamere Tempo des schönsten Landregens hinübergespielt, — da ist kein Zweifel mehr, wir haben einen Regentag vor uns. Die ersten, welche sich mit dieser traurigen Gewißheit abfinden, pflegen die Hausfrauen zu sein. Sie besinnen sich plötzlich darauf, daß sie diese oder jene mehr oder minder nothwendige Arbeit in der Haushaltung zu erledigen haben. Da ist der durch die gestörten Dispositionen veränderte Küchenzettel in wohlschmeckende Wirklichkeit umzusetzen, da giebt es an der Garderobe etwas auszubessern, an den Schularbeiten der Kinder etwas nachzusehen, der besuchenden Freundin familiäre Mittheilungen zu machen, — der Vormittag geht hin, man weiß nicht wie. Was wäre aus diesen Obliegenheiten geworden, wenn schönes Wetter uns in Feld und Wald hinausgerufen hätte? Sie wären flüchtig besorgt, von heute auf morgen verschoben worden, vielleicht für immer unerledigt geblieben. Man glaubt gar nicht, wie sehr ein solcher, anfangs höchst unwillkommener und fataler Regentag das Pflichtgefühl schärft und anspornt. Je mehr wir uns umsehen, je resignirter wir zu den gewohnten Beschäftigungen zurückkehren, desto weiter wird der Kreis, desto höher der Berg unabweisbarer Aufgaben, dringender Pflichten. Dem Beispiel der Frauen folgen fast unwillkürlich die übrigen Hausbewohner. Der Geschäftsmann darf, was ihm im Grunde genommen sehr angenehm ist, nun in aller Ruhe sein Geschäft abschließen, welches er sonst hätte überstürzen oder unzuverlässigen Leuten überlassen müssen; der Arzt kann einige Besuche machen, deren Dringlichkeit ihm erst wieder zum Bewußtsein kommt, wenn er am Krankenbette den „schweren Fall“ vor Augen

sieht; der Rechtsberather hat nicht nöthig, seine Klienten auf morgen bestellen zu lassen; der Pfarrer geht mit gründlichem Nachdenken an seine nächste Sonntagspredigt.

Und wenn wirklich nichts dergleichen vorliegt und wenn die unverhoffte Muße nicht zur Nachholung versäumter Berufspflichten zwingt, giebt es eben keine andere Unterhaltung, keine andere Zerstreuung, zu welcher der monotone Regen den Takt schlägt? Da stehen in langen Reihen Deine Bücher, ernsthafte und lustige, wissenschaftliche und belletristische, alte und neue, Du kennst ihre Titel, ihren Einband, — aber hast Du sie auch alle gelesen? Greif nur einmal hinein in Deine Dichter, Deine Geschichtsschreiber, Deine Kulturhistoriker, Deine Reisebeschreiber, sie freuen sich lange darauf, Deine persönliche Bekanntschaft zu machen, sie preisen den „abscheulichen' Regentag, der Dich, zunächst aus purer Langeweile, nöthigt, ihnen das Wort zu geben. Ein gutes Buch im stillen Stübchen — welch ein Genuß, welch ein Gewinn für Geist und Herz ist das! Vor unseren Augen thut sich eine Welt auf, von deren Dasein wir kaum etwas ahnten, Berge mit zackigen Gipfeln und ewigem Schnee, Thäler mit schaurigen Schluchten und süßer Einsamkeit, Ströme mit rasendem Lauf und schäumenden Fällen, Matten mit lieblichem Blumenflor, und das alles durchzogen und verbunden durch die muthigen, kunstreichen Werke des Menschen, der auf jede Höhe klimmt und in jede Tiefe steigt, Wunder über Wunder, Natur und Mensch im Kampfe und im Bunde! Und eine andere Welt erschließt sich unseren Blicken, die Welt der menschlichen Empfindungen und Leidenschaften, Helden und Feiglinge, Krieger

und Friedensfürsten, Wohlthäter und Mörder, gesegnete Völker und gebrochene Herzen!

Wir legen das Buch aus der Hand, dessen Besitzer wir nun erst geworden sind, nachdem wir es längst zu besitzen glaubten, — aus dem Nebenzimmer dringt Musik zu uns, das junge Volk hat sich um das Pianino geschaart. Freilich, wäre unser Reiseausflug zustande gekommen, so hätten wir in den stöhnenden, gurgelnden, pfeifenden Klängen der Badekapelle des Nachbarstädtchens schwelgen können, so aber müssen wir uns mit den klassischen Sonaten Mozart's und Beethoven's begnügen! Wie die Perlen gleiten die Töne, ihrer selbst unbewußte Ebenbilder der fallenden, rieselnden, gleitenden Regentropfen draußen, die Du verwünschtest, weil sie Dir einen Spaß verdarben, und die Du preisen solltest, weil sie Dir das Heiligthum der Kunst erschlossen.

Wie gut, daß ihr nicht fort gekonnt habt! rufen die jüngeren Kinder, welche euer Machtspruch von der in Aussicht genommenen Landpartie ausgeschlossen hatte. Nun haben auch sie etwas von Scherz und Süßigkeiten, Onkel und Tante, ja gesteht es euch nur, von Vater und Mutter, die sie heute nicht mit Augen gesehen haben würden, hätte der liebe böse Regen euch nicht an Haus und Familie gebannt. Gar nicht zu reden von den unzerrissenen Schuhen, der nicht verdorbenen Laune, dem gesparten Gelde, dem engen und gemüthlichen Beisammensein, welches alles ihr dem gütigen Himmel verdankt, der euch bescheerte, was ihr nicht haben wolltet, einen abscheulichen, entsetzlichen, unerhörten, unerträglichen Regentag. Mein Freund, ich wünsche Dir mehr solcher Regentage!

37.

Stultus ein Narr heißt zu Latein,
Das trifft mit dem Wort Stolz recht ein,
Denn stultus Stolz und Narr ein Thor
Eins giebt dem andern wenig vor,
Allein Herr Stolz, der ist ein Held,
Dem Stultus Pferd und Wagen hält.

Der Spruch ist alt; die Wahrheit, die er ausspricht, ist immer neu. Man sollte glauben, Dummheit und Stolz seien Gegensätze, denn zum Begriffe der Dummheit scheint Unwürdigkeit und Nichtigkeit ebenso nothwendig zu gehören wie Bedeutung und berechtigter Anspruch zum Wesen des Stolzes. Allein wenn wir die Beiden nach ihrem Taufschein fragen, so entdecken wir, daß sie Geschwisterkinder sind. Die Dummheit im Sinne unseres Sprichwortes ist nicht gleichbedeutend mit der Einfalt, die aus Kinderaugen leuchtet, noch mit der göttlichen Thorheit der wahrhaft Weisen und Guten, und der Stolz, den unser Poet meint, ist nicht eins und dasselbe mit dem wohlbegründeten Selbstgefühl derjenigen, die vieles wissen, großes leisten. Sondern hier ist die Rede von dem theils ärgerlichen, theils ergötzlichen Bündnis, welches Geistesarmuth mit Hochmuth eingeht, einem Bündnis, welches sein historisches Gegenbild in den Allianzverträgen hat, welche zu Zeiten der Großtürke mit dem Papste geschlossen hat.

Jeder möchte unter Seinesgleichen gern etwas sein, etwas bedeuten. Hat nun Einer weder hervorragende Geistesgaben noch eine angesehene Stellung, weder Tüchtigkeit in seinem Fache noch Verdienste um das Gemeinwesen aufzuweisen, so geräth er leicht auf den Einfall, etwas sein zu wollen, ohne daß er in Wirklichkeit etwas wäre, oder mit anderen Worten, seine Blöße mit geborgtem Flitter zu bedecken und mit diesem geliehenen Schmuck kurzsichtige Augen zu täuschen. Verfängt auch dieses Mittel nicht, so ist er wohl gar dreist genug, durch seine Unwissenheit und Unbedeutendheit selbst glänzen und imponiren zu wollen. Wie eitle Weiber den Mangel an natürlicher Schönheit durch überladenen Putz und Zierrath zu verdecken und zu ersetzen trachten, so suchen flachköpfige Männer das Manko ihres Geistes durch anmaßendes und herausforderndes Gebahren auszugleichen, in der Erwartung, die große Menge werde sich dadurch über ihre thatsächliche Insolvenz täuschen lassen. Daß diese Spekulation der Dummheit nur zu oft gelingt, lehrt die Erfahrung. Gelang es uns doch in der Schule, würdige und gewitzte Lehrer gerade dadurch über unsere lückenhafte Vorbereitung zu betrügen, daß wir mit kühner erhobenem Haupte und verstärkter Stimme unsere Lektion aufzusagen begannen, von der wir nicht mehr als den Anfang wußten; hätten sie in der Prüfung fortgefahren, so hätten wir bald genug auf dem Sande gesessen.

Wodurch gewinnen seichte Fante mit dürftiger Geistesbildung Ansehen und Einfluß in der Gesellschaft? Durch ihr sicheres, selbstbewußtes Auftreten, welches von vornherein den Schein erweckt, es müsse hinter diesen geläufigen Reden ein tüchtiges Wissen, hinter diesen absprechenden

Urtheilen irgend eine Art des Besserkönnens stecken. Freilich, ist man erst einmal dahinter gekommen, daß es mit dieser Schöngeisterei Wind, mit diesem Kunstverständnis Schwindel sei, so wendet man ihnen den Rücken, um dem bescheidenen Talent, dem verkannten Genie späte Huldigungen darzubringen.

Das schmuckste Thier auf dem Geflügelhof ist der Pfau. Wie stolz er dahin schreitet, wie selbstbewußt er den Kopf hebt, wie prächtig er den farbenschillernden Schweif entfaltet, wie vornehm er sich isolirt, wie laut er seinen Ruf erschallen läßt! Gewiß ist er das klügste unter dem Federvieh, der beste Eierleger, der schmackhafteste Bratenvogel? Im Gegentheil, er ist dümmer als die Gans, weniger produktiv als das Huhn, minder brauchbar als die Taube. Aber was ihm an Nützlichkeit und Werth für die menschliche Haushaltung abgeht, das ersetzt er für sich doppelt und dreifach durch gespreizte Eitelkeit, Herrschsucht und Bosheit. Bei aller Schönheit ist er oft unleidlich und widerwärtig.

Was der Pfau unter den Vögeln, das ist der Dummstolze unter den Menschen. Sein Vater ist ein reicher Mann, — Grund genug für ihn, hochmüthig auf die armen Schlucker herabzusehen, die sich mit den „dummen“ Wissenschaften und Künsten herumschlagen müssen, deren Werke ja schließlich doch nur von reichen Leuten gekauft werden. Seine Mutter ist eine Frau von vornehmer Geburt, — was bedeutet der sogenannte Adel der Gesinnung, auf den die Proletarier pochen, gegen den wirklichen, verbrieften Adel des Stammbaumes und der Ahnensäle? Er hat eine elegante Taille und einen herrlichen Schnurrbart, — was kümmert es ihn, ob andere die Kenntnisse,

andere die sittliche Tüchtigkeit haben? Er versteht nichts von den Sammlungen, die er durchschreitet, weil Bädecker es zur Pflicht macht; er findet kein Wohlgefallen an den Kunstschätzen, die er flüchtig betrachtet, weil die Mode es befiehlt; aber er dünkt sich wer weiß was, weil er alle Hauptstädte besucht, alle Seen befahren, alle Berge erstiegen hat. Er vermeidet ein zusammenhängendes Gespräch, eine gründliche Unterhaltung, angeblich, weil dergleichen nur für Philister paßt, in Wahrheit, weil er zu — wenig klug dazu ist. Er ist ein Held, dem seine eigene Thorheit die Equipage liefert, in welcher er, blasirt in die Ecke gelehnt, auf der breiten Heerstraße der Alltäglichkeit dahinrollt, während die Dummheit des großen Haufens Vorspann stellt.

Wenn Goethe sagt, nur Lumpe seien bescheiden, so geißelt er mit diesem Paradoxon die widerwärtige, nach Demuth riechende, nach Hochmuth schmeckende Art von Leuten, welche in der Ehrfurcht und Bewunderung fremden Wesens so weit gehen, daß sie der Albernheit schmeicheln, der Nichtswürdigkeit Komplimente machen, über sich selbst und ihre Qualitäten geringschätzige Meinungen äußern, nur damit die anderen das Gegentheil versichern, und so wenig Selbstachtung beweisen, daß sie so zu sagen fortwährend für ihre Existenz um Entschuldigung bitten. Geistige und sittliche Bedeutung verleugnet sich nicht, auch wenn sie im Gewande der Bescheidenheit einhergeht; verdächtig ist ein Heldenthum, dessen Verkünder die Helden selber sind, eine Wohlthätigkeit, welche von den Wohlthätern selbst gepriesen wird. Aber die abstoßendste, der Verachtung ebenso sehr wie der Lächerlichkeit ausgesetzte Erscheinung ist und bleibt doch die Dummheit, die mit sich

selbst Staat macht, die Bornirtheit, die das große Wort führt, das eingebildete Wesen, welches seine Blechpfennige für gutes Geld ausgiebt. Mit der angeborenen, unverschuldeten Dummheit, welche einigen ihr Schicksal als Angebinde in die Wiege gelegt hat, kämpfen Götter selbst vergebens; allein mit der Dummheit, welche sich für Ueberlegenheit ausgiebt, unberechtigte Ansprüche erhebt, gesellschaftlich unbequem wird, das Gute schilt, das Schlechte lobt, sollen von Rechtswegen alle diejenigen den Kampf aufnehmen, denen daran gelegen ist, daß die Welt vorwärts geht, denn

Dummheit und Stolz
Wachsen auf einem Holz.

38.

Zu früh.

Man traut seinen Augen kaum, wenn man an einem vorzeitigen Frühlingstage in die Natur hinaustritt. Während sonst um diese Zeit sich kaum die ersten Vorboten des neuen Lebens schüchtern hervorwagen, hat schon der März beinahe den ganzen Reichthum des Frühlings mit einem Wurfe ausgeschüttet: die Felder lachen im üppigsten Grün, als sollte morgen der Mai beginnen, und die Sträucher schmücken sich in so unbändiger Lust, als erwarteten sie jeden Tag die Nachtigallen zum Besuch. Wer nur dem Augenblicke lebt, freut sich aus vollem Herzen der ungewöhnlich zeitigen Frühlingsherrlichkeit; wer auch mit der Zukunft rechnet, kann die Besorgnis nicht unterdrücken: es wird doch nicht zu früh sein! Denn ein einziger scharfer Frost könnte über Nacht zerstören, was so lieblich prangt und blüht und allen den süßen Geschöpfen, die sich so naseweis an das Licht gewagt haben, die Augen ausblasen.

Es thut überhaupt nicht gut, wenn etwas früher eintritt, als es nach dem natürlichem Laufe der Dinge einzutreten hätte. Die Kinder, welche die Zeit nicht erwarten können, bis sie sich unter die Bewohner der Erde mischen, büßen diese Ungeduld gewöhnlich mit einer Schwäche der Glieder, welche ihnen ihr Leben lang anhaftet. Mütter

setzen nicht selten ihren Stolz darein, daß ihre Kinder früher Zähne bekommen, gehen und sprechen als andere, aber die langsamer entwickelten setzen dann doch den Anfechtungen der Kinderjahre eine stärkere Widerstandskraft entgegen. Dasselbe gilt von der Ausbildung und dem Wachsthum des Geistes. Es schmeichelt vielleicht unsrer Eitelkeit, eine gewisse Reihe von Vorstellungen, einen gewissen Schatz von Vokabeln möglichst früh im Gedächtnis unsrer Kinder haften zu sehen, und wir sind schwach genug, sie vor Fremden damit paradiren zu lassen; aber wie unsicher ist dieser Besitz und wie gefährlich sind diese Experimente! Uns war das Söhnchen eines studirten Mannes bekannt, ein prächtiges, gewecktes, sehr begabtes Kind, welches jeden Tisch eine mensa und jeden Schmetterling einen papilio zu nennen wußte; als der Knabe fünf Jahre alt war, spielten die Schmetterlinge auf seinem Grabe, der Arzt aber sprach von Ueberreizung des Gehirns. Bekannt ist die Thatsache, daß Kinder, welche eine ungewöhnlich frühe Begabung zeigen, nicht selten später hinter den Erwartungen, welche Eltern und Erzieher von ihnen hegen, weit zurückbleiben und zur Mittelmäßigkeit von Durchschnittsköpfen zurücksinken. Nicht einmal bestimmt hervortretende künstlerische Anlagen dürfen ungebührlich früh ausgebildet oder gar zu äußerlichen Zwecken ausgebeutet werden. Durch die Zeitungen ging in diesen Tagen der Bericht über ein achtjähriges Mädchen, welches eine der großen Arien aus dem Freischütz in einem öffentlichen Konzerte vorgetragen habe. Was wird dieses Kind singen, wenn es erwachsen ist und seine volle musikalische Ausbildung genossen hat? Vielleicht Wagnerarien, vielleicht auch gar nichts.

Aus demselben Grunde ist es kaum begreiflich, daß nicht wenige Eltern mit einer wahren Ungeduld den Tag herbeisehnen, wo sie ihre Kinder der öffentlichen Schule übergeben dürfen. Zuweilen fehlen selbst noch einige Wochen an dem schulpflichtigen Alter: da werden dann Rektoren und Lehrer mit Bitten bestürmt, doch ja die Kleinen aufzunehmen, die so „schrecklich gern" lernen wollen. Das vollendete sechste Lebensjahr bezeichnet nach dem Urtheil erfahrener Pädagogen den frühesten Termin, an welchem Kinder ohne Schaden für Leib und Geist der Schule zugeführt werden dürfen. Dies früher zu thun ist eine Grausamkeit gegen die Kinder, mit welcher die Bequemlichkeit der lieben Eltern Hand in Hand geht. Eine Mutter aus besseren Ständen, die nicht durch die Noth zur Arbeit außerhalb des Hauses gezwungen ist und die nicht versteht, ihr fünf- oder sechsjähriges Töchterchen spielend so zu beschäftigen, daß es beiden eine Lust ist, sollte sich billigerweise schämen: sie verdient nicht, Kinder zu haben.

Auch auf anderen Gebieten macht sich ein unglücklicher Drang nach Verfrühung der Lebensbeziehungen geltend. Kindermaskeraden, Kinderbälle, Kinderballets sind der Gipfel des Unsinns und der Frivolität. Ein Quartaner mit Pincenez, Glacéhandschuhen und Stöckchen ist eine alberne Erscheinung. Schülerverbindungen mit studentischen Formen sind eine unbefugte Vorwegnahme des akademischen Treibens. Was helfen die Klagen über das blasirte, vorzeitig übersättigte Geschlecht, das zu unseren Füßen heranwächst, wenn wir nicht Sorge tragen, jeder Altersstufe die ihr angemessenen Beschäftigungen und Zerstreuungen aufzuheben, bis sie fähig ist, sie mit Gewinn und Befriedigung zu üben und zu genießen?

Zu früh ist ein böses Wort. Die Gesetze der Natur lassen sich so wenig ungestraft verspotten wie die Ordnungen der Kultur. Ein Volk, welches auf seine Sitten und Gewohnheiten den Firnis äußerlicher Weltbildung aufträgt, während es seiner geistigen Ausbildung nach noch tief in der alten Barbarei steckt, macht den Eindruck eines Zwitterwesens ohne Einheit des Charakters. Rußland ist nicht Frankreich, auch wenn alle vornehmen Russen Französisch sprechen; Petersburg ist nicht Paris, selbst wenn es den feinsten Champagner trinkt. Alles Ding hat seine Zeit, die Natur ist kein Treibhaus, die Menschheit kein Experimentirfeld; wer Früchte ernten will, ehe die Zeit des Reifens und Wachsens vorüber ist, versündigt sich an den ewigen Ordnungen, in die unser Leben gebannt ist. Darum — nichts zu früh!

39.

Zu spät.

Zu früh ist ein böses Wort; zu spät ist noch schlimmer. Wer zu früh zum Eisenbahnzuge kommt, vertreibt sich ein Stündchen die Zeit; wer zu spät kommt, hat Kosten, Verdruß, Versäumnis, unter Umständen Vereitelung der ganzen Reise. Nicht jeder fährt beim Zuspätkommen so gut wie der Dichter, der bei der Theilung der Erde erst erschien, als alle Güter bereits weggegeben waren, und der zur Entschädigung ein Passepartout für den Himmel erhielt, oder wie der Stieglitz, dem der Herrgott, weil sein großer Tuschkasten so gut wie leer geworden war, aus jedem Farbennäpfchen ein Klexchen antupfte, daß er nun das bunteste Kleid unter seinen fliegenden Brüdern hat, sondern mancher muß zu seinem Schaden erfahren, daß gewisse Dinge an eine gewisse Zeit gebunden sind.

Von der Schule gilt das Wort der Volksweisheit: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Nur in der Jugend hat das Gehirn die Empfänglichkeit, die zur Aufnahme und Verarbeitung des Wissensstoffes erforderlich ist. Schüler, welche durch besondere Verhältnisse über die gewöhnliche Zeit hinaus in den unteren Klassen zurückgehalten worden sind, zeigen nicht selten, weit entfernt, ihre jüngeren Mitschüler mühelos zu überflügeln, eine gewisse Unlust zur Arbeit, welche ihren

Studien ein frühes Ziel setzt. In denjenigen Unterrichtsfächern, welche außer den Gaben des Geistes technisches Geschick und Uebung erheischen, wie Schreiben, Zeichnen, Klavierspiel, ist ein früher Anfang der Lektionen die unerläßliche Bedingung genügender Fortschritte. Auch die allgemein menschliche Ausbildung darf nicht zu weit hinausgeschoben werden, wenn sie zur rechten Zeit reife Früchte tragen soll. Ein junger Mann, der auf gutes Benehmen in der Gesellschaft nicht früher zu achten beginnt, als bis er die Freiheiten des akademischen Lebens bis zur Neige ausgekostet hat, wird ernstlichen Verlegenheiten kaum entgehen. Ein junges Mädchen, das von jedem geselligen Verkehr mit der jungen Männerwelt hermetisch abgeschlossen worden ist, bis es sich plötzlich in der Ehe mit den Pflichten der Hausfrau betraut findet, dürfte seinem Stande nicht immer Ehre machen. Mancher nimmt sich vor, die Mängel seiner Bildung durch Reisen zu ersetzen; allein was hilft demjenigen, der keine Idee von Architektur hat, der Anblick aller Dome von Köln, Freiburg und Ulm? Wer nicht die Grundbegriffe der Künste als wohlerworbenes Eigenthum bei sich trägt, reist in den Hauptstädten mit ihren Sammlungen umher wie der berühmte Reisende in der holländischen Stadt, in welcher alles, was er sah, dem Herrn Kannitverstahn gehörte.

Das meiste Glück im Leben hängt im Grunde genommen davon ab, daß man es im rechten Augenblicke zu erhaschen weiß. So lange das Eisen heiß ist, schmiedet es sich leicht, das gehärtete wird spröde und widerspenstig. Man muß wissen, wie es im Leben zugeht, daß oft eine günstige Konstellation von Umständen, die uns Beför-

derung, erwünschte Verbindungen, Erfüllung von Lieblingswünschen verspricht, nicht länger als einen Tag, ja als eine Stunde anhält, um zu begreifen, wie viel derjenige versäumt, der diese Stunde oder diesen Tag unbenutzt verstreichen läßt. Eine lange, nach allen Regeln der Höflichkeit geordnete Korrespondenz bringt unter Umständen nicht den zehnten Theil der Wirkung hervor, welche einer flüchtigen persönlichen Begegnung auf dem Fuße folgt. Schüchterne Freier, die den günstigen Moment versäumen, ihr Herz zu entdecken, mögen hinterher, wenn ein Glücklicherer die Beute erwischt hat, ihre Blödigkeit verwünschen: es bleibt bei dem fatalen -- zu spät! Da träumt einer von großem Arbeitsfelde, kühnen Unternehmungen, Ehre und Anerkennung, — mit einem Male entdeckt er, daß graue Fäden sich in sein Haar mischen und ein jüngeres Geschlecht sich des Arbeitsmarktes, der Aemter und Pfründen bemächtigt hat; es ist zu spät für ihn geworden.

Unwillkürlich nimmt die Mehrzahl der Menschen an, sie werde dasjenige Maaß der menschlichen Jahre erreichen, welches der Dichter des alten Testaments mit den Worten bezeichnet: Unser Leben währt siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre. Da will jeder sein Geschäft treiben, bis die Hände vor Alter matt und die Augen stumpf werden; da will jeder seine Kinder groß werden sehen und eine Schaar von Enkeln auf seinen Knieen schaukeln; da will jeder den Seinigen so viel hinterlassen, daß sie vor Mangel und Entbehrung geschützt sind. Aber wer giebt dem Einzelnen die Gewähr, daß er dieses Ziel erreichen werde? Tausende müssen davon, ehe ihr Haus bestellt, ihre Familie versorgt, ihr Werk vollbracht ist, und aus den Wehklagen der rathlosen Hinter-

lassenen klingt es eindringlich: zu spät, zu spät! Wie viel Unheil hat über manche Familie die einer faschen Sentimentalität entsprungene Hinausschiebung der Kundgebung des letzten Willens seitens des Familienoberhauptes gebracht! Leichtsinnige Kinder meinen, mit der Pflicht der Dankbarkeit und Ehrerbietung gegen die Eltern habe es Zeit, bis sie selbst die Freuden des Lebens gekostet haben, jene aber der Pflege und Vergeltung bedürftig geworden sind. Wie aber, wenn der Tod diese Rechnung durchkreuzt und vorzeitig die Eltern dem Danke der Kinder entzieht? Dann wird es furchtbarer Ernst mit der Mahnung des Dichters:

O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst;
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Da du an Gräbern stehst und klagst!

Der ernsten Pflicht zu genügen und den flüchtigen Genuß zu erhaschen soll der Mensch nicht zögern, dessen Zeit so karg bemessen ist, eingedenk der Aufforderung Rückerts:

Nicht die Freude noch die Plage
Schiebe bis zum andern Tage,
Sondern thu' die beiden ab
Frisch im Nu, wie Gott sie gab.
Denn wie du sie willst verschieben,
Wird die Freude dir zerstieben,
Und die Plage, weggerückt,
Hat nur länger dich gedrückt.

Darum beide, aufgeschoben,
Sind so gut wie aufgehoben;
Denn die eine ist nicht mehr
Und die andre doppelt schwer.

Pflücke Lust, eh' sie verblühet,
Und thu' ab, was dich bemühet,
Daß es dich nicht weiter müht;
So ist doppelt Lust entblüht!

40.

Die sogenannten guten Freunde.

Luther hat in seinem Katechismus unter die Stücke, die zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehören, auch die guten Freunde aufgenommen. Damit hat er die Meinung der Alten bestätigt, welche von der Freundschaft sehr hoch dachten. Bei den Griechen sind Achilleus und Patroklos, Orestes und Pylades sprichwörtlich geworden, unter den Römern sind die Freundschaften eines C. Lälius und P. Scipio, eines Cicero und Atticus berühmt. Wie viel mehr mußte das Christenthum, dessen Wesen Liebe und Hingebung ist, das Band der Freundschaft um diejenigen schlingen, denen Glaube und Sitte gemeinsam war. In der That fehlt es nirgends an erhebenden Beispielen hervorragender Männer, deren Namen unzertrennlich mit einander verknüpft sind: Luther und Melanchthon, Goethe und Karl August, Schiller und Goethe. Die Freundschaft überbrückt die Klüfte des Standes und Besitzes, erhöht die Freuden, vermindert die Schmerzen, erleichtert die Lasten derjenigen, die von ihr beglückt sind.

Allein die wahre Freundschaft ist in der Welt viel seltener als ihr Ruf. Wie zweifelhaft ihr von vielen Dichtern besungener, von unzähligen Rednern gefeierter Werth sei, geht schon daraus hervor, daß mit der Höhe der Jahre die Zahl der Freunde sich stetig vermindert. Als Kinder faßten wir zutraulich jedes Nachbarskind an

der Hand, um ihm unsere Puppen und Soldaten zu zeigen, und nach einer Bekanntschaft von fünf Minuten vertrauten wir einander arglos unsere kleinen Geheimnisse an. Als Jünglinge und Jungfrauen schwärmten wir, wie für alle Ideale, so auch für die Freundschaft; beim schäumenden Becher und in verschwiegenen Lauben tauschten wir die Gelübde ewiger Treue aus und das Herz wollte uns schier brechen, wenn der Freund und die Freundin Abschied nahm. Schon minder dicht ist die Schaar der Freunde in der Zeit der Mannesarbeit und Hausfrauentugend: wir sehen sie nur in müßigen Stunden und die Auswahl derselben wird durch Rücksichten mancherlei Art geleitet. Als Greise werden wir noch einsamer sein, und zwar wird nicht bloß räumliche Trennung die einst Nahen entfernen, nicht bloß der Tod die einst Lebenden unter die Erde betten, sondern Verhältnisse und eigener Wille werden den Kreis unserer Freunde enger und enger schließen.

Kaum irgend eine Erfahrung unseres Lebens ist so bitter wie diejenige, welche wir mit der Mehrzahl unserer sogenannten guten Freunde machen. Unter denjenigen, die auf einer und derselben Schulbank gesessen haben, hört der Verkehr oft schon mit dem Augenblicke auf, wo sie die Schule verlassen: einmal besucht man sich noch, dann wird man einander fremd, — und das aus keinem andern Grunde, als weil der Vater des einen ein Geheimrath und der des andern ein Handwerker ist. Von etwas längerer Dauer pflegen die Freundschaftsbündnisse zu sein, die auf Universitäten und in Pensionen geschlossen werden. Denn immerhin beruhen sie auf einer gewissen Gemeinsamkeit der Vorstellungen, Neigungen und An-

sprüche und sind getragen von der Begeisterung, mit welcher die Jugend die Dinge von der Erde zum Himmel erhebt. Aber wenn wir uns heute umsehen unter den Genossen froher Stunden, ohne die wir nicht leben zu können glaubten, wo sind sie geblieben? Die einen, von Gaben und Glück unterstützt, haben einen hohen Flug genommen und sind tüchtige Gelehrte, einflußreiche Beamte, vermögende Geschäftsleute geworden, die im Drange der Arbeit keine Zeit finden, sich der alten Jugendfreunde zu erinnern. Andere, die einst für die Freiheit schwärmten und keiner andern Stimme folgten als der lauteren, unbestochenen Wahrhaftigkeit, haben zur rechten Zeit erkannt, daß Klugheit und Demuth, Schmeichelei und Liebedienerei die Staffeln seien, auf denen man zu Ansehen und Pfründe emporsteigt, und wie eine plötzliche Erleuchtung ist über sie gekommen der rechte Glaube, wenn sie der Kirche dienen, die loyale Gesinnung, insofern das Vaterland ihrer bedarf. Sollen wir uns der Gefahr aussetzen, von ihnen geringschätzig behandelt oder gar verleugnet zu werden? O nein, unser Besuch würde sie in Verlegenheit bringen, unsere Bekanntschaft ihnen Verdrießlichkeiten bereiten. Noch andere sind verloren, verdorben, zu Grunde gegangen, in der Heimath oder jenseit des Meeres, in Siechthum oder Leidenschaft, in Verbrechen oder unverschuldetem Elend. Wie im Traume taucht zuweilen ihre Gestalt vor uns auf, was wollen sie von uns? — vorüber, vorüber!

Je älter wir werden, desto langsamer und vorsichtiger werden wir im Schließen neuer Freundschaften, eingedenk der Volksweisheit, die da spricht: Neuen Freunden und altem Haß ist nicht wohl zu trauen. Denn wir wissen

von uns selbst, wie schwer es sei, alles zu erfüllen, was die Freundschaft verlangt. Dazu gehört mehr, als einander Artigkeit und Höflichkeit erweisen, zu Geburtstagen beglückwünschen, sich zu Tische einladen und einladen lassen, einander Bücher leihen und Geld vorschießen, Hochzeiten und Kindtaufen feiern helfen, bei traurigen Veranlassungen Kondolenzbesuche abstatten, dem Freunde das letzte Geleit zum Grabe geben und einen Kranz auf seinen Hügel legen. Der Freund soll dem Freunde Gehilfe bei der Arbeit, Theilnehmer an den Sorgen, Mitwisser der Geheimnisse, Mitstreiter in Gefahren sein. Wie viele sind es denn, von denen wir alle diese Dienste mit gutem Gewissen beanspruchen dürfen? Zwischen uns und unseren Freunden steht der Eigennutz, der, mag er ungefällig und ungeschminkt erscheinen oder die liebenswürdigsten Grimassen schneiden, immer seines Vortheils gewärtig ist. Menschen mit stark ausgeprägtem Freundschaftsbedürfnis gründen besondere Vereine und erfinden eigenthümliche Formen, um der Verbrüderung einen möglichst deutlichen Ausdruck zu geben; aber ob sie sich umarmen und herzen, zusammen pokuliren und Hand in Hand abkonterfeien lassen, neben dem Altar der Freundschaft bleibt der des Egoismus errichtet, auf welchem lustig die Opfer rauchen. Ueble Nachrede und kleinlicher Neid zerreißen langjährige Bande. Ein tiefer Menschenkenner sagt, im Unglücke unseres besten Freundes liege etwas, was uns nicht zum Mißfallen gereiche. Die schlimmsten sind die sogenannten Allerweltsfreunde, die mit jedermann verkehren, als wären sie mit ihm aufgewachsen, sich am ersten Tage küssen, am zweiten duzen, am dritten zanken, am vierten lästern. Gott bewahre uns vor falschen, un-

beständigen, treulosen Freunden, er gebe uns aufrichtige, selbstlose, ausdauernde Reisegefährten auf der Wanderung des Lebens, deren Lob das alte Wort singt:

Freunde in der Noth,
Freunde in dem Tod,
Freunde hinterm Rücken
Das sind drei feste Brücken.

41.

Wäre Holzhauen ein Orden,
Wären nicht so Viele Mönche geworden.

Wenn die alten Klosterpforten reden könnten, die heute nur noch zum geringen Theile in geweihte, nach Gebetshauch und frommer Armuth duftende Räume, der Mehrzahl nach in Kornspeicher, gelehrte Schulen und Bierbrauereien führen, so würden sie uns manchen Aufschluß über die Beweggründe ertheilen, welche einst Tausende von Jünglingen und Jungfrauen hinter diese Mauern und vergitterten Fenster trieben. Sie würden erzählen von grausamen Gelübden schwärmerischer Eltern, die ihre kaum geborenen Kinder schon zu Bräutigamen und Bräuten des Himmels bestimmten, von glühender Sehnsucht junger Seelen, durch das große Opfer der Willensfreiheit Gott zu dienen, von scheuer Flucht vor den Lockungen und Gefahren der Welt, von zerknirschter Buße nach leidenschaftlichen Thaten und unerlaubten Genüssen. Aber wenn die kunstreich geschnitzten Thüren ehrlicher wären als manche, die sie einst betreten haben, so würden sie uns verrathen, daß nicht wenige das Ordensgelübde abgelegt haben in keiner anderen Absicht als in derjenigen, ein beschauliches, behagliches, von ernster Arbeit befreites Leben zu führen. So groß war die Scheu vor Landbau und Handwerk, Kriegsdienst

und Amt, daß zahllose mit gesunden Gliedern und kräftigem Geiste ausgestattete Menschen lieber freiwillig sich zu dem Gehorsam, der Armuth und Keuschheit des Klosterlebens bequemten, als daß sie draußen im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot verdient hätten.

Die Klosterzellen sind großentheils leer geworden, die ehrwürdigen Kreuzgänge sind verlassen; was der Sturmwind der Reformation nicht hinausgefegt hat, das treibt mehr und mehr die scharfe, kühle Luft der betriebsamen, praktischen, den weltlichen Geschäften zugewandten Gegenwart hinaus. Aber geblieben ist eine starke, fast unüberwindliche Abneigung des menschlichen Geschlechts gegen harte Arbeit in jeder Gestalt. Sie war schon vorhanden, ehe die Klosterpforten sich aufthaten, dem frommen Müßiggang eine Zufluchtsstätte zu bereiten. Sie tummelte sich mit den jungen Spartanern am Ufer des Eurotas und legte Ackerbau und Gewerbe auf die Schultern der Heloten, sie adelte Jagd und Krieg zu den eines freien Mannes allein würdigen Beschäftigungen. Wie tief eingewurzelt den Völkern des Alterthums der Haß harter und anstrengender Arbeit gewesen sei, lehrt der Mythus der Vertreibung der ersten Menschen aus dem Paradiese und der in Gestalt einer Verfluchung dem Urvater ertheilte Befehl: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“

Aber regt sich nicht schon im Kinde der Trieb zur Thätigkeit, die Lust zum Schaffen? Doch nur in der Freude am frei gewählten, mit scheinbarem Ernst betriebenen Spiel. Rufe dein siebenjähriges Mädchen von den Blumen zum Strickstrumpf, und eine Wolke des Unmuthes wird sein vorher lachendes Gesicht verfinstern; befiehl

deinem neunjährigen Knaben, das im Garten zerstreute Geräth zusammenzutragen, und er wird sich zweimal und dreimal zu der leichten Pflicht anhalten lassen. Müssen wir nicht durch süße, täuschende Gabe unseren Kindern den ersten Gang zur Schule erleichtern? Müssen wir sie nicht mit Bitten und Aepfeln, mit Drohungen und Stecken antreiben, ihre Schulaufgaben zu lösen? Steht nicht von ernsten, milden Lehrern auf ihren Zensuren bezeugt, daß ihr Fleiß mangelhaft, ihre Trägheit groß sei? Viele bleiben hinter den Zielen der Bildungsanstalten zurück, viele kommen nicht zu einem Entschluß über ihren Lebensberuf, viele bleiben in den Niederungen gemeiner Handarbeit, während Fähigkeiten und Vorbild sie auf die freiere Höhe geistiger Produktion hätten führen sollen.

Uns die Arbeit zu erleichtern ist unser emsiges und unausgesetztes Bemühen, welchem technische Hilfsmittel, Maschinen von tausend Namen und Arten ihren Ursprung verdanken.

Diese Ausbeutung der Naturkräfte zu unserem Vortheil und Gewinn ist erlaubt und geboten, aber sie hat ihre Kehrseite in der unleugbar immer weiter um sich greifenden Neigung aller Stände, sich die Plage der Arbeit möglichst weit vom Halse zu halten. Unter denen, welche die Schule verlassen, um in einen Beruf einzutreten, ist ein von Jahr zu Jahr wachsender Prozentsatz solcher, die den Federhalter dem Hammer, den Ladentisch der Werkstätte, die Versorgung durch ein wenn auch bescheidenes Aemtchen der Selbständigkeit des Bürgers vorziehen. Handeln will Jeder, handeln mit Holz und Eisen, mit Zucker und Kaffee, mit Büchern und Bildern, aber geringer

wird die Zahl derjenigen, die das Holz fällen, die Produkte gewinnen, die Bücher drucken. Wie die Fliegen um den Zucker schwirren, auch wenn Gift und tödtlicher Streich sie bedroht, so drängen sich die Menschen in Massen zu solchen Unternehmungen, die bei geringer Anstrengung schnellen Erwerb versprechen, trotzdem Verarmung und Elend ihrer Vorgänger sie abschrecken sollte. Wie die Pilze aus der Erde schießen, entstehen in jedem Gäßchen Dutzende von Schankwirthschaften und Restaurationen; sechs Tische und viermal so viel Stühle, ein Schrank voll Gläser, ein Keller voll Bier wird beschafft, und das Geschäft ist fertig, der Geschäftsinhaber oft nach wenigen Wochen auch, fertig nämlich mit Kredit und Zuspruch. Aber der eine Wirth zieht aus, der andere ein, denn was braucht es für Vorbildung, was für Fachkenntnisse, was für Anstrengung? Daher so viele verlotterte Existenzen in einem an sich ehrenwerthen und unentbehrlichen Stande.

Ohne ernste, gewissenhafte, ausdauernde Arbeit ist auf Erden nichts Großes erreicht worden, von jenen Tagen an, wo der griechische Dichter das schöne Wort sprach: vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt, bis heute, wo das Prinzip der Theilung der Arbeit tüchtige Kräfte auf jedem Felde und in jedem Zweige der menschlichen Thätigkeit fordert. Selbst das Genie, dem ein Gott die Gedanken eingiebt, vollendet seine Werke nicht anders als mit Hingebung und Fleiß; wie viel mehr müssen wir, denen unmittelbare Eingebung und geniale Erfindung abgeht, darauf bedacht sein, die leere Form unseres Lebens mit dem köstlichen Inhalt wackerer Arbeit auszufüllen! Die Erde ist kein Kloster,

wo man mit Singen, Beten und Faulenzen den Schöpfer preist, sondern ein Arbeitsfeld, dessen Ernte zum Lob des Höchsten nur gedeiht durch unermüdliche Anstrengung der Hände und des Geistes.

Wäre Holzhauen ein Orden,
Wären nicht so Viele Mönche geworden.

42.

Vergebliche Arbeit.

„Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet — und nichts gefangen," sprach Petrus der Fischer zu Jesus. Diese Klage wird in ähnlichem Sinne von vielen wiederholt, die sich um die Früchte ihres Schweißes betrogen glauben. Nicht wenige Eltern klagen, sie haben es an keiner Ermahnung, Zucht und Strafe fehlen lassen und ihre Kinder seien doch mißrathen. Aus den Schulen klingen ungezählte Seufzer über die Leichtfertigkeit und den Ungehorsam der Jugend, die der Unterweisung und des Vorbildes ihrer Leiter spottet. Unzufriedenheit in jedem Handwerk, Verstimmung in jedem Geschäft. Und wenn man vollends diejenigen, die aus der Pflege der idealen Güter des Volkes ihren Lebensberuf machen, nach dem Erfolge ihrer Mühen fragt, so gestehen die aufrichtigen unter ihnen, daß die Ernte in einem äußerst ungünstigen Verhältnisse zur Aussaat stehe. Wie lange nun schon predigen die Einsichtigen dem Volke, daß es seine Wohlfahrt in seiner eigenen Tüchtigkeit und in der besonnenen Weiterentwickelung der geschichtlich gewordenen und gesetzlich bestimmten Ordnungen zu suchen habe, — ein großer Theil des Volkes aber läuft nach wie vor den Rattenfängern nach, die durch verführerische Weisen von Erleichterungen und Wohlthaten die großen Kinder an sich locken. Wie oft haben ver-

ständige Männer die Leute gewarnt vor der verbündeten Herrschaft zweier Mächte, die einst von Burgen und Klöstern stolz herabschauten, heute zum Bürger und Bauer heruntersteigen, um seine Gunst zu gewinnen, — aber Bauer und Bürger können das Bücken nicht lassen, an welchem Junker und Pfaffen ihre Freude haben. Welche Mühe geben sich die Zeitungen, zur thätigen Mitwirkung an der Verbesserung böser öffentlicher Zustände aufzufordern, und wenn man die Zahl ihrer Abonnenten sieht, sollte man glauben, hinter jedem Herolde der öffentlichen Meinung stehe eine ganze Armee von Streitern zu Abwehr und Kampf; — aber die Berge der Gleichgiltigkeit und Stumpfheit sind eben so hoch wie die Berge von Papier, die täglich neu aufgeschichtet werden, und der Druck der schönsten Dinge ändert nichts an dem Druck, der auf vielen guten Dingen lastet.

Könnte man es denjenigen, die immer Wasser in ein Sieb schöpfen, den rollenden Stein immer umsonst den Berg hinauf wälzen, im Grunde genommen verargen, wenn sie des Treibens müde würden und die Flinte ins Korn würfen? Das wäre der schlimmste Fluch vergeblicher Arbeit. Nein, nicht zur Muthlosigkeit und Verzagtheit darf uns die Wahrnehmung verleiten, daß viele unserer Worte in den Wind gesprochen, manche unserer Unternehmungen auf Sand gebaut sind. Nicht besser ergeht es dem Landmann, dessen Arbeit das Vorbild jeder menschlichen Thätigkeit ist. Er ackert das Feld, er streut den Samen, er pflegt die Saat, er kämpft gegen Unkraut und Ungeziefer, er weidet sein Auge an den wogenden Halmen und nickenden Aehren, — aber vom Himmel gießt die unendliche Fluth, prasselt verderblicher

Hagelschlag, vernichtet ist seine Hoffnung, betrogen sein Fleiß. Soll er die Hände in den Schooß legen, um geschehen zu lassen, was er nicht ändern kann? Soll er der Heimath den Rücken wenden und jenseit des Oceans sein Glück versuchen, um bald zu erfahren, daß auch dort die Elemente das Gebilde der Menschenhand hassen? Nimmermehr, sondern er rettet, was zu retten ist, sucht durch verdoppelte Anstrengung seinem Schaden beizukommen, tilgt die Spuren der Verwüstung aus und läßt nicht von der Hoffnung, daß der nächste Sommer ihm bescheeren werde, was der diesjährige ihm versagt. Jesus ermunterte den Petrus nach jener beutelosen Nacht durch den Zuruf: Fahre auf die Höhe! Ja, wahrhaftig, auf die Höhe zu fahren gilt es, auf die Höhe der Entschlossenheit, der Ausdauer und des zähen Widerstandes gegen feindliche Gewalten. Nicht jede Arbeit ist vergeblich, die vergeblich scheint. Wie das Samenkorn im Schooß der Erde eine Zeit lang verborgen keimt, ehe es ans Licht dringt, um fröhlich aufzuschießen, so entziehen sich unseren Blicken die unmittelbaren Wirkungen unseres Einflusses auf die Seelen unserer Kinder und auf die Herzen des Volkes. Ungeduldige Knaben holen morgen die Bohnen aus der Erde, die sie heute gesteckt haben, und beschädigen durch unsanfte Berührung das zarte Leben, das geheimnisvoll sich zu regen beginnt. Ernste Männer sollen wissen, daß große Gedanken nicht von gestern auf heute reifen und daß wichtige Neuerungen im Kulturleben der Völker lange Zeit brauchen, ehe sie Wurzel schlagen und Gestalt gewinnen. Sind denn alle guten Lehren von Vater und Mutter umsonst, weil etliche überhört und mißachtet werden? Ist denn jeder Versuch, die

Völker zur sittlichen Freiheit zu erziehen, verfehlt, weil einige dieser Versuche mißlingen und die alte Knechtschaft immer neue Ketten schmiedet? Die Erziehung in der Familie und im öffentlichen Leben büßt dadurch nichts von ihrer heiligen Nothwendigkeit ein, daß verlorene Söhne in freudloser Fremde Träber essen und blinde Massen unter dem Joche des eigenen Unverstandes seufzen.

Dazu kommt noch etwas anderes. Wenn unsere Blumen verwelken, unsere Wünsche fehlschlagen, unsere Pläne mißlingen, so bilden wir uns gar zur gern ein, diese Mißerfolge haben ihren Grund in allerlei Dingen, die außerhalb unserer Macht liegen, in unberechenbaren Zufällen, in der Ungunst allgemeiner Verhältnisse, in der Feindschaft und Bosheit der Menschen, nur nicht — in uns selbst. Und doch sind die Quellen der niederschlagenden Erfahrungen, die wir mit der Vereitelung unserer besten Absichten machen, ebenso häufig in uns wie außer uns zu suchen. Darum sollte jede Enttäuschung, die uns bereitet wird, jede Niederlage, die wir erleiden, jedes ungünstige Zeugnis, das uns ausgestellt wird, jede Versagung von Anerkennung und Lohn, die uns kränkt, unser Auge für die Mangelhaftigkeit und Verkehrtheit unserer Leistungen und Maßregeln schärfen. Mancher hat nur deshalb vergeblich gearbeitet, weil er nicht an der rechten Stelle oder mit den richtigen Mitteln oder mit den brauchbaren Genossen gearbeitet hat. Petrus verdoppelte mit seinen Freunden seine Arbeitskraft und that einen reichen Fang. Er hat später nicht mehr Fische, sondern Seelen gefangen mit dem Netze des Evangeliums.

Niemand scheue das, wie man zu sagen pflegt, undankbare Geschäft, die geistigen und sittlichen Kräfte seiner

Mitmenschen fördern zu helfen. Zu dieser Arbeit sind wir alle berufen, wohin uns auch sonst Werkstätte, Geschäft und Amt führen mögen. Und diese Arbeit trägt noch immer ihren Lohn in sich selbst, denn so gut wir auf den Schultern unserer Vorfahren stehen, die in trostloserer Zeit die Hand nicht abgelassen haben von der Erneuerung und Kräftigung eines gesunden Volkslebens, so gewiß wird unsere Mühe, wenn auch scheinbar oft fruchtlos und ohne Dank, unsern Nachkommen nicht verloren sein. In diesem Sinne giebt es gar keine vergebliche Arbeit.

43.

Spieglein, Spieglein an der Wand, Wer ist die Schönste im ganzen Land?

In den Märchen sprechen bekanntlich nicht nur die Hirsche und Hasen, sondern auch die Tische und Bänke. Schneewittchens Stiefmutter, die böse Königin, erfuhr von ihrem Spiegel, daß das liebliche Kind über den Bergen bei den sieben Zwergen tausendmal schöner sei als sie, und um die verhaßte Nebenbuhlerin zu verderben, zog sie in unköniglicher Verkleidung aus, mit giftigen Schnürbändern, Kämmen und Aepfeln das Opfer ihres Neides zu tödten. Der Märchenerzähler hat vergessen zu erwähnen, ob der sprechende Zauberspiegel aus Kupfer oder Bronze, aus Silber oder Gold oder Glas bereitet gewesen sei. Es kommt auch nicht darauf an, denn im Grunde genommen hat jeder Spiegel die Eigenschaft jenes berühmten: er kann sprechen. Alle Sprachen, lebende und todte, Französisch und Chinesisch. Nicht nur Königinnen würdigt er seiner Mittheilungen, sondern auch wirkliche Apfelweiber und Kammverkäuferinnen und wer sonst um Rath und Meinung fragt.

Kein Geräth ist so alt wie der Spiegel, keines hat so viele Wandelungen der Herstellung, der Form und Art ausgehalten und ist dabei doch seiner ursprünglichen Bestimmung so treu geblieben, wie er. Es leidet keinen Zweifel, daß Frau Eva im Paradiese sich eines Spiegels

bedient habe. Keines metallenen und keines gläsernen, sondern der klaren Fluth des Wasserquells, an welchem sie des Morgens ihre Toilette zu machen pflegte. Mit der wachsenden Handfertigkeit vervollständigte sich die Kunst in der Herstellung von Spiegeln: er fehlte nicht auf dem Putztisch der Römerin und Hebräerin, nicht im Reisenecessaire der Scythin und Hunnin. So viele Weiber, so viele Spiegel, und zehnmal mehr, denn die Ausdehnung der Wohnräume erheischte eine Vermehrung der Spiegel.

Betritt, wenn du darfst, das Boudoir einer Dame, und dein Bild strahlt dir von der krystallenen Platte entgegen, die sonst die Pracht ihrer Glieder sieht; schleiche, wenn dich der Ochsenknecht nicht sieht, in die Bodenkammer der Kuhmagd, und unter dem dürftigen Hausrath, den sie ihr eigen nennt, wirst du den handgroßen, halbblinden Scherben entdecken, der ihr seine Dienste leiht wenn sie sich zum Tanze schmückt. Ja, gestehen wir es nur, auch wir Männer können des quecksilbernen Gesellen nicht entrathen, und nicht bloß der Commis voyageur, den die brutale Gesetzgebung der Gegenwart — proh pudor! — den Hausirhändlern zutheilen wollte, kräuselt vor dem Spiegel das duftige Hauptthaar, um durch die Unwiderstehlichkeit seines äußeren Menschen den ersten gewinnenden Eindruck auf seine Kunden hervorzubringen, nein, auch der weltvergessene Gelehrte wirft, ehe er der Gattin den Arm zum Ausgang reicht, einen zerstreuten Blick in das der Selbsterkenntnis geweihte Glas, um zu erkunden, ob er die Halsbinde nicht vergessen und den glättenden Haarstrich.

„Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.“ Aber ein Barbar ist

auch, wer des Spiegels Stimme nicht vernimmt. Der Spiegel erzieht uns zum Anstand, wie eine Mutter ihre Kinder, ruft uns zur Ordnung, wie ein Parlamentspräsident ungestüme Redner, regelt unsere Mienen, wie die Philosophie unsere Gedanken. „Erkenne dich selbst!" rief die Inschrift des delphischen Tempels den Besuchern desselben zu, und sie meinte den Geist und das Herz; „erkenne dich selbst!" ruft uns allen der Spiegel zu, und er meint den Mund und die Nase, das Kleid und den Schmuck. Ein Zeuge der Wahrheit ist er, der nichts verschweigt, nichts verheimlicht, nichts verdreht; unbestechlich erweist er sich, kein Stirnrunzeln, kein Zornausbruch machen dich in seinen Augen angenehmer, im Gegentheil, Zug um Zug giebt er dir häßliches Gebaren und garstige Leidenschaft zurück. Er ist der Lehrer derjenigen, die im Schauspiel, auf der Rednerbühne, von der Kanzel einen bestimmten Charakter darstellen wollen und zu diesem Behufe Bewegung und Mienenspiel einüben, damit die Kunst mit der Natur wetteifere. Wie nützlich dir auch seine Lektionen sein mögen, er nimmt kein Lehrgeld dafür; wie viel unfertige, verkehrte, mißlungene Linien und Bilder du auch auf seine geduldige Fläche einzeichnen mögest, im Nu wischt er deine Studien wieder aus, damit sie niemandem verrathen, auf wie langsamem und mühevollem Wege du zur Vollendung emporgestiegen bist. Du magst ihn noch so arg beleidigen, nie kränkt er dich härter, als du ihn, und mit unverwüstlicher Gerechtigkeit vergilt er dir nur, was du an ihm gehandelt hast.

Könnte man einem trunkenen Jüngling, einem leidenschaftlich erregten Manne, einem keifenden Weibe im

Augenblicke ihrer Erniedrigung einen Spiegel vor das Gesicht halten, wie würden sie erschrecken vor ihrer Häßlichkeit, die viel abstoßender wirkt als Mißbildung und Entstellung der Natur und des Unfalls! Aber unwillkürlich vermeiden wir, wenn wir im Affekte sind, uns im Spiegel das beschämende Bild entfesselter Rohheit vor die Augen zu stellen. Dem Kranken entzieht man die Gelegenheit, sich im Spiegel zu betrachten, damit er nicht erschrecke über die matten Augen, das bleiche Gesicht, die eingefallenen Wangen, das ergraute Haar; dem zornigen, neidischen, boshaften Menschen sollte man ihn selbst im Spiegel zeigen, damit er sich entsetze über die mephistophelische Verzerrung seines Antlitzes und seiner Menschenwürde.

Unverdorbene, gut erzogene Kinder gehen am Spiegel vorbei, ohne ihn zu benutzen: Unschuld und Reinheit sind am schönsten, wenn sie nicht wissen, wie schön sie sind. Im Uebermuth stellen sie sich wohl vor den Spiegel und schneiden ihm Grimassen, als wollten sie sich überzeugen, wie dumm und albern, wie drollig und lächerlich ein Menschengesicht aussehen könne. Erwacht die Eitelkeit, so steht das junge Volk Stunden lang vor dem gütigen Maler, der getreulich jeden Augenaufschlag, jedes Lächeln wiederspiegelt, und mit der nämlichen Selbstverliebtheit dreht der jüngste Lieutenant das kokette Schnurrbärtlein, mit welcher die jüngste Balldame die verführerischen Falten der luftigen Robe ordnet. Gecken und Narren können nicht leben, ohne sich jede Stunde im Spiegel zu beschauen; es sind dieselben, die jedes Vierteljahr zum Photographen laufen, daß seine Werke ihnen sagen, wie — schön sie sind.

Viele wissen bis aufs ꝛ genau, wie sie äußerlich aussehen, welche Linien ihre Stirn, ihr Mund, ihr Kinn, ihre Hand, ihr Fuß beschreibe; aber nur wenige geben sich die Mühe, an den Reden und Schriften edler, wahrheitliebender Menschen zu prüfen, wie es in ihrem Innern aussehe; sie kennen keinen andern Spiegel, als den, welchen jeden Tag die eitle Königin frug:

Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?

44.

Vielleicht.

In der antiken Tragödie war neben den übrigen Rollen eine der wichtigsten die des deus ex machina, einer Gottheit, welche durch plötzliches, unvermitteltes Eingreifen die Verwickelungen des Schauspiels löste. Die moderne Dramatik verschmäht dieses gewaltsame Mittel, welches sie dadurch entbehrlich macht, daß sie die Katastrophe durch die Charaktere des Stückes selbst herbeiführen und auflösen läßt, und nur in der Dutzendwaare sogenannter Lustspiele, bei denen effektvolle Dekorationen die Blöße des Inhalts decken, vertritt noch heute ein Goldonkel aus Amerika oder ein incognito reisender Fürst, der ebenso unmotivirt wie erfolgreich auftritt, die Rolle des aus den Wolken fallenden oder schwebenden Gottes. Hingegen auf der Bühne des wirklichen Lebens treibt noch heute ein solcher deus ex machina sein neckisches Spiel. In Frankreich heißt er Monsieur Peut-être, in England Master Perhaps, in Deutschland Herr Vielleicht. So verschieden diese Namen klingen, sie bedeuten alle dasselbe, das mögliche Eintreten eines Ereignisses, welches wir, ohne es bewirken oder verhindern zu können, in den Kreis unserer Vermuthungen, Hoffnungen und Besorgnisse ziehen. „Vielleicht" ist die Konzession, die wir, obgleich gewohnt, daß alles, was geschieht, nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung geschieht, trotzdem aus den mannich-

fachsten Veranlassungen dem unberechenbaren Zufall machen. Daß dieser Zufall im Grunde genommen genau ebenso natürlich, nothwendig und unabwendbar sei, wie die übrigen, angeblich von uns mit Sicherheit vorausgesehenen Begebenheiten, ändert nichts an der Sache. Vielleicht ist die Brille, durch welche wir die Gestalten wie in Nebel oder in weiter Entfernung sehen, deren Umrisse und Gesichtszüge wir nicht deutlich zu unterscheiden vermögen. Vielleicht ist der Knecht Ruprecht, der den artigen Kindern Nüsse und Honigkuchen, den ungezogenen die Ruthe bringt, nur mit der Abwechslung, daß er nicht selten die verhätschelten Muttersöhnchen prügelt und die Rangen beschenkt.

Vielleicht ist ein Proteus, der im Nu seine Erscheinung wechselt. Am liebsten hält er sich in der Gesellschaft von Kindern auf, denn ihre Sorglosigkeit, ihr immer auf Ueberraschungen gefaßter, dem Neuen und Ungewohnten zugewandter Sinn sagt ihm am meisten zu. „Vielleicht kann sie der Doctor wieder machen," tröstet der Bruder das Schwesterchen angesichts der schädelgespaltenen Puppe; zwar glaubt er selbst in diesem verzweifelten Falle nicht an die Nadel und das Heftpflaster des Arztes, aber es tröstet sich so bequem mit dieser unmöglichen Möglichkeit. „Vielleicht haben wir heute keine Nachmittagsschule," spekulirt der pfiffige Quintaner, als er am Morgen die Vorboten eines heißen Tages wahrzunehmen glaubt, und im Vertrauen auf das Ausfallen der Naturgeschichtsstunde unterläßt er, sich in aller Eile mit den Geheimnissen des seinem Studium empfohlenen Regenwurmes bekannt zu machen. Armer Junge, wenn du wüßtest, wie grausam noch am Vormittage ein abkühlendes Ge-

witter in dein Vielleicht hineinfahren, wie sicher dein Lehrer gerade dich aus der vollen Bank herausgreifen wird, daß du ihm kündest, wie es im Innern des Wurmes aussehe, dessen Fund Herrn Wagner so froh macht! „Vielleicht bringt der Onkel Chocolade mit," jubeln die Kleinen dem erwarteten Gastfreunde entgegen. Ihr seid betrogen, ihr Leckermäulchen, der Onkel ist Junggeselle und vergißt als solcher regelmäßig die Kinder des befreundeten Hauses, außerdem ist er Arzt und warnt ausdrücklich davor, daß man durch Süßigkeiten euch den Magen verderbe!

Wenn es auf das Vielleicht ankommt, so bleiben wir alle lebenslang Kinder. Vielleicht führt die Liebenden einander entgegen, die in demselben Augenblicke, wie von einem Gott getrieben, den nicht verabredeten Weg antraten, wo ihre Schritte sich kreuzen mußten; aber Vielleicht stürzt auch, wehe, den Kandidaten in den Abgrund der entsetzlichen Nummer Vier, der gerade diese Disciplin seiner Wissenschaft keines Blickes gewürdigt hatte, in deren Irrwegen ihn nun der gestrenge Examinator gefangen hält. Vielleicht gewinnt und verliert Schlachten, ist bei jeder Hausse und Baisse der Börse gleichermaßen betheiligt. Dieser Allerweltsfreund meint es selbst mit dem Delinquenten noch gut, dem der Strick schon um den Hals gelegt ist: vielleicht ist noch in der letzten Minute die Begnadigung eingetroffen. Vielleicht auch nicht, sagt ein mitleidiger Zuschauer der Exekution, und er hat ebenso Recht.

Bei aller Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit ist Vielleicht doch der verstockteste Rechthaber, den es giebt. Er hat niemals Unrecht, denn er wagt niemals eine unbe-

dingte Behauptung, er riskirt niemals eine entschiedene Meinung, jede Sache entscheidet sich, sie mag so oder so ausfallen, zu seinen Gunsten, er überredet niemanden, betrügt niemanden, stürzt niemanden ins Unglück. Nicht er trägt die Schuld, wenn das Vertrauen, das man ihm schenkt, Unheil anrichtet, sondern die leichtsinnigen, voreiligen Menschen, die seine Höflichkeit für Freundschaft, seine Schlafpulver für Arzneimittel nehmen. Könnten die von ihm Gefoppten, Getäuschten, Ueberlisteten seiner habhaft werden, sie hätten ihn längst gespießt und geköpft, aber immer entschlüpft er durch eine Hinterthür, die jene nicht früher sehen, als bis er den verborgenen Knopf berührt, der sie öffnet.

Giebt es kein Mittel, uns dem Muthwillen dieses Koboldes zu entziehen? Für die wahre Weisheit giebt es kein Vielleicht. In einer Welt, die von dem Willen der ewigen Vernunft und Liebe geleitet wird, ist schlechterdings kein Raum für den Zufall, weder für den neckischen, liebenswürdigen, noch für den tückischen, argen. Hier herrschen Gesetze, und zwar die Gesetze des menschlichen Herzens mit derselben Majestät wie die der Natur. Ueberall entspricht der Aussaat die Ernte, der Ursache die Wirkung. Was wir Zufall nennen, ist nichts als das Eingeständnis der Unvollkommenheit und Lückenhaftigkeit unserer Einsicht in den nothwendigen Verlauf der Dinge. Je weiteren Spielraum ein Mensch dem Vielleicht in seinem Leben einräumt, desto mehr legt er an den Tag, daß seine Urtheilskraft schwach, sein Wille schwankend sei. Und doch liegt auch in dem viel gemißbrauchten, wahrhaft dämonischen Vielleicht noch ein Rest frommer Weisheit verborgen. Je abhängiger von der Macht Gottes wir uns fühlen, je

deutlicher wir einsehen, daß unsere Berechnungen hinfällig, unsere Pläne eitel sind, je weniger wir uns der Erkenntnis verschließen können, daß wir nur Tropfen im Ocean, Stäubchen in der Unendlichkeit sind, desto demüthiger beugen wir uns vor der Allmacht dessen, der unsere Schicksale nach seinem Wohlgefallen lenkt und in den wunderbarsten Wendungen uns dem Ziele zuführt, das er uns bestimmt hat.

Also nur da hat Vielleicht seine rechtmäßige Stelle inne, wo es weder von frevelhaftem Leichtsinn noch von unwürdiger Furcht eingegeben wird, sondern wo es seinen Ursprung in einem starken, unerschütterlichen Gottvertrauen hat; wo es nicht plump wie ein deus ex machina in unser Leben eingreift, sondern sich als die Zuversicht auf die geheimnisvolle göttliche Weltordnung geltend macht.

45.

Was uns der Herbst erzählt.

Ein fröstelnder Morgen weckt uns, mühsam vertreibt die Sonne die dichten Nebel, verwandelt ist das Landschaftsbild, das sie uns zeigt. Auf den Wiesen kriecht spärliches Gras am Boden hin, über die Stoppelfelder fegt der Wind, in den Gärten macht sich die Georgine und ihre Schwester, die Aster, breit, schon färben die Wälder ihr welkendes Laub. Spaziergänger und Obstesser behaupten, der Herbst sei die schönste aller Jahreszeiten, denn jene belästigt nicht mehr die Sommersgluth, sondern leichtere, frischere Luft lockt sie ins Freie, diesen aber schüttet der September reiche Früchte in den Schoß. Allein nach uralter Erfahrung sind es sehr gemischte Empfindungen, die der Anblick der herbstlichen Natur in uns wach ruft.

Wo sind die tausend und aber tausend Blüthen, die im Frühling aus allen Zweigen brachen? Wo sind die Nachtigallen, die in Fliederbüschen ihre süßen Lieder sangen? Wo sind die schwellenden Saaten, die im Morgenwinde auf den Aeckern wogten? Alles verwelkt, alles verstummt, alles vergangen. Eine Predigt von der Vergänglichkeit ist es, die der Herbst uns hält, so ergreifend wie kein Prediger auf der Kanzel es vermag. Sein Text lautet: Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet

wie eine Blume auf dem Felde, wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da und ihre Stätte kennt sie nicht mehr. Wie die Veilchen verblühen, so vergeht die fröhliche Unschuld der Jugendzeit; wie die Julisonne Saft und Kraft verbrennt, so verzehren Leidenschaften und Sorgen das Mark unseres Lebens; wie die Blätter raschelnd zur Erde fallen, so verdorren unsere Hoffnungen und Wünsche. Ja den Pflanzen und Zugvögeln scheint ein besseres Loos gefallen zu sein als den Menschen: derselbe Rosenstrauch, der jetzt entblättert dasteht, wird im Frühjahr neue Knospen bringen; dieselben Schwalben, die jetzt nach Süden ziehen, werden zurückkehren und ihr altes Nest aufsuchen; aber der Mensch blüht nur einmal in Frische und Kraft, und ist er erst in das Land seiner Sehnsucht gezogen, so kehrt er auf irdischen Füßen nicht mehr zurück. Vergänglichkeit ist das Schicksal aller seiner Unternehmungen, seiner Verbindungen, seiner Freuden.

Und doch wäre es thöricht und undankbar, nur mit Wehmuth und Trauer durch die herbstliche Flur zu schweifen. Ein schöner Herbsttag ist in der That eine der freundlichsten Gaben des Himmels. Von oben lacht ein ungetrübtes Blau, in klaren Umrissen treten Berge und Wälder hervor, ein ungeahnter Reichthum von Farben ergötzt unser Auge, ringsum quillt Fruchtbarkeit und Erntesegen. Ist es nicht, als wolle die Natur uns auffordern, froh zu genießen, was Gottes Güte und eigene Arbeit uns darbieten?

Willst Du nach den Früchten greifen,
Eilig nimm Dein Theil davon!
Diese fangen an zu reifen
Und die andern keimen schon;

Gleich, mit jedem Regengusse,
Aendert sich Dein holdes Thal,
Ach, und in demselben Flusse
Schwimmst Du nicht zum zweitenmal.

Gerade weil wir wissen, daß die Herrlichkeit, die uns umgiebt, bald ein Ende haben wird, zögern wir nicht, zu umarmen und festzuhalten, was uns zum Genusse bestimmt ist, Beruf und Ehre, Familienglück und Geselligkeit, Wissen und Kunst. Die Ueberfülle der Erscheinungen in unseren rüstigen Jahren verwöhnt uns nicht selten zur Verschwendung unserer Zeit und Kräfte; gehen diese auf die Neige, so nutzen wir sie sorgfältiger aus, eingedenk des Dichterwortes:

Nun weiß man erst, was Rosenknospe sei,
Jetzt, da die Rosenzeit vorbei;
Ein Spätling noch am Stocke glänzt
Und ganz allein die Blumenwelt ergänzt.

Wann ist der Wald am schönsten? Nicht im Frühling, wenn die ersten Spitzen schüchtern aus den Zweigen lugen, nicht im Sommer, wenn die Blätter, vom Gewitterregen getränkt, schwer herniederhangen, sondern im Herbst, wenn ein wunderbares Farbenspiel von Grün und Gelb und Roth und Braun den Waldsaum umkränzt. Wann steht das Leben des Menschen auf seinem Höhepunkte? Nicht in der Kindheit, wo Unreife und Unverstand mit ihm spielen, nicht in den Jahren der brausenden Jugend, wo die Einbildung eine Welt erschafft, die mit der Wirklichkeit wenig gemein hat, nicht in der Zeit des Kampfes um Heerd und Brot, in welcher die Kräfte schnell aufgerieben werden, sondern in dem Augenblicke, wo die schwerste Arbeit gethan, das Haus bestellt, die Nachkommenschaft versorgt ist,

wo das Herz freier wird von Täuschungen und trügerischen Begierden und doch noch Spannkraft und Energie genug hat, die wahrhaft werthvollen Güter des Lebens sich anzueignen und sich der Früchte des eigenen Fleißes zu freuen.

Früchte zeitigt der Herbst, in den Früchten besteht auch der Zweck des menschlichen Lebens. Es mag sein, daß der große Menschenkenner Recht hat, wenn er sagt:

> Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen sie selten
> Roth und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt;

dafür aber sind es auch bessere Früchte als Aepfel, die der Baum unseres Lebens trägt. Oder müßten wir klagen, wir hätten keine Frucht gebracht nach allem Wachsen und Blühen? Müßten wir, unnützer als jeder Apfelbaum und jeder Weinstock, uns selbst das beschämende Zeugnis ausstellen, daß Erziehung und Pflege, Erfahrung und Umgang, Beruf und Amt umsonst an uns verschwendet worden sei? Trauriger Herbst, der keine Scheuer und keinen Keller füllt, der die jammernden Menschen über verhagelte Felder und durch kahle Obstgärten führt; aber noch traurigerer Abschluß eines Menschenlebens, das seine Zeit vergeudet, seine Kraft unnütz verbraucht hat und keine andere Spur seines Wirkens hinterläßt, als das dürre Blatt, das wirbelnd im Winde treibt!

Sollen wir im Alter klagen, daß wir nicht jung geblieben sind? Sollen wir am Ausgange unseres Lebens wünschen, daß unsere Glieder wieder biegsam, unser Zeitvertreib wieder kindisches Spiel, unser Platz wieder die Schulbank sei? Dann müßten wir folgerichtig auch trauern, daß die Früchte, die wir genießen, keine Blüthen mehr

seien, daß aus Frühling und Sommer der Herbst gereift sei. Die Blüthen müssen vergehen, damit uns die Früchte beglücken, die Erde ist nicht das Land des ewigen Frühlings, sondern eines unablässigen, ewigen Wechsels, Entstehen und Vergehen ist ihr unverbrüchliches Gesetz. Wohl dem, der den Herbst seines Lebens mit denselben Empfindungen anbrechen sieht, wie der Landmann den Herbst der Natur inmitten schwerbeladener Fruchtbäume, schwellender Trauben und gefüllter Scheuern! —

46.

Spinngewebe.

Wenn ich des Morgens in meinen Garten komme, ist mein erster Aerger der über die Spinnen, die wieder einmal früher aufgestanden sind als ich und sich auf meinem Grund und Boden tummeln, als ob er ihnen gehöre. Anfangs sehe ich nicht die Uebelthäter selbst, sondern nur ihre Werke. Zwischen meinen hochstämmigen Rosen haben sie Seile gespannt, über mein Teppichbeet haben sie Netze gesponnen, an meinen Haselnußsträuchern haben sie Gardinen aufgesteckt. Blicke ich genauer hin, so entdecke ich allmälich das Akrobatenvolk in den verschiedensten Stellungen: an langen Stricken klettern sie, an schwanken Fäden baumeln sie, über schwindelnde Brücken laufen sie, unter beschattenden Blättern hocken sie, in düstern Winkeln lauern sie. Viele bringe ich täglich um, aber jeder Tag bringt ihrer mehr hervor; meine Kinder erschöpfen sich in beschimpfenden Bezeichnungen dieses Ungeziefers, aber die Bestien werden immer vergnügter.

Warum hat der Schöpfer diese Thiere in seine große Menagerie aufgenommen? Warum hat nicht wenigstens Vater Noah sie von der rettenden Arche ausgeschlossen? Kreischt nicht selbst ein beherztes Weib auf, wenn unversehens eine Spinne über das in der Laube gelesene Feuilleton krabbelt? Sind nicht die immer zerstörten und doch

unzerstörbaren Gespinnste dieser kriechenden Teufel die Verzweiflung jeder auf Sauberkeit der Zimmer haltenden Hausfrau? Und dabei beherbergen unsere Landstriche noch nicht einmal die fingerlangen, eiergroßen, mit Klauen und Scheeren bewaffneten Riesen dieses Geschlechts, sondern begnügen sich mit dem vielgestaltigen Mittelstande und den unzähligen Zwergarten der Arachniden.

Sollte die Natur auch diese Geschöpfe dem Menschen zu Sinnbildern seines eigenen Wesens bestimmt haben?

Es giebt nichts Luftigeres als ein Spinngewebe. Nur unsere Gedanken und Empfindungen wetteifern an Nichtigkeit mit ihm. Auch sie sind scheinbar aus dem Nichts geboren, flattern im leeren Raum, verwehen im Winde, lösen sich bei leiser Berührung in sich selbst auf und sind doch da, überbrücken weite Entfernungen, verbinden entlegene Dinge. Sieh, wie am zarten Fädchen, das sie pendelartig bewegt, die Spinne sich aus der Tiefe in die Höhe schwingt: so erreicht der Mensch in raschem Schwunge mit Hilfe klüglich ersonnener Pläne sein fernes Ziel.

Kein Weber und keine Stickerin fertigt mit emsigem Fleiß, was die Spinne spielend zusammenfügt. Ein Kunstwerk ist dieses Gespinnst, ein Wunder der Natur dieses Netz. Bei den Spinnen müssen wohl in die Schule gegangen sein die Koketten, die jede Falte ihres Gewandes, jedes Löckchen ihres Hauptthaares, jedes Lächeln ihres Mundes so zu ordnen wissen, daß der arglose Mann umstrickt ist, ehe er es merkt; die Diplomaten, die mit freundlichen Mienen und unverdächtigen Reden die Gesandten der mächtigsten Reiche umgarnen; die Jesuiten, die mit Ueberredungskünsten der auserlesensten Finesse fromme Fürsten und schöne Weiber in die Netze der alten Kreuz-

spinne Rom zu locken verstehen; die Wucherer, die unter dem Vorwande der Wohlthat ihren Opfern das Blut aus dem Leibe saugen.

Zerstöre die Gewebe, zerreiße die Fäden, mit denen die Spinnen deine Bäume und Blumen überziehen: sie beginnen ihre Arbeit von vorn, sie flicken, sie bessern aus, sie verdichten, verstärken ihr Werk und im Nu ist alles hergestellt. Verbiete der in Liebe entglommenen Jungfrau jeden Verkehr mit dem Jüngling ihres Herzens, sie findet Mittel und Wege, ihm zu schreiben, ihn zu sehen, jedes Hindernis verdoppelt ihren Eifer, jeder Widerspruch gießt Oel in ihre Gluth, und während du dich deiner väterlichen Weisheit freust, freuen sich kosend die erfinderischen Kinder ihrer heimlichen Liebe.

Wo steckt die Spinne, die das lustig zwischen zwei Rosenzweigen schwebende Netz gespannt hat? Nicht Bescheidenheit ist es, die sie im stillen Hintergrunde hält, sondern arge, berechnende, tückische List versteckt sie unter dem halb zusammengerollten Zipfel des Rosenblattes. Warte nur, bis ein thörichtes Mücklein, eine vorwitzige Fliege ihr in das Garn geht, dann springt sie hervor wie ein Raubthier, um dem erschrockenen Opfer die ersten Bisse zu versetzen, hurtig zieht sie sich zurück, um es in Ketten und Banden sich zu Tode zappeln zu lassen, dann kriecht sie schmunzelnd herbei und verzehrt die willkommene Beute. Du sagst, eine Spinne könne nicht schmunzeln? Ich sage Dir, eine Spinne kann schmunzeln, ja mehr als das, eine Spinne kann lachen, kichernd in sich hinein lachen, gellend hohnlachen kann sie. Wo steckt der Bösewicht, der seinem Feinde die Falle gelegt hat? Meinst Du, er solle sich offen daneben setzen, sich vor aller Welt Augen und Ohren

als den Urheber seiner Ränke bekennen? Im Verborgenen lauert er, in den Winkel duckt er sich, er ist so unschuldig an der Sache wie ein neugeborenes Kind; aber wenn seine Stunde kommt, wenn die Kraft seines Feindes gebrochen, die Ehre seines Opfers unheilbar verletzt ist, dann bricht der Schurke hervor und weidet sich an den Todeszuckungen des Verlorenen.

Vom Raube nähren sich alle Spinnen: die vagabundirenden überfallen die vorüberspazierenden Mitthiere im Lauf oder Sprung, andere fangen Insekten in aufgespannten Garnen, etliche legen in der Nähe des Fangapparates Röhren oder Trichter zum Versteck an. Sieh Dich vor, harmloser Wanderer, daß nicht aus dem Gestrüpp der Landstraße ein Räuber auf Dich stürze! Hüte Dich, junges Blut, daß nicht die Netze kupplerischer Weiber Dich umschlingen! Nimm Dich in Acht, vertrauensvoller Freund, daß nicht ein falscher Freund Dich rücklings überfalle und Deine Ehre morde!

Manche Spinnen besitzen ein zähes Leben, sodaß sie monatelang ohne Nahrung leben können, und eine starke Reproduktionskraft, sodaß selbst ausgerissene Beine ihnen wieder wachsen. Glaube nicht, daß Niederträchtigkeit, Heuchelei, Tücke jemals ihres Handwerks müde werden oder durch Allianz der Gutgesinnten aus der Welt vertrieben werden; ewig verjüngen sie sich und unverwüstlich ist ihre Lebenskraft.

Bei etlichen Spinnenarten stellen die stärkeren Weibchen den schwächeren Männchen nach und selbst bei der zärtlichen Umarmung sind die letzteren gefährdet, — ein Symbol der tödtlichen Liebe dämonischer Weiber.

Wenn ich morgen meinen Garten betrete, werden die Spinnen weben und turnen, gaukeln und morden wie heute, ich aber werde sie vertilgen, so viel ich ihrer habhaft werden kann. Wie dürften wir müde werden das Böse in der Menschenwelt zu bekämpfen, obschon wir wissen, daß wir es niemals völlig ausrotten werden!

47.

Die Menschen sind unseres Herrgotts Kartenspiel.

Das Sprichwort klingt gar nicht fromm und ist doch von Luther. Unfreundliche Römer, die es zum erstenmal hören, werden sagen: da haben wir's, dieser frivole Mensch, der Trunk und Spiel über alles liebte, hat sicherlich auch mit dem Brevier des Teufels Bescheid gewußt, ja er entblödet sich nicht den Herrgott selbst zum Kartenspieler zu machen. Die den Humor der Sache verstehen, werden sich des treffenden Bildes freuen, ohne sich darüber zu ängstigen, ob der liebe Gott in seinen Mußestunden wirklich zu diesem Zeitvertreibe greife.

Ein Spiel Karten ist für den Unkundigen nichts als ein Haufen bunter Blätter. Viele sind einander ähnlich und doch ist keins dem andern gleich, jedes hat seinen besonderen Werth, aber dieser Werth ist nur ein relativer, Farbe, Zeichen und Zahl entscheiden in jedem Falle anders über die Verwendung des einzelnen Blattes. Auge und Hand des Spielers ordnen und beurtheilen die Karten. Was sind die Menschen anders als eine scheinbar ungeordnet durcheinander geworfene Masse von Gesichtern und Gestalten? Auf den ersten Blick sieht einer beinahe wie der andere aus, niemand kann aufs Gerathewohl den Werth des Einzelnen bestimmen, obgleich jeder

genau so viel gilt wie er werth ist. Aber ein scharfes Auge und eine sichere Hand weisen jedem Menschen seinen Platz an und verwenden ihn zu den Zwecken, für die er geschaffen ist.

Der Mechanismus des Kartenspiels beruht auf dem Gesetz der immer wiederholten Mischung. Mit schnellen Griffen werden die Blättchen durcheinander, nebeneinander, übereinander gesteckt, gedrängt, geschoben, und im Umsehen ist die ganze Szene verändert, jeder Spieler hat andere Karten, jedes Spiel nimmt einen andern Verlauf. Welche unsichtbare Hand mischt fortwährend die Menschen durcheinander, daß sie nicht wissen, wie sie zusammenkommen, die einen in Liebe, die anderen in Haß, die einen für einen Augenblick, die anderen auf Lebenszeit? Könige, Damen und Buben treiben sich in endlosem Wechsel miteinander auf dem Tische herum, — ist nicht auch das Leben der Großen ein buntes Spiel von Damen, Königen und Buben? Wie die Zählkarten durcheinander wirbeln, eine die andere jagend, verdrängend, vernichtend, so laufen die Kleinen der Erde durcheinander in Wetteifer und Kampf, in Sieg und Niederlage.

Eine vereinzelte Karte hat keinen Werth, nur in der Gemeinschaft der übrigen nimmt sie ihre Stelle ein. Allein das Fehlen einer einzigen Karte macht das ganze Spiel unmöglich. Willst du dich isoliren, mein Freund, der Menschheit den Rücken wenden, auf jeden Umgang verzichten? Thu es nicht, denn du verdirbst im bestäubten Winkel und störst noch dazu den anderen das unterhaltende Spiel. Mische dich in die Gesellschaft und freue dich des Augenblicks, wo dein Erscheinen der Gesammtheit Lust und Gewinn verspricht. Die unbedeutendste Karte, zur

rechten Zeit ausgeworfen, kann das ganze Spiel entscheiden: das winzigste Menschlein giebt unter Umständen großen Unternehmungen den Ausschlag.

Nur mußt du nicht so thöricht sein, behaupten zu wollen, dein wohlerwogener Plan, deine Ueberlegung habe die Sache zum Ziele geführt. Wer bist du, armes Menschenkind, im Geist und Plane dessen, der deine Dienste fordert und zurückweist, wie es ihm gefällt? Nur eine Karte im Spiel bist du, hervorgezogen, offen hingelegt, eingeheimst, wie es dem Spieler über dir gut scheint, dessen Wille dir oft Willkür zu sein däucht.

Wer spielt aus? ist eine unablässig wiederkehrende Kardinalfrage der stillen Männer am kleinen Tisch. Der Ausspielende ist fast immer im Vortheil, oft entscheidet der erste Wurf das ganze Spiel. Wer spielt aus da, wo es sich nicht um Pfennige und Groschen, sondern um Reichthum und Armuth, Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod handelt? Spielst du aus, der du von Jugend auf dein Ziel fest im Auge hast? oder du, der sich von jedem Winde des Zufalls hin und her treiben läßt? oder du, der das Weib nimmt, das er liebt? oder du, der diejenige freit, welche die größte Mitgift bringt? Täuscht euch nicht, keiner von euch spielt aus. Sondern der zieht die erste Karte, der euch Beruf, Haus und Tod bestimmt hat, wie es ihm beliebt, und dem ihr mit eurer Weisheit und Thorheit in die Hände spielen müßt, ihr mögt wollen oder nicht. Er ist immer in der Vorhand, anders läßt er nicht mit sich spielen.

Schlecht erzogene Menschen versuchen, ihren Mitspielern in die Karten zu sehen, um aus einem hurtigen Ueberblick Vortheil für ihr eigenes Spiel zu gewinnen. In

anständiger Gesellschaft gilt solche Freibeuterei als verpönt. Aber dem Herrgott einmal in die Karten sehen zu dürfen ist ein Wunsch, den sehr gut erzogene Leute nicht immer unterdrücken können. Wüßten wir doch, wie dies ablaufen wird! Hätten wir doch eine Ahnung, wie jenes gelingen wird! Versuchen wir, den Schleier der Zukunft zu lüften, Weg und Richtung unseres Lebens zuvor zu erkunden? Eitles Bemühen! Wenn du das Spiel, das dein Herr mit dir vor hat, nicht aus seiner Weisheit ermessen, nach seiner Güte beurtheilen kannst, so verräth es dir kein vorwitziger Blick hinter den Vorhang seiner Geheimnisse.

Ein kühner Wurf, ein überraschender Zug bringt Leben in das eintönige Spiel. So wirft der Herrgott von Zeit zu Zeit eine Ueberraschung auf den Tisch, einen Luther, einen Bismarck, daß die routinirtesten Spieler nicht wissen, wie sie mit der fatalen Karte fertig werden sollen. Jeder sagt sich, es stecke etwas dahinter, aber keiner durchschaut den eigentlichen Plan, den die Vorsehung mit solchen Trümpfen der Weltgeschichte verfolgt.

Ist es nicht spaßhaft zu denken, daß die Karten selbst zu spielen glauben, während sie doch gespielt werden? Die Menschen sind die Karten, aber sie glauben die Spieler zu sein. Rechte Spieler finden des Spiels kein Ende. Noch ein Stündchen, noch zehn Minuten, noch zweimal in der Runde: so heißen die stillschweigend immer wieder verlängerten Fristen der seßhaften Leidenschaft. Man muß ja Revanche geben, man will sein Geld wieder haben. Vom Kartentisch abgerufen zu werden ist eine der unwillkommensten Störungen. So sitzen die Menschen bei einander und spielen ernste Dinge mit lustigen Namen, Hoch-

zeit und Kindtaufe, Parlament und Synode, jeder möchte noch ein Weilchen mitspielen und dann immer noch ein Weilchen, und großes Wehklagen entsteht, wenn der Herbergsvater Feierabend gebietet und unwiderruflich erklärt: das Spiel ist aus! Aufrichtige Spieler behaupten, wenn sie vom Tische aufstehen, sei ihnen zu Muthe, als hätten sie recht thöricht daran gethan, einander Zeit und Geld abzunehmen und sich selbst die Ruhe zu verkürzen. Aufrichtige Menschen versichern sogar, das ganze Leben komme ihnen zuweilen vor wie ein wildes, läppisches Spiel, bei welchem jeder gewinnen wollte und schließlich alle verloren haben.

48.

Wort ohne Sinn kann nicht zum Himmel dringen.

Ueberwältigt von Gewissensbissen ist Claudius, König von Dänemark, der Mörder seines Bruders, auf das Knie gesunken, um den Fluch seiner schaudervollen That abzuwenden. Aber er kann nicht beten, denn zwischen ihn und die göttliche Barmherzigkeit drängt sich die ungesühnte That, die blutbefleckte Krone, die ehebrecherische Königin. Seine Seele, die durch Reue sich frei zu machen ringt, verstrickt sich durch das Schuldbewußtsein in neue Pein. Aus dumpfem Hinbrüten, dessen Zeuge der lauernde Hamlet ist, erhebt er sich endlich und seufzt:

Die Worte fliegen auf, der Sinn hat keine Schwingen,
Wort ohne Sinn kann nicht zum Himmel dringen.

Worte ohne Sinn! Sollte es dergleichen wirklich geben? Ist nicht das Wort die Bezeichnung einer Vorstellung? Sind nicht Worte der Ausdruck von Gedanken? Wie kann das Wort sich von Begriff und Idee, wie kann die Form sich vom Inhalt, der Leib sich von der Seele lösen? Und doch schwirrt es in den Lüften von sinnlosen und gedankenlosen Worten; ja weit entfernt, daß dieselben sich mit dem schattenhaften Halbdasein von Gespenstern begnügen, wandeln sie scheinbar in Fleisch und Bein, ath-

mend und beredt, mit prächtigen Kleidern angethan, selbstzufrieden und anspruchsvoll an den Stätten des Lebens einher.

Wer wäre diesen wunderlichen Gesellen noch nicht irgendwo begegnet? Von den Kathedern der Lehrzimmer fragen sie, von den Schulbänken antworten sie, in den Salons und Familienzimmern der Gesellschaft machen sie sich breit, aus den Spalten der Zeitungen gähnen sie uns an, in gelehrten und ungelehrten Büchern treiben sie ihr Wesen, in den Bierstuben kannegießern sie, von den Rednerbühnen der Parlamente lassen sie sich vernehmen.

Warum verscheucht man sie nicht? Warum macht man ihnen nicht den Garaus in Unterhaltung, Politik und Literatur? Warum läßt man es geschehen, daß geschminkte und aufgeputzte Schauspieler die Plätze einnehmen, die den Gestalten des wirklichen Lebens zukommen? Warum entlarvt man nicht die Pharisäer, die unter einem betäubenden Wortschwall die Leere ihres Hirns und ihres Herzens verbergen?

Das ist nun freilich leichter gesagt als gethan. Man möchte glauben, die Menschen könnten ohne die Illusion sinnloser Worte nicht leben. Man muß die Bewunderung sehen, die das elendeste Wischiwaschi dadurch erntet, daß es sich schwarz auf weiß den Augen urtheilsloser Leser präsentirt, man muß das Beifallsdröhnen hören, das den Tiraden der erbärmlichsten Phrasendrescher auf dem Fuße folgt, um zu begreifen, daß ein großer Theil des Publikums ebensoviel Gefallen an der absichtlichen oder unbewußten Täuschung durch geistlose Wortmacher findet wie an den Gaukeleien geschickter Taschenspieler.

Was würde man sagen, wenn eines Tages unsere Professoren auf den Lehrstühlen, unsere Prediger auf

den Kanzeln, unsere Schauspieler auf den Bühnen chinesisch sprächen anstatt deutsch? Würde man nicht alsbald Theater, Kirchen und Hörsäle fliehen, weil man nicht verstände, was jene reden? Bewahre, man würde sich einreden, es sei doch viel gebildeter und klassischer, fremden Zungen zu lauschen als der Muttersprache, und viele würden Vorlesungen, Predigten und Schauspiele, in denen es von tsing tsang tse wiederhallt, mit größerer Befriedigung verlassen, nicht trotzdem, sondern weil sie nichts davon verstanden haben. Nun sprechen zwar unsere Volkslehrer nicht die Sprache der bezopften Asiaten, sondern das geliebte Deutsch ihrer und unserer Väter, aber die Wirkung ihrer Deklamationen ist genau dieselbe, als ob sie Schüler des Confucius wären: je unsinniger, desto besser, je gedankenärmer, desto beifälliger.

In weiten Kreisen gilt noch immer die alte Fabel, eine Dichtung sei ein ungewöhnlicher Gebrauch der Sprache, in welchem schönklingende Worte die Stelle der Gedanken und wohltönende Reime die Stelle der Gedankenverbindungen vertreten. Junge Leute beiderlei Geschlechts zählen sich der Gilde der Dichter zu, wenn es ihnen im Rausch der Liebe oder des Weines gelingt, Sonne und Wonne, Liebe und Triebe, Herzen und Schmerzen in eine Beziehung zu einander zu setzen, die dem Ohr der Freunde und Freundinnen gefällt und ihrer eigenen Eitelkeit schmeichelt, ohne daß ein Unbetheiligter, der gar nicht einmal ein Kritiker zu sein braucht, auch nur ein Atom einer wahren Empfindung oder eines klaren Gedankens in diesem Klingklang entdecken könnte. Und was man sich selbst gestattet, das verzeiht man denen, die man um so lauter preist, je gewissenhafter man sich

an ihre Worte hält anstatt an ihre Gedanken. Schiller gilt mit Recht als der volksthümlichste der deutschen Dichter. Aber ist es nicht ein öffentliches Geheimnis, daß er diesen Ruhm mehr dem Wohlklang seiner Verse verdankt, den man vergöttert, als der Tiefe seiner Gedanken, zu der man aus Trägheit nicht hinabsteigt? Daß Goethe so wenig verstanden und deshalb verhältnismäßig so wenig gelesen wird, ist nicht seine Schuld, sondern die Schuld aller derjenigen, die nicht erleuchtet, sondern geblendet, nicht zur Höhe der Wahrheit geleitet, sondern im Irrgarten undeutlicher Empfindungen und unklarer Gedanken hin und her geführt sein wollen.

Am verhängnisvollsten ist der Mißbrauch der Sprache, dessen die Phrase sich schuldig macht, auf dem Gebiete, wo jede Verirrung sich am schwersten rächt, auf dem Felde der Religion. Welch ein Unterschied zwischen der Wucht der Gedanken und der Schönheit der Bilder, welche die Reden der echten Propheten Israels athmen und der seichten Wortklauberei ihrer Epigonen, die durch sinnloses Plappern sich selbst und das Volk bethörten! Welch ein Gegensatz zwischen dem geistgesalbten Wort der Lehrer des Evangeliums, die auf die Erfassung des Gedankens und die Aneignung der Empfindung dringen und dem Geschwätz der Salbader, die eine Stunde lang dasselbe leere Stroh dreschen und mit einer Zungenfertigkeit, die eines besseren Zweckes würdig wäre, von allen Dingen im Himmel und auf Erden pauken und flöten, über welche sie so wenig wissen wie ihre sehr andächtigen Zuhörer! Und doch hat man die Propheten gesteinigt, die Pharisäer vergöttert, und doch läuft der große Schwarm den Wortbelden nach, welche die Armuth ihres Geistes in das

Prunkgewand reicher Worte kleiden, anstatt denen zuzuhören, die aus der Tiefe des selbstgedachten Gedankens und der selbstempfundenen Empfindung sprechen.

Es liegt eine ungeheure Gefahr für den geistigen und sittlichen Fortschritt des Volkes in der ohnmächtigen Tyrannei des gedankenleeren Wortes, unter deren Druck der unglückliche Mörderkönig, der beten will und nicht beten kann, seufzend ausruft:

Die Worte fliegen auf, der Sinn hat keine Schwingen,
Wort ohne Sinn kann nicht zum Himmel dringen.

49.

Noli me tangere.

Nur nicht ängstlich, liebe Leserin, ich werde die schrecklichen lateinischen Worte sogleich ins Deutsche übersetzen. Sie waren früher nicht einmal lateinisch, sondern griechisch, in welcher Sprache sie noch viel grausamer klingen. Ja das Licht der Welt haben sie wahrscheinlich hebräisch erblickt. Im Evangelium des Johannes erscheint der Maria von Magdala der auferstandene Jesus, den sie anfangs für den Gärtner hält, bis sie ihn am Klange seiner Stimme erkennt. In der Freude des Wiedersehens will sie seine Kniee umfassen, er aber wehrt ihr mit den Worten: Rühre mich nicht an, denn noch bin ich nicht aufgefahren zum Vater. Rühre mich nicht an heißt aber auf lateinisch Noli me tangere. Seitdem nennt man in der Kunstgeschichte die Darstellung dieser Szene Noli me tangere, ähnlich wie der leidende Christus vor Pilatus bei den Malern Ecce homo heißt nach den Worten des Römers: Seht, welch ein Mensch!

Auch die Botanik hat sich jener Bezeichnung bemächtigt: sie nennt Noli me tangere eine Art der Mimose oder Sinnpflanze, welche die Eigenthümlichkeit hat, daß bei leiser Berührung ihre Blättchen sich aufwärts zusammenlegen, und Impatiens noli tangere die Balsamine oder das gelbe Springkraut, dessen schotenförmige Kapseln, im

Zustande der Reife berührt, aufspringen und den Samen fortschleudern.

Nun aber wächst Noli me tangere nicht bloß in Gewächshäusern und Buchenwäldern, sondern auch an anderen Orten, theils wild, theils als Kulturpflanze. Jede Wissenschaft, jede Gemeinschaft, jede Unterhaltung hat ihr Noli me tangere. Die Forschung bemächtigt sich alles Materials, aller Thatsachen, Erscheinungen, Schlüsse, deren sie habhaft werden kann, um die Entstehung der christlichen Religion zu erklären und zu schildern, aber sie rührt nicht an die zarte Stelle, wo das religiöse Leben in das Geistes- und Gemüthsleben des Einzelnen eindringt. In den parlamentarischen Verhandlungen gilt es als unstatthaft, die Person des Monarchen in die Debatte zu ziehen, eine Schranke, welche neuerdings eine plumpe Königstreue am häufigsten durchbricht. Die gesellige Unterhaltung unter Gebildeten nimmt Rücksichten auf die zufällige Zusammensetzung des Kreises, der daran theilnimmt. Ist ein Buckliger dabei, so spricht man nicht von Höckern und ähnlichen Mißbildungen; sitzt ein Katholik unter Protestanten, so enthält man sich wegwerfender Bemerkungen über den Kultus der römischen Kirche; sind Kinder in der Nähe, so lenkt man das Gespräch nicht auf Dinge, die nicht vor unmündige Ohren gehören. Fast jede Familie hat ihren wunden Punkt, einen schweren Todesfall, einen verlorenen Sohn, eine moralische Niederlage, und nur unsanfte Hände tasten an diesen alten oder frischen Wunden herum, daß sie bluten. Jeder einzelne hat das Recht, die Auskunft über gewisse Erlebnisse zu verweigern, deren Geheimnis er fremden Augen verbergen will. Es ist ebenso taktlos, daß man einen Einbeinigen vertraulich auf die

Schulter schlägt und fragt: Nun, lieber Freund, wo habt Ihr denn Eure Knochen eingebüßt? wie daß man einen als freisinnig Bekannten mit der Frage überfällt: Wie denken Sie über die Gottheit Christi? Jenen zu untersuchen ist die Pflicht des Lazaretharztes, diesen zu prüfen das Amt des Examinators, vorausgesetzt daß jener im Lazareth liegt und dieser im Examen steht, zwei Situationen, die zu den minder angenehmen für Leib und Seele gehören, weil das Noli me tangere nicht verfangen will.

Wie wenig das niedere Volk die Grenzen der Personalien zu respektiren weiß, kann man alle Tage erleben, wenn man durch Sparsamkeit oder ethnographische Neugier sich verleiten läßt, in Eisenbahncoupés dritter Klasse zu reisen. Bald sitzt dem arglosen Reisenden ein wildfremdes Subjekt gegenüber, welches sein Opfer mit einer Fluth von Fragen überschüttet: woher kommen Sie? wohin fahren Sie? kennen Sie meinen Freund Schulze? Wo haben Sie Ihre Reisedecke gekauft? wo gedenken Sie zu frühstücken? Und ehe man sich's versieht, ist man bis auf's Hemd ausgefragt und zum Entgelt für diese schamlose Ausplünderung in die vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Familienfreuden seines Gegenüber eingeweiht. Wehe dem, der nicht Rede und Antwort steht: er ist „auch so einer," ein ungeschliffener Mensch, einer, „der nicht weiß, was sich gehört," ein Grobian. Denn auf eine indifferente Unterhaltung läßt sich der Examinator aus Schöppenstedt nicht früher ein, als bis er festgestellt hat, wie sein Examinand mit Vor- und Zunamen heiße, welches Geschäft er betreibe und wie viel Einkommensteuer er zahle. Noli me tangere ist das einzige Mittel, sich dem Blutsaugen dieser Wanzenmenschen zu entziehen.

Aber hat die Maxime Noli me tangere ein unbeschränktes Recht? Muß man jeden Engländer als geborenen Reiseflegel, jeden Franzosen als unverbesserlichen Wortführer der grande nation, jede zimperliche Jungfrau älteren Datums als Mimosa pudica respektiren? Dann hätten wohl gar die Schuljungen das Recht, sich das ewige Fragen ihrer Lehrer als unbefugte Einmischung in ihre Privatangelegenheiten zu verbitten? Dann dürfte jeder Raufbold ungestraft auf fremden Zehen herumtreten?

Wie das größte Recht unter Umständen das größte Unrecht ist, so wird das Noli me tangere, welches eine Schutzwehr der guten Sitte und des innerlichen Lebens sein soll, zuweilen zu einem Vorwande der Feigheit, einem Deckmantel der Lüge, einem Schlagbaum der Hemmung für den freien Austausch der Gedanken. Nicht der erste beste Hans Taps soll meine schmerzenden Glieder befühlen, aber dem Arzte gestatte ich um meiner Heilung willen den festen Griff in meine Wunden. Nicht dem geschwätzigen Nachbar vertraue ich meine geheimen Sorgen an, aber das treue Auge meines Weibes lasse ich hineinschauen in das Dunkel meiner Verstimmungen und Pläne. Das wäre noch besser, wenn gemeine Brennnesseln meinen Garten überwuchern wollten, — ich reiße sie aus. — Aber sie werden dich stechen. — So ziehe ich Handschuhe an und spotte ihres Noli me tangere. Das wäre noch besser, wenn die Römlinge der protestantischen Theologie verbieten wollten, Kritik an dem unfehlbaren Unsinn der päpstlichen Kirchenlehre zu üben, oder dem paritätischen Staate verwehren, die bischöfliche Disziplinargewalt durch Gesetze einzudämmen, beides unter dem Vorgeben: liebe Ketzer, das versteht ihr nicht, das sind innere Angelegen-

heiten der allein seligmachenden Kirche, — das ist für euch ein Noli me tangere. Zum Teufel mit jedem Noli me tangere, welches von der Lüge erfunden, von der Grausamkeit geschmiedet, von der Anmaßung aufgestellt ist!

Dagegen heilig sei jedem Menschen, der auf Bildung des Geistes und Herzens Anspruch macht, das Noli me tangere des Familienlebens, der guten Sitte, der persönlichen Ueberzeugung, der auf sittlichem Grunde ruhenden Empfindung. Liegt nicht ein tiefer Sinn darin, daß gerade der Auferstandene zuerst die freundliche Abweisung ausgesprochen hat: Rühre mich nicht an?

50.

Zwei Gefahren der Theilnahme am öffentlichen Leben.

Unter den Merkmalen der Gegenwart nimmt die kräftige Entwickelung des öffentlichen Lebens eine der ersten Stellen ein. Je williger der moderne Staat seinen Bürgern das Recht einräumt, an der Gesetzgebung und Verwaltung des Landes thätigen Antheil zu nehmen, desto dringender wird für jeden die Verpflichtung, zum Gemeinwesen Stellung zu gewinnen. Dieser Verpflichtung dürfen sich selbst diejenigen nicht entziehen, denen eine unmittelbare Einwirkung auf die Politik nicht zusteht, die aber als Steuerzahler, als Wähler, als Mitglieder städtischer oder ländlicher Gemeinschaften an dem Gedeihen des Vaterlandes auf irgend eine Weise interessirt sind. Ihrer Theilnahme an öffentlichen Dingen aber droht eine doppelte Gefahr, welche eine Beleuchtung an dieser Stelle verdient: einerseits die Charakterlosigkeit, andererseits die Parteileidenschaft.

Im Allgemeinen wird die ideale Forderung, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, auch für die politische Praxis des Bürgers maßgebend sein müssen. Nichts ist wohlfeiler, aber auch nichts gefährlicher, als das Raisonniren des Philisters über jede Maßregel der Regierung, über jede Ordnung, jedes Gesetz.

Dadurch wird die Achtung vor der Hoheit des Staates untergraben und die sittliche Erziehung des Volkes beeinträchtigt. Aber ebenso erbärmlich ist es, wenn der Einzelne seine politische Meinung ohne weiteres nach den jeweiligen Zuständen modelt. Hieraus entspringt der unwürdige Servilismus, die elende Augendienerei, das gesinnungslose Hin- und Herschwanken, welche unser öffentliches Leben so vielfach vergiften. Wir sehen, daß nicht wenige derjenigen, die vom Staate Amt und Brot empfangen, in ihren amtlichen Beziehungen Grundsätze vertreten, welche denen schnurstracks entgegengesetzt sind, die sie in ihren privaten Verhältnissen befolgen. Wir nehmen wahr, daß jeder Thronwechsel die politische Gesinnung von Tausenden verändert, daß jede Neubesetzung eines Ministerpostens der Verwaltung des Landes ein anderes Gepräge giebt. Wir beobachten, daß ergraute Männer, deren Jahre Ehrfurcht gebieten sollten, während der Dauer ihres Lebens fünf-, sechsmal die Farbe gewechselt haben. Wir bemerken, daß revolutionäre Geister sich zur Reaktion bekehren, daß Fürstenknechte in das Lager des Liberalismus überlaufen. Und das alles weder aus Liebe zum angestammten Herrscherhause noch aus Ehrfurcht vor der Majestät des Staates noch auf Grund geförderter Einsicht, sondern aus Absicht, aus Ehrgeiz und Eigennutz. Mancher hat seine Carrière gemacht, in dessen Kopf nichts weiter Platz hatte, als die Schlauheit, ein gefügiges Werkzeug der Launen seiner Vorgesetzten zu sein. Mancher ist auf der Leiter des Einflusses und Ansehens um so höher gestiegen, je tiefer er in Unredlichkeit und Charakterlosigkeit gesunken war. Und muß nicht selbst eine zur Schau getragene Kirchlichkeit,

die mit der jeweilig herrschenden Rechtgläubigkeit gleichen Schritt hält, dazu dienen, die Augen der Machthaber auf die Streber zu lenken, die das Minus ihrer Leistungen durch ein Plus der Bigoterie auszugleichen trachten? Reicht doch diese Korruption sogar in die Kreise hinein, die sich füglich am ehesten davon freihalten sollten, in Gewerbe und Handwerk. Die liebe Rücksicht, die liebe Demuth, verbunden mit dem Wunsche, möglichst viel zu verdienen, stehen mit an den Ladentischen der Kaufleute, arbeiten mit in den Werkstätten der Handwerker. Mag uns der Himmel davor bewahren, daß wir zu den „gläubigen Schustern“ und „positiven Schneidern,“ die man in gewissen Kreisen mit der Kundschaft bevorzugt, etwa gar noch „konservative Butterhändler“ oder „liberale Handschuhmacher“ bekommen.

Wenn also die Nothwendigkeit, politische Farbe bekennen zu müssen, unselbständige Naturen der Gefahr aussetzt, sich zu Sklaven ihrer Oberen, Arbeitgeber und Abnehmer zu erniedrigen, so begegnen beschränkte Köpfe und energische Charaktere — beides zusammen findet sich nicht selten in einem und demselben Individuum — einer andern Schwierigkeit: sie laufen Gefahr, der blinden Parteileidenschaft in die Arme zu fallen. Das öffentliche Leben der Gegenwart ist reich an krankhaften Auswüchsen des politischen und kirchlichen Parteitreibens. Immer wird es verschiedene Auffassungen des Staates und der Kirche geben; immer wird die Negation neben der Position ihr Recht behaupten; immer wird mehr als ein Weg vorhanden sein, das Wohl des Vaterlandes zu fördern, der Zukunft des Reiches Gottes zu dienen. Die Verschiedenheit der Richtungen ist ein Zeichen der Gesundheit und eine Ge-

währ der organischen Entwickelung der öffentlichen Dinge, sie hört nur auf zu existiren im Sumpfe des Materialismus und unter der Knute des Despotismus. Allein sobald die Gegensätze der Prinzipien sich zu Feindschaften der Träger und Anhänger derselben verschärfen, ist Gefahr vorhanden, daß die Wahrheit und die Gerechtigkeit leiden. Wozu soll es führen, wenn die Parteien sich gegenseitig des Verrathes an den Heiligthümern des Volkes zeihen? Was soll daraus werden, wenn jede politische Fehde auf das Gebiet der persönlichen Kränkung und Verunglimpfung gezogen wird? Was soll es nützen, wenn diejenigen Parteien, denen die Gunst der Verhältnisse Macht und Einfluß verleihen, diese Bevorzugung dazu mißbrauchen, die anderen Richtungen für den Augenblick mundtodt zu machen und von der Mitwirkung bei Gesetzgebung und Verwaltung auszuschließen? Leicht wird der Sieger zum Besiegten und die Erbitterung über erlittenes Unrecht erzeugen Leidenschaft und Rache. Der Weisheit und der Frömmigkeit entspricht es gleichermaßen, die fremde Meinung gelten zu lassen, den fremden Glauben zu dulden, auch in dem Gegner den Bruder zu achten, Vaterland und Reich Gottes höher zu stellen als die Partei der Politik und der streitenden Kirche. Charakterlosigkeit und Parteileidenschaft verschlingen zuletzt nur ihre eigenen Kinder.

51.

„Der deutsche Gott.“

Bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des kronprinzlichen Paares hat Felix Dahn ein Gedicht veröffentlicht, welches die muthmaßlichen Gedanken des auf einer Seefahrt begriffenen Prinzen Heinrich am Festtage schildert. Hier heißt es:

— — Ich bin nicht in der Fremde:
Denn deutscher Boden ist ein deutsches Schiff,
Ob es bei Grönland, ob bei Capland schwimmt,
Und über meinem Haupte schwebt auch hier,
Großvater, deines Reiches stolzer Aar.
Und sind mir auch die Sterne fremd da droben —
Dahinter blaut der Eine Himmel doch,
Und meine Wünsche dringen, mein Gebet
Auch hier zum alten, deutschen Gott empor.

Vielleicht weckt die letzte Zeile bei vielen Lesern eine verwandte Empfindung. Der deutsche Prinz, das deutsche Schiff, der deutsche Reichsadler — ja, der deutsche Gott — nein. Es kann einer der beste Patriot sein und alles Deutsche mit begeisterter Liebe umfassen, ohne daß er mit dem deutschen Gott etwas Erhebliches anzufangen wüßte. Dieser deutsche Gott klingt nun einmal ein wenig nach Deutschthümelei, über die wir ja wohl im allgemeinen glücklich hinaus sind. Es mag sein, daß für jeden rechten Deutschen sich mit gewissen Dingen der Begriff des Idealen nur dann verbindet, wenn er dieselben irgendwie germani=

sirt, wie denn deutsche Frauen, deutscher Wein und deutsche Treue von der Volksschule bis zum Parnaß besungen werden. Allein es kommt darauf an, ob die gefeierten Größen mit Recht oder mit Unrecht als etwas spezifisch Deutsches reklamirt werden. Der Charakter der deutschen Frau unterscheidet sich in wesentlichen Stücken von der Eigenart der Französin und Engländerin, der deutsche Rheinwein hat notorisch einen andern Geschmack als spanische und griechische Weine, die deutsche Treue ist imstande ihre historischen Zeugnisse beizubringen. Dagegen dürfte es schwer halten, Merkmale anzuführen, welche den Unterschied des deutschen Gottes von den Göttern anderer Völker bezeichnen. Würde es sich nicht wunderlich ausnehmen, wenn wir uns vorstellen, ein seefahrender Prinz aus der wiener Hofburg riefe bei habsburgischen Familienfesten den österreichischen Gott an, einer von den Hügeln des Manzanares den spanischen Gott und ein dritter aus dem stockholmer Königsschlosse den schwedischen Gott? Ja wäre nicht auf Grund des noch nicht erstorbenen Partikularismus der deutschen Stämme zu befürchten, daß wir bald von einem bayrischen, einem hessischen und einem mecklenburgischen Gott zu hören bekämen, welcher letztere sich dann wieder die Zweitheilung in einen schwerinischen und einen strelitzischen gefallen lassen müßte?

An solche Schrullen hat nun freilich Felix Dahn nicht gedacht, als er den jungen Hohenzoller auf hoher See zu dem alten deutschen Gott beten ließ. Er wollte sagen, daß der deutsche Fürstensohn auch in weiter Ferne sich mit den Heiligthümern seines Vaterlandes eins weiß. Er darf sich dabei auf den Vorgang anderer namhafter Poeten berufen, die ebenfalls zu den Gütern des deutschen Volkes

den deutschen Gott gezählt haben. Und in der That, die scheinbare Absurdität enthält eine beträchtliche Dosis Wahrheit. Selbst die Gottheit nimmt in einem gewissen Sinne theil an den Besonderheiten der Völker, ja sie ist im Grunde nichts anderes als die Idealisirung der Volksseele selbst. Was sind die herrlichen Gestalten der griechischen Götter und Göttinnen anders als die Urbilder der männlichen Kraft und der weiblichen Schönheit, die auf dem glücklichen Boden von Hellas wuchsen? Ist nicht Mars die Personifikation des kriegerischen Geistes der Römer? Athmen nicht die Götter der altgermanischen Mythologie etwas von dem Ungestüm und der Waldesfrische unserer Vorfahren? Das frappanteste Beispiel der Parallele zwischen dem Volkscharakter und der Nationalgottheit ist vielleicht der jüdische Jehovah. Er liebt nur sein Volk, hat nur dieses eine Volk zu hohen Dingen bestimmt, verwirft die Heiden um seines auserwählten Volkes willen, ganz wie das Volk selbst, spröde und exklusiv wie kein anderes, dem Aufgehen in die Allgemeinheit der Völker bis heute widerstrebt. Er handelt mit Abraham, ob er die Stadt Sodom verschonen wolle, wenn funfzig Gerechte darin seien, wenn fünfundvierzig, wenn vierzig, dreißig, zwanzig, wenn nur zehn gefunden werden, — gerade wie ein rechter Sohn Israels mit sich handeln läßt. Man sehe die rohen Holzklötze, welche die Wilden ihre Götter nennen und man hat zugleich einen Begriff von der geistigen und sittlichen Bildung dieser Kannibalen.

Wie steht es nun in dieser Beziehung mit dem deutschen Gott? Das steht fest, daß das Christenthum auf deutschem Boden eine besondere Gestalt angenommen hat. Die Deutschen haben wie kein anderes Volk die Zusammen-

schweißung ihrer Dämonologie mit dem von Osten und Süden zu ihnen gebrachten christlichen Gottesbegriff vollendet. Die Feste der Deutschen sind eine unlösbare Vermischung uralten Naturdienstes mit den Ueberlieferungen des Evangeliums. Deutsche Denker haben das Wesen der Gottheit am tiefsten philosophisch konstruirt, deutsche Dichter haben es am schönsten verherrlicht. Auf deutschem Boden ist der Reinigungsprozeß begonnen und am weitesten durchgeführt worden, der aus dem Verderben der römischen Kirche den protestantischen Glauben geboren werden ließ. Mit der ganzen Innerlichkeit und Gründlichkeit, die dem deutschen Geiste eigen ist, hat er sich der religiösen Frage der Gegenwart bemächtigt und so gewiß er sich treu bleibt, wird er sie lösen.

Es fehlt noch viel daran, daß der Gott des Katholiken der des Protestanten, der Gott der Orthodoxie der des freisinnigen Protestantismus sei. Allein je mehr die Einheit der Macht, der Bildung, der materiellen Interessen zunimmt, desto mehr wird auch die Einheit der Gottesverehrung und des praktischen Christenthums wachsen. Nur dürfen wir bei allem Stolze auf die Vorzüge unseres Volkes nicht vergessen, daß der Begriff der Gottheit der allgemeinste ist, den es giebt, daß Gott an keine Schranke der Nationalität gebunden ist, daß ein geläutertes Christenthum die Völker aller Zungen und Länder zu den Füßen eines und desselben Gottes niederfallen heißt, der sie alle ohne Unterschied mit derselben väterlichen Liebe umschlingt. Sonst wäre das Singen und Sagen vom alten deutschen Gott trotz Prinz Heinrich und Felix Dahn nur eine sehr patriotische und sehr wohlklingende Gedankenlosigkeit.

52.

Bescheert Gott ein Stück Fleisch, so will es gemeiniglich der Teufel sieden und anrichten.

Die Sentenz mag älter sein als Herr Johann Schrader, der sie einer im Jahre 1631 zu Helmstedt erschienenen Sammlung „alter teutscher zu vorsichtigem Leben dienender Sprichwörter" einverleibt hat. Sie stammt vielleicht schon aus der Zeit Luthers, wo man es liebte, die Widerwärtigkeiten des Lebens dem leibhaftigem Gottseibeiuns in die Schuhe zu schieben, dessen Schwefelgestank überall zu riechen war. Heutzutage ist dieser garstige Geruch verflogen, der Teufel hat Kuhschwanz und Pferdefuß abgelegt und ist ein gebildeter Mann geworden, der sich in die Poesie zurückgezogen hat, und selbst die ihn noch im Zorn herbeirufen, rechnen nicht mit Bestimmtheit darauf, daß er wirklich erscheine. Allein das Sprichwort hat dadurch nichts von seiner Geltung verloren.

Wem wäre es noch nicht widerfahren, daß er sich auf etwas recht von Herzen gefreut hat und daß in dem Augenblicke, wo er sein Gut genießen will, ihm seine Freude in der abscheulichsten Weise vergällt und verbittert wird? Haben nicht tückische Köchinnen schon den sorgsamsten Hausfrauen den Braten versalzen, der tagelang zuvor den Appetit der ganzen Familie gereizt hatte? Haben

nicht liebende Gattinnen durch unzeitiges Aufräumen unter den Büchern und Taschentüchern des Gatten diesem schon die Ueberraschung verdorben, die er ihnen am Weihnachtsabend oder am Geburtstag zu Füßen zu legen gedachte? Unselige Veränderungen von Eisenbahnfahrplänen, um eine Minute versäumte Anschlüsse, wie viele zerstörte Rendez-vous, wie viele kalt gewordene Mittagsessen habt ihr auf dem Gewissen! Warum mußte des Oberförsters Brauner gerade an dem Tage lahm werden, an welchem er das Töchterlein zum Balle fahren sollte, dem besuchtesten, amüsantesten des ganzen Winters? Fluchwürdiger Knopf, der just in dem Augenblicke in die Lüfte springt, da der Liebhaber seiner Angebeteten die Erklärung aussprechen wollte, die David Copperfield der reizenden Dora Spenlow machte, daß Liebende früher geliebt hätten und Liebende später lieben würden, daß aber kein Liebender jemals so geliebt hätte oder lieben würde, könnte, wollte oder sollte, wie er Dora liebte!

Vom Paradiese her scheint es das Schicksal aller menschlichen Freuden zu sein, daß ihnen die Leiden so nahe sind wie die Dornen den Rosen. Wie glücklich und froh hätten Adam und Eva leben können in ihrem schönen Garten ohne Kulturkampf, ohne Exekutor; aber der Teufelsapfel brachte sie um Freiheit und Lust. Seitdem giebt es keine reine Freude mehr auf Erden: jeder wünscht sich allerlei und sobald er es hat, wäre es ihm lieber, er hätte es nie besessen. Die Kinder wünschen: wenn wir doch groß wären und es den Erwachsenen gleich thun könnten, wenn wir doch Geld und Häuser hätten und Kleider und Orden! Die Erwachsenen sagen: wenn wir doch wieder Kinder wären in Einfalt und Unschuld,

ohne die Plage der Arbeit, ohne die Lüge der Gesellschaft!

Die Natur bescheert uns manches gute Stück Fleisch, aber der Teufel siedet es und richtet es an. Wer liebt nicht den Sommer und seine Pracht? aber wer haßt nicht seine bleierne Gluth und seine Donnerwetter? Der Winter bringt lange Abende und behagliche Stuben, aber auch scharfe Ostwinde und tödtlichen Frost. Wer zu Hause bleibt, hat Langeweile und wer auf Reisen geht, schlechte Betten, — wie soll man es nun anfangen, um zufrieden zu sein? Unter den Tropen blüht und leuchtet die ganze Fülle der Vegetation, aber unter den üppigen Büschen lauert und kriecht Raubgesindel und giftiges Gewürm: ein Fabeldichter möchte sagen, es sei fast wie an den Höfen der Fürsten und in den Häusern der Reichen. Die großen Städte bieten den Sinnen alle Genüsse, dem Geiste alle Anregungen, dem Gemüthe alle Zerstreuungen, allein sie bergen in ihrem Schooße auch Elend, Verbrechen, Verderben in jeder Gestalt. Die kleinen Dörfer, von Weizenacker und Waldfrieden umgeben, rühmen sich noch nahrhafter Kost und einfacher Sitten, aber wer sie kennt, weiß auch von ihrer geistigen Isolirung und ihrem unendlichen Mist.

Die Geschichte macht keine Ausnahme von der Regel, daß Gott das Gute vorbereitet und der Teufel das Böse daraus gestaltet. Luther wußte, daß er ein nothwendiges und heilsames Werk unternahm, als er die Riegel aufsperrte, die das Volk in der babylonischen Gefangenschaft des Papstthums hielten; aber als die Bilderstürmer in Wittenberg zu hausen begannen, wurde ihm bange vor diesen Freunden, die er als seine Feinde erkannte und er stieg

von der Wartburg, um den Satan zu bekämpfen, der in seine Hürden eingefallen sei. Die Freiheit des Evangeliums hatte er auf den Schild gehoben; sobald er aber sah, daß die Bauern von dieser fleischlich verstandenen Freiheit vor allen Dingen den Gebrauch machten, daß sie ihre Herren mit Dreschflegeln todtschlugen, fuhr er wie ein Wetter in diese tobenden Rotten, in deren Schreien man so wenig willigen dürfe wie Christus in die Verführung des Satans.

Heutzutage bemühen sich unterrichtete und wohlmeinende Männer, die Religion von mythischen, die Kirche von hierarchischen Anhängseln und Wucherungen zu säubern und flugs heften sich Leute an ihre Fersen, die das wüste Geschrei erheben: weg mit der Kirche, weg mit der Religion! Und andererseits müssen diejenigen, welche dem Strom der Unordnung und Auflösung den Damm einer gesunden Religiosität entgegensetzen wollen, zu ihrer Beschämung erleben, daß sich unsaubere Gesellen an ihre Rockschöße hängen, die dreist das Afterevangelium verkündigen, das Heil komme von Junkern und Pfaffen. Das Fleisch ist gut, aber sobald es der Teufel würzt und spickt, wird es ungenießbar.

Ist es auf politischem Gebiete anders? Welcher Deutsche wäre nicht stolz und froh über die mit allen Kräften des Volkes hergestellte Gründung des neuen Reiches! Aber nun seht, wie sie bröckeln und wühlen, demoliren und verunstalten, daß der Teufel seine helle Freude daran haben muß; wie ein gewaltsames Rückwärts und ein maßloses Vorwärts um die Wette am gespannten Seile zerren; wie die Größe sich vor sich selbst fürchtet und die Kleinheit auf ellenhohen Stelzen geht; wie die

Römlinge deutsche Geschichte machen und die Deutschen den römischen Geist, der sie zehnmal und hundertmal verflucht hat, als den Retter der Gesellschaft preisen; wie Menschenfurcht und Servilismus die Poloniusseelen in einem Athem versichern heißt, die Wolke dort sehe aus wie ein Kameel, nein wie ein Wiesel, nein wie ein Walfisch! Ein gutes Stück Fleisch hat unser Jahrhundert uns bescheert; gefalle es Gott, daß er selbst es siede und anrichte und dem Teufel auf die Finger schlage, der es abermals verderben will!

53.

Mancher ist mit allen Winden so vertraut wie der Hahn auf dem Kirchdache.

Sprichwörter sind wie Orakel: ihre Kürze giebt ihnen eine gewisse Dunkelheit, in welcher sich mehrere Deutungen neben einander verstecken. Leuchtet man scharf hinein, so ergiebt sich gewöhnlich doch nur ein einziger Sinn. Wen meint unsere Ueberschrift mit den Leuten, die wie Wetterhähne alle Winde kennen? Schwerlich Gelehrte wie Dove und Piddington, welche die Gesetze der Stürme niedergeschrieben haben. Auch nicht Seefahrer, die auf allen Meeren umhergeworfen und von allen Taifunen zerzaust worden sind. Sondern sie hat jene Ehrenmänner im Auge, welche in den wechselnden Strömungen der öffentlichen Meinung, insbesondere in den Windrichtungen der oberen Luftschichten so genau Bescheid wissen, daß sie vorsichtig und klug ihr Verhalten nach diesen Schwankungen einrichten, aus ihren Berechnungen fast immer Gewinn ziehen, selten Schaden leiden und um dieser meteorologischen Feinsinnigkeit willen von der großen Menge als lebendige Wettergläser bewundert und benutzt werden.

Lange vor Erfindung des Barometers hat es solche Wackeren gegeben, im Schatten der Sphinxgestalten Ägyptens haben sie ihre Studien angestellt, an den römischen

Cäsarenhöfen haben sie ihre Künste getrieben, das Mittelalter zeigt ihre Spuren in der Nähe von Szepter und Krummstab und ihre Epigonen lungern überall herum, wo es etwas zu wittern und zu schnüffeln giebt zur größeren Ehre Gottes, zur Wohlfahrt der Völker und — zum eignen Vortheil.

Jäger und Schiffer prüfen am Morgen zuerst den Wind. Ist er günstig, so sind sie sorglos und gutes Muths; zeigt er sich widrig, so treffen sie ihre Maßregeln oder geben Jagd und Fahrt auf. So beobachten gescheute und erfahrene Menschen, wenn sie ein wichtiges Unternehmen beginnen, mit Sorgfalt und Umsicht, welchen Stimmungen sie begegnen, auf welche Hindernisse sie stoßen, mit welchen Faktoren sie zu rechnen haben werden. Denn nicht die Tüchtigkeit ihres Werkes, nicht die Reinheit ihrer Absichten, nicht die Förderung des Gemeinwohles entscheidet über den Werth ihres Unternehmens, sondern die Gunst der Umstände, die Laune der Protektoren, die Dummheit der Opfer. Woher kommt der Wind? Diese Frage ist die Angel, in welcher sich alles dreht, Rede, Auftreten, Charakter, That.

Du willst ein Buch schreiben? Dazu reicht weder Papier und Tinte noch Geist und Witz aus, sondern vor allen Dingen mußt du wissen, wie der Wind wehe, was die Leute lesen wollen, was die Verleger gut bezahlen, die Rezensenten günstig beurtheilen, was die Frommen loben, die Sünder verschlingen — nun schreib, mein Freund, und sieh dich fleißig um, was um dich her geschieht, daß du nicht tadelst, was den Stimmführern gefällt und nicht vertheidigst, was die Propheten verwerfen.

Du bewirbst dich um ein Mandat der Volksvertretung? Glaubst du etwa, es sei mit redlichem Willen, mit Kennt=

nissen, mit Vaterlandsliebe, mit Heldenmuth und Beredsamkeit gethan? Siehst du nicht, von wannen der Wind kommt und wohin er fährt? Du wirst doch kein Narr sein und liberal auftreten, da alle Welt konservativ ist, gegen Rom losbrechen, da alles nach Frieden mit Seiner Unfehlbarkeit ruft? – Ja, aber mir war es doch, als hätte ich eben noch die Sturmglocke läuten und die Schwerter blitzen sehen zum Kampfe gegen die welsche Tyrannei? — Mein Sohn, in der Politik gilt nur das Heute, nicht das Gestern, der Wind hat sich gedreht, das Wetter ist anders geworden, hinein in's Wasser und immer mit dem Strom geschwommen, niemals gegen ihn!

Und wenn es noch immer bessere Erkenntnis, vertiefte Einsicht, höhere Rücksichtnahme, veredelte Motive wären, welche den ersten Saul aus einem Eselzüchter zum Könige, den zweiten aus einem Pharisäer zum Apostel machten! Aber wie oft wirkt Fürstengunst, Bevorzugung, Karriere das Wunder der Verwandelung! Hat man noch nicht gehört, daß Fortschrittsstürmer, wie von einem bessern Geiste erleuchtet, plötzlich in das Horn des Rückschritts gestoßen haben? Hat man noch nicht gesehen, daß steifleinene Reaktionäre im Umsehen die Geschmeidigkeit des immer vorwärts schlüpfenden Aales angenommen haben? Was war geschehen, um die Sünder zur Buße zu bekehren? Der Wind war umgeschlagen, Ordenssterne und Ehrensonnen leuchteten, wo vorher dicke Nacht lag, verschwunden war die Fata Morgana früherer „Ueberzeugungen“ und „Grundsätze,“ welche die Glücklichen mit neuen „Ansichten“ und „Idealen“ vertauschten, wie man den alten Rock ablegt, um den neuen anzuziehen.

Beneidenswerther Hahn auf dem Kirchthurm! Willenlos bewegt er sich hierhin und dorthin, wie der Wind es haben will. Jedes Lüftchen bewegt ihn ein wenig vorwärts oder rückwärts, jeder Windstoß dreht ihn zur Seite, jeder Wirbel treibt ihn taumelnd im Kreise herum. Wie oft hat er auf Süd, wie oft auf Nord, wie oft auf Nordost und wie oft auf Südwest gestanden! So vertraut ist er mit den Winden, daß er hohnlachend aufkreischt, wenn ihn ein heftiger Stoß von Osten nach Westen herumwirft, weil er weiß, daß schon im nächsten Augenblick eine neue Drehung ihn an die alte Stelle setzen wird. Oder ist es ein Rest von Anstandsgefühl, das der alte unbeständige wetterharte Bursche sich bewahrt hat, indem er jede Veränderung seiner Richtung den Menschen signalisirt und ihnen zuruft: seht, wie ich mich drehe, wie ich kreise, wie ich schwanke? Nicht einmal dieses barometrische Minimum von Anstand haben sich diejenigen erhalten, die jeden Gesinnungswechsel, jeden Umschwung ihrer Meinungen und Maximen still und leise vollziehen, damit niemand merke, wann die Erleuchtung kam und wie sie geschah. So viel Umdrehungen hat kein Hahn auf irgend einem Kirchthurm erlebt, wie oft diese Biedermänner verleugnet haben, was sie einst behaupteten, und geküßt, was sie einst bespieen. Nicht bloß jeder Regierungswechsel ist ihnen ein Alarmsignal zum hurtigsten Wechsel ihrer Frontstellung, nein, jede Laune ihres Gebieters, jeder Irrthum ihres Vorgesetzten, jeder Einfall ihres Protektors, jeder Hauch der herrschenden Kirchlichkeit wird ihnen zum Kommando „Stillgestanden!“ oder „Rührt euch!“ je nachdem der Wind weht.

Die von den Stürmen des Meeres hin und her geworfen sind, bringen ehrenvolle Wunden und gerettetes Gut heim in den Hafen; aber wo ist die Ehre und das Gewissen der Erbärmlichen, die sich nach jedem Winde der Volksgunst und Fürstenhuld drehen wie die Wetterhähne auf den Kirchthürmen?

54.

Das Leben ein Jahrmarkt.

Märkte und Messen gehören zu denjenigen Dingen, welche je länger je mehr durch die schnell laufenden Lokomotiven überholt werden. Die Erleichterungen des Verkehrs zwischen Stadt und Dorf und von Land zu Land und der dadurch ermöglichte Austausch von Produkten und Waaren drücken die Bedeutung der früher in höchster Blüthe stehenden Jahrmärkte von Jahr zu Jahr mehr herunter. Trotzdem erhalten sie sich auch bei beschränkter Nothwendigkeit und insbesondere das niedere Volk würde Einspruch erheben, wenn sie ganz und gar verschwinden sollten. Denn in der That, es steckt ein gutes Stück Volksleben darin und ohne Künstelei läßt sich das Gesammtbild eines Marktes mit dem Totaleindruck des menschlichen Lebens vergleichen.

Was zunächst in die Augen fällt, ist eine Massenansammlung von Menschen. Truppweise ziehen sie von den Dörfern in die Stadt, auf allen möglichen und unmöglichen Fuhrwerken kommt der Troß von Bauern und Bäuerinnen, Knechten und Mägden daher, in dichten Kolonnen schließen die Städter sich ihnen an, auf allen Straßen eine Völkerwanderung, vor jeder Bude eine Volksversammlung, in jedem Wirthshaus dicht besetzte

Tische. Bedächtigen Schrittes wandelt die Bürgerin, gaffenden Mundes steht das Proletariat, einen ängstlichen Gang durch das Gewühl wagt auch der Beamte und Gelehrte. Gar verschieden ist der Grad der Theilnahme, welche die nach Bildung und Rang unterschiedenen Stände dem Treiben widmen. Die einen gehen ganz darin auf, die anderen halten sich vorsichtig zurück, die einen ergreifen es als eine Lust, die anderen lassen es als unvermeidliches Uebel über sich ergehen. So sehen die Menschen das Leben an: es ist ihnen eine bunte, wogende, stoßende, treibende Anhäufung von Individuen. Aber während die einen mit vollem Behagen in diesem Strome untertauchen, lassen die anderen sich halb widerwillig von ihm tragen, die Weisen sondern sich ab und wählen einsame Stellen. Jeder Hans findet auf dem Markte seine Grete und jede Grete ihren Hans, jeder Bauer seinen Gevatter und jeder Bürger seinen Nachbar, mit dem er Gruß, Handschlag und Scherzworte wechselt, aber der Weise findet nicht Seinesgleichen, weder unter den Pfefferkuchenbuden noch auf seinen sonstigen Lebensgängen.

Feilgeboten wird auf dem Markte, was nur immer Gestalt und Namen hat, Kleider und Obst, Töpfe und Handschuhe, Bücher und Schweine, Würste und Gold. Und alles findet seine Abnehmer, denn zahlreich und mannichfaltig sind die Bedürfnisse der Menschen. Ein Haus sucht der eine, der andere ein Amt, ein Weib der dritte. Nicht ohne weiteres zahlt der Käufer, was man ihm abverlangt, sondern er handelt und marktet: so feilschen wir alle um den Preis der Dinge, die uns gefallen, denn nicht zu theuer darf uns Besitz und Ruhm

und Häuslichkeit zu stehen kommen. Manche an sich ziemlich werthlose Marktwaare gewinnt nur durch gefälligen Aufputz ein lockendes Aussehen: so lassen wir gern uns täuschen durch zierlich aufgebauten Tand des Zeitvertreibes und der Gesellschaft, die aussehen, als wären sie etwas, während sie in Wirklichkeit nichts sind. Nicht das ist die Hauptsache bei den Markteinkäufen, daß einer ein gutes Geschäft macht, sondern daß er glaubt, eines gemacht zu haben. Nicht darauf kommt es an, daß wir durch Kraft, Wissen und Einfluß eine Rolle unter den Menschen spielen, sondern darauf, daß wir eine zu spielen glauben, eine recht wichtige, wenn es sein kann.

Die vom Markte kommen, klagen nicht selten, sie seien betrogen, — wer hat sie gerade dies und dort einzukaufen genöthigt? Die ihre sogenannten Lebensgüter scharf betrachten, seufzen und jammern über Täuschung und Betrug: sie haben sich selbst betrogen, da sie Plunder für reelles Gut genommen haben.

Was giebt es hier zu sehen? Ein Kalb mit fünf Beinen. Und dort? Einen Esel mit drei Ohren. Und in die enge Thür schiebt sich, drängt sich das verehrungswürdige Publikum. Kommen, sehen und staunen! lautet die Devise, und die Wackeren kommen, sehen und staunen und — sind so klug wie vorher. Denn auch in Zukunft werden bei weitem die meisten Esel nur zwei Ohren und die meisten Kälber nur vier Beine haben. Aber so sind die Menschen: ein einziges Monstrum erscheint ihnen bedeutender als die ewigen Gesetze der Natur. Der Weise begnügt sich mit den Kälbern und Eseln gewöhnlicher Bildung.

Du willst die Augen zumachen, um nicht zu sehen, daß

Markt im Städtchen ist, — aber deine Ohren werden es dir nur um so lauter sagen. Wie das ruft und schreit, dudelt und orgelt, pfeift und quietscht, trompetet und paukt! Frau Musika die holde ist ein Gassenmensch geworden, die Kunst humpelt auf Stelzfüßen, die kräftigste Lunge erschreit die meisten Nickelstücke. Wozu der Lärm, was steht den Herren und Damen zu Diensten? Wie Klimpern zum Handwerk, so gehört Klappern und Rasseln, Tuten und Blasen, Brüllen und Miauen zum Jahrmarkt. Thoren behaupten, der Lärm und Skandal — das sei eigentlich der Jahrmarkt. So giebt es absonderliche Leute, die alles Ernstes behaupten, der Lärm — das sei im Grunde genommen das Leben, Marktschreierei das Ganze, und glücklich, wer mit guter Manier davonkomme. Die Guten vergessen, daß hier wie dort der größte Mund den größten Erfolg hat: je lauter die Botschaft, desto größer der Glaube.

Aber die Kinder, die lieben Kinder haben doch wirklich etwas vom Markt, Freude wochenlang vorher, Erinnerung tagelang nachher, Zuckerstengel, Karousselreiten, Pfeffernüsse, Hampelmänner. Auch zerbrochenes Spielzeug, vernaschte Sparbüchsen, verdorbene Magen, setzen ernste Väter hinzu. Was thuts? Sie haben den Spaß gehabt und der Spaß ist der Markt. Der Spaß ist auch das Leben, versichern Kinder mit grauen Köpfen und fünfzig Jahren; laßt uns Kinder bleiben an Einfalt und Anspruchslosigkeit, Leckermäuligkeit und Uebermuth, und das Leben ist schön, o so schön! Es ist wahr, Kinder haben den größten Genuß vom Leben, weil sie nicht wissen, was das Ganze zu bedeuten habe, weil sie über der Komödie die Tragödie nicht sehen.

Der Markt geht zu Ende, die Buden werden abgebrochen, nichts bleibt übrig als ein wüstes Durcheinander von Brettern und Kisten, Papierfetzen, Strohbündeln; Verkäufer und Käufer gehen nach Hause. Auch vom Gewühl der Erde müssen wir nach Hause, sechs Bretter und zwei Brettchen sind übrig von der ganzen Herrlichkeit, — war es des Aufbauens und der Aufregung werth?

55.

Wann die Laus einen Kreuzer gilt, dann haben wir keine.

Salonfähig ist die Redensart so wenig wie das darin vorkommende Insekt. Allein die Sprüche der Weisheit gleichen nicht immer goldenen Aepfeln in silbernen Schalen, sondern ebenso oft Edelsteinen, die im Straßenschmutz verloren gegangen sind. Wer sie findet, hebt sie auf, säubert sie und freut sich an ihrem unverminderten Glanz und Werth. Nicht die gebildete Schriftsprache bringt die knappen und schlagenden Wendungen hervor, die wie Funken in das Pulverfaß der Empfindung fahren, sondern die urwüchsige, derbe Rede des Volkes.

Wollen wir unsere Ueberschrift in ein anständiges Damendeutsch übersetzen, so ergiebt sich der blasse Gedanke, daß der Werth der Dinge nicht ein absoluter, sondern nur ein relativer ist. Ort, Zeit und Umstände sind es, welche Preis und Bedeutung der Dinge bestimmen. Der Bauer pflückt sich die Kirschen in den Hundstagen vom Baume, der Gourmand setzt sie um Weihnachten auf seine Tafel. Welche von beiden besser schmecken, ist eine müßige Frage. Jener würde, wenn sein eigener Garten keine trüge, keinen Groschen für eine Handvoll an die Hökerin verschwenden, dieser zahlt mit

Vergnügen dem Treibhauszüchter einen Thaler für das Stück. Als wir sechs Jahre alt waren, legten wir gewissenhaft jeden erschmeichelten Pfennig in Zuckerplätzchen an; als wir sechzehn geworden waren, erstanden wir für einen erlisteten Sechser die erste herzbrechende Cigarre. Dem kleinen Mädchen ist seine Puppe so lieb wie dem großen sein Bräutigam. Es wäre umsonst, diese natürliche Ordnung der Dinge umdrehen und darauf bestehen zu wollen, daß die Knaben im Juli Schlittschuh laufen, im Dezember Schmetterlinge fangen.

In einem Hörsaale einer Universität begann während der Vorlesung der Ofen zu rauchen. Der Professor unterbrach seinen Vortrag und sagte: Ein wenig nasser Lehm wird genügen, dem Uebelstande abzuhelfen; hat vielleicht einer der Herrn Kommilitonen etwas nassen Lehm bei sich? Die Studenten lachten mit einer ganz respektwidrigen Unbändigkeit — warum? War nicht in der That das von dem gelehrten Herren geforderte Material das geeignete Verstopfungsmittel? Aber die Studenten pflegen nun einmal unter gewöhnlichen Verhältnissen keinen nassen Lehm bei sich zu tragen. Ein Maurermeister, der auf dem Baugerüste seine Gesellen früge: hat vielleicht einer von Euch Schiller's Gedichte in der Tasche? würde denselben komischen Effekt erzielen.

Wie ärgerlich ist es, daß wir im gegebenen Augenblick oft gerade das am schmerzlichsten entbehren, was wir am nothwendigsten brauchen! Und was noch ärgerlicher ist: sonst haben wir das, was uns hier unentbehrlich ist, in Hülle und Fülle, unbenutzt, werthlos, nur gerade hier fehlt es uns! Wie viele Stecknadeln liegen auf dem Toilettentische der jungen Dame, wie achtlos geht sie

damit um, wie verschwenderisch läßt sie dieselben zur Erde fallen, — und nun in glänzender Gesellschaft wird ihre kunstreich zusammengesetzte Robe durch einen tückischen Zufall beschädigt, — eine Stecknadel! schnell eine Stecknadel! um Gottes willen eine Stecknadel! Aber es ist keine Stecknadel zu bekommen, kein dienstbarer Geist in der Nähe, auch die vorsichtige Freundin, die sonst jedes Mal ein ganzes Päckchen bei sich trägt, hat es gerade heute vergessen, — o wie abscheulich, durch eine Stecknadel in Verlegenheit gebracht, um das Vergnügen betrogen zu sein!

Nichts ist wohlfeiler als Worte. Und gerade uns stehen sie durch eine freundliche Gabe der Natur reichlich zu Gebote, sie fließen uns zu, wir spielen damit, sie haben uns noch nie im Stich gelassen. Und nun heute, wo es darauf ankam, ein passendes Wort zu sagen, wo uns soviel daran lag, Eindruck zu machen, wo eine einzige glückliche Redewendung unser Schicksal günstig entscheiden konnte, heute waren unsere Lippen wie zugeklebt, unser Gedächtnis wie ausgetrocknet, unser Witz wie erfroren — und was das schändlichste von allem ist, auf dem Heimwege fiel uns alles ein, die treffendsten Bemerkungen, die blendendsten Geistesblitze, die überzeugendsten Beweise, — o es ist diabolisch, nichtswürdig, zum todtärgern!

Sonst überbieten sich die Korrespondenten des Blattes, für dessen Herausgabe wir haften, in Einsendungen jedes Inhalts, ganze Stöße von Manuskripten verschwinden im Papierkorb, kaum können wir uns retten vor Leitartikeln, Feuilletons und Vermischten Nachrichten — und nun ist gestern in der Hauptstadt die große Aktion geschehen, die

das ganze Land in Athem hält, unser Konkurrent bringt schon im Morgenblatt, Gott weiß woher, spaltenlange, vortrefflich geschriebene Artikel, und ich habe nichts, gar nichts, keiner dieser Hallunken, die mich täglich unter Papier begraben, sendet eine Zeile, — o wartet, euch will ich es eintränken, — wenn ich die Kerle nur entbehren könnte!

Und die Leser der Zeitungen? Der eine schiebt verdrossen sein mit fünf Beilagen verdicktes Leiborgan zur Seite des Frühstückstisches, weil doch „wieder nichts“ darin stehe. Der andere, den seine Ferienreise in ein verregnetes Gebirgsdorf verschlagen hat, jammert nach Lektüre, hätte er doch nur eine Nummer seines Lokalblattes, und wenn sie vierzehn Tage alt wäre, er wollte sie lesen, verschlingen, schlürfen, jeden verlorenen Hund wollte er suchen helfen, jedes angezeigte Bockbier wollte er kosten, — aber diese Böotier halten ja nichts als die Zeitungen ihres eigenen Landes, o man möchte das Reisen verwünschen!

Als der reiche Mann in der Hölle und Qual sitzt, bittet er den Vater Abraham, daß er dem Lazarus erlaube, seine Fingerspitze in Wasser zu tauchen und die Zunge des Gepeinigten zu kühlen, eine Zunge, die oft des edelsten Weines trunken gewesen sein mochte. Und bietet nicht Richard der Bucklige auf dem Felde von Bosworth ein Königreich für ein Pferd, da doch sein Marstall deren hunderte enthielt? Wie glücklich hätte unsern Schiller der zehntausendste Theil des Ruhmes, den er heute genießt, damals gemacht, als er für wenige Goldstücke einen Verleger für seine Räuber vergeblich suchte! Ist nicht das Uebermaß von Zeit dem einen dieselbe

Pein wie dem andern der Mangel an Zeit? Und doch geht es nicht an, daß beide mit einander tauschen oder ein Ausgleichungsgeschäft vornehmen, denn was dem einen unbezahlbar ist, kann ihm der andere nicht verkaufen, und wann die Laus einen Kreuzer gilt, dann haben wir keine.

56.

Mancher findet keinen Baum schön genug, um sich daran aufzuhängen.

Wenn die Sprichwörter das Recht der Uebertreibung haben, so macht dasjenige, welches über diesen Zeilen steht, von seinem Rechte einen starken Gebrauch. Das muß ein rechter Querkopf sein, der noch lange unter den Bäumen wählt, an deren einem er sein armes Ich als das Opfer eines verfehlten oder hoffnungslosen Lebens aufknüpfen will. Allein nicht auf den Wortlaut, sondern auf den Sinn kommt es an. Unser Sprichwort geißelt die Unart derjenigen, denen nichts gut genug ist, die an allen möglichen und unmöglichen Dingen ihren Unmuth auslassen, die sich das schwere Leben noch schwerer machen, die mit sterbendem Munde noch tadeln und schelten. Ihr Zahl ist größer als die derjenigen, die in den Wald gehen, um sich ein schattiges Plätzchen und einen schön gewachsenen Ast für ihr letztes Stündlein auszusuchen. Etwas von dieser nie zufriedenen Unzufriedenheit scheint der Mensch mit auf die Welt zu bringen. Das neugeborene Kind schreit, sobald die weise Frau es den beglückten Eltern in die Arme legt, als wolle es damit andeuten, daß es mit der veränderten Form seines Daseins ganz und gar nicht einverstanden sei. Und wer kennt nicht die schrecklichen Nächte, während deren

ganzen Dauer das liebe Kleine in allen Tonarten und Melodieen musizirt, scheinbar aus purer Willkür, unerklärlicher Laune, unglaublicher Bosheit, da die durch den seufzenden Gatten nicht minder als durch das zeternde Kind gequälte Mutter auf Eid und Gewissen versichert, es fehle dem Schlingel durchaus nichts, gar nichts von den Dingen, welche gemeinhin das Wohlbefinden eines Säuglings ausmachen? Das Schreien nun zwar legt sich mit der Zeit, aber der Hang zur Unzufriedenheit bleibt. Gehen wir en famille spazieren, so möchten die Kinder zuhause bleiben; bleiben wir zuhause, so möchten sie spazieren gehen. Sie sind im Stande, durch naseweise Bemerkungen und mürrisches Benehmen unsere redlichste Absicht, ihnen ein Vergnügen zu bereiten, gründlich zu vereiteln. Nimm sie, wenn sie gerade in dieser Stimmung sind, mit in den zoologischen Garten, und sie werden Dir einen Vorwurf daraus machen, daß der Elephant keinen Höcker und das Kameel keinen Rüssel hat. Schenke Deinem Willy zu Weihnachten eine Festung und Deinem Hermann eine Schachtel Bleisoldaten, und Hermann wird Dich fragen, warum nicht auch er eine Festung bekommen habe, Willy sich erkundigen, ob nicht Hermanns Soldaten nothwendig zu seiner Festung gehören.

Vielen gelingt es, diese angeborene Unzufriedenheit, die sich häufig in Gestalt von Undankbarkeit und Neid zeigt, zu überwinden, anderen nicht. Sie fassen die Erde vorwiegend als einen Gegenstand der Kritik, der Mißbilligung, des Besserwissens auf. Sie können nicht begreifen, warum das Feuer heiß und das Eis kalt ist; sie ereifern sich darüber, daß der Himmel nicht grün und die Bäume nicht blau erschaffen sind. Thäte ihnen der liebe

Gott einmal den Gefallen einer Farbenvertauschung, so würden sie sogleich wünschen, daß wieder alles beim alten bliebe. Sie gehen auf Reisen, nicht etwa die Grillen zu vertreiben, sondern um neue zu fangen, um auf die schlechten Betten, die unaufmerksamen Kellner, die langen Rechnungen, die steilen Berge zu schimpfen. Sie besuchen das Theater, aber das beste Stück und die gelungenste Aufführung befriedigen sie so wenig, daß sie unter Gähnen versichern, sie hätten diese Oper in Berlin und jenes Lustspiel in Wien ungleich besser gesehen. Sie sind unausstehlich in der Gesellschaft, denn sie lieben weder eine zwanglose Unterhaltung, noch einen wechselseitig fördernden Austausch der Gedanken: sie unterbrechen, korrigiren, bezweifeln, stellen in Abrede, — das ist alles. Es ist nicht immer Hochmuth und Aufgeblasenheit, an denen sie leiden, sondern es ist eine unüberwindliche, krankhafte Sucht zu räsonniren, zu hofmeistern, zu mäkeln, zu nörgeln. Sie wollen niemanden verletzen, aber sie stoßen an allen Ecken an; sie meinen es gut, aber ärgern sich und andere. Ein harmloser Druckfehler genügt, sie in Harnisch zu bringen über die Dummheit der Menschen; eine Fliege an der Wand wird durch ihren galligen Blick zu einem greulichen Ungethüm vergrößert.

Aber was kann der Mensch für sein Temperament? Ist diese unruhige, garstige, störende, jeden Lebensgenuß verkümmernde Art etwas anderes als ein Temperamentsfehler? Und sind etwa die Dichter die wahren Weisen, die nicht müde werden, in allen Versmaßen uns aufzufordern, das Leben nicht allzu ernst zu nehmen, uns um des Morgen willen das Heute nicht entgehen zu lassen, die Sorgen in Wein und Freundschaft zu ertränken? Nun,

viele unserer Poeten, selbst von denjenigen, welche die leichtfertigsten Lieder gedichtet haben, sind nach glaubwürdigen Nachrichten ganz solide Leute gewesen. Aber der Rath, den sie uns geben, ist sehr beherzigenswerth. Was bleibt denn übrig vom Leben, wenn wir es stückweise bekritteln, begeifern, verbittern? Was haben Nörgelpeter und Quengelsuschen für Freude in der Welt?

Die beste Probe auf die gesellschaftliche Ungenießbarkeit und das moralische Unrecht solcher Virtuosen der Tadelsucht wäre die, daß man mehrere derselben nöthigte, intim mit einander zu verkehren. Die scheinbare Uebereinstimmung ihrer pessimistischen Weltanschauung würde sich bald in persönliche Reibereien und Feindschaften auflösen. Denn das ist das selbstmörderische Element dieser Lebensrichtung, daß ihre Vertreter, wie sie nichts neben und außer sich als berechtigt gelten lassen, so die Waffe der Verneinung gegen das eigene Ich kehren. Sie schließen sich selbst aus der Reihe der verträglichen, umgänglichen, duldsamen Wesen aus, ja sie sind imstande, ihrem eigenen ärgernisreichen Leben ein freiwilliges Ziel zu setzen, — wenn sie nur einen Baum im Walde fänden, der schön genug wäre, sich daran aufzuhängen.

57.

Frauenthränen.

Der Arzt und der Dichter geben bekanntlich sehr verschiedene Antworten auf eine und dieselbe Frage. Was sind die Thränen? Der Arzt sagt: Eine wässerige und klare Flüssigkeit, welche abgesondert wird, um die Hornhaut feucht und durchsichtig zu erhalten sowie um die Bewegungen des Augapfels zu erleichtern. Der Dichter spricht: Die ewige Beglaubigung der Menschheit sind die Thränen; Thränen befruchten die himmlische Pflanze, Thränen sind Perlen im ewigen Kranze; Thränen, sie werden im Himmel gezählt, Glaube nur jegliche Thräne beseelt. Aber weder der Arzt noch der Dichter sind imstande, das Geheimnis der wunderbaren Salzfluth zu ergründen, die sich in einzelnen, schweren Tropfen aus ihrem Versteck herausstiehlt und in endlosen Strömen über kummervolle Wangen fließt.

Wer wissen will, was Thränen sind, der muß in ihrer eigentlichen und wahren Heimath anfragen, in den Augen der Frauen. Das kleine Mädchen hat im unbedachtsamen Spiel seiner Puppe den Arm zerbrochen: heiße brennende Thränen stürzen aus seinen Augen. Sind sie ein Sinnbild der Schmerzen, die ihm im späteren Leben gebrochenes Glück und getäuschte Hoffnungen bereiten werden? Die Mutter verspricht, dem Schaden abzuhelfen, und im Nu sind die Thränen getrocknet. Ist dieser schnelle Trost ein

Vorzeichen des Leichtsinns kommender Jahre, der sich spielend über Trübsal und Schuld hinwegsetzt? Reichliche Thränen werden in den Mädchenschulen vergossen, deren Quelle ebenso häufig Tadel und Strafe der Lehrer wie verletzte Empfindlichkeit und gekränkte Eitelkeit der Schülerinnen ist. Hell leuchtet das Auge der Jungfrau in Lebenslust und edler Anmuth, aber wie bald wird sein Glanz verdunkelt durch den Gram heimlicher Liebe, die dem strengen Vater und der sorgsamen Mutter verborgen in nächtlicher Einsamkeit oder in vertraulichem Zwiegespräch mit der Freundin sich ausweint.

Am Spinnrade klagt Gretchen:

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab',
Ist mir das Grab!
Die ganze Welt
Ist mir vergällt.

Vor dem Muttergottesbilde knieend fleht sie:

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!
Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe,
Wird mir im Busen hier!
Ich bin, ach! kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Mit Abschiedsthränen reißt sich die Braut aus den Umarmungen von Vater und Mutter, mit Freudenthränen wirft das junge Weib sich an die Brust des geliebten Mannes. Mischt sich nicht Qual und Entzücken in die Thränen, mit denen die Mutter ihr neugeborenes Kind benetzt? Verzicht auf häuslichen Frieden, Geduld in Mühsal, Unrechtleiden bei redlichem Willen, Sorge um das

tägliche Brot, Jammer um kranke und mißrathene Söhne und Töchter, wie viele Thränen kostet ihr!

Groß ist der Abstand zwischen der Pracht der Königin und den Lumpen der Bettlerin, aber was euch beide einander gleich macht, das sind die Thränen, mit welchen ihr die Noth des Lebens beklagt. Eine Königin war es, die einst um ihres unglücklichen Landes willen die Worte wiederholte:

> Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
> Wer nie die kummervollen Nächte
> Auf seinem Bette weinend saß,
> Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Und als Bettlerin ward Hagar aus dem Hause Abrahams gestoßen, in der Wüste nahm sie das Haupt ihres verschmachtenden Kindes in den Schooß und hob ihre Stimme auf und weinte. Auf den grausamen Befehl des Herodes floß in Bethlehem das Blut unschuldiger Kinder und wie das Wehegeschrei der Mütter die Lüfte erfüllt, da zieht durch die Gemüther die grausige Erfüllung des Prophetenwortes: Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens; Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen. Kann es etwas Rührenderes geben als die gemeinsamen Todesklagen der Mutter und der Gemahlin Eduards des Vierten, die im Verein mit dem Sohn und der Tochter des Clarence die Opfer der Mordlust des Herzogs von Gloster bejammern? Da seufzt Elisabeth:

> O steht mir nicht mit Jammerklagen bei,
> Ich bin nicht unfruchtbar sie zu gebären.
> In meine Augen strömen alle Quellen,
> Daß ich, hinfort vom feuchten Mond regiert,
> Die Welt in Thränenfülle mög' ertränken.

Da spricht die Herzogin:

> Nie keine Mutter büßte so viel ein.
> Weh' mir! ich bin die Mutter dieser Leiden:
> Vereinzelt ist ihr Weh, mein's allgemein.
> Sie weint um einen Eduard, und ich auch;
> Ich wein' um einen Clarence, und sie nicht;
> Die Kinder weinen Clarence, und ich auch;
> Ich wein' um einen Eduard, und sie nicht.
> Ach gießt ihr drei auf mich dreifach geschlagne
> All' eure Thränen: eures Grames Amme
> Will ich mit Jammern reichlich ihn ernähren.

Haben nicht die Thränen der Veturia und Volumnia einst den Coriolan zum Abzuge von der Belagerung Roms bewegt, den zwei Gesandtschaften von Vornehmen und Priestern nicht zur Milde locken konnten? Wie kommt es trotz dieser herzerschütternden Gewalt der Frauenthränen, daß man in Dichtung und Leben dieser Macht sich nicht nur oft verschließt, sondern daß des Spottes über sie fast ebenso viel ist wie des Mitleidens mit ihnen? Hat wirklich Lady Milford in Kabale und Liebe Recht, wenn sie die Luise Millerin mit den höhnenden Worten begrüßt: Augen, die sich im Weinen übten —? Sind nasse Augen etwas den Weibern so Natürliches und Selbstverständliches, daß Hermia im Sommernachtstraum durch ihre Prüfung Geduld lernen will,

> Weil Leid der Liebe so geeignet ist,
> Wie Träume, Seufzer, stille Wünsche, Thränen
> Der armen kranken Leidenschaft Gefolge?

O ihr schwachen starken Weiber, euch versagte die Natur den tapfern Arm, der das Schwert regiert, die feurige Rede, die den Widerstand besiegt, den entschlossenen Muth,

der jede Schwierigkeit überwindet; aber zum Ersatz dafür gab sie euch eine andere Waffe, die euch zu Herrinnen der Herzen, zu Siegerinnen in schweren Kämpfen macht, die Thränen in euren Augen. Mißbraucht sie nicht zu schnöder Verstellung und heimlicher Herrschsucht, ertrotzt nicht durch erlogene Thränen den Triumph eines eiteln Willens, sondern beherzigt den Zuruf des Dichters:

Die Thränen, die in stillen trüben Nächten
Dein Auge weint, entrungen bittrem Weh,
Fern jedem Blick, sind klare, rechte Perlen,
Wie tief sie ruh'n am dunklen Grund der See.
Die Thränen aber, die dein Auge weint
Vor aller Welt, dem Tage zugewandt,
Sind bunte Steine nur, wie sie die Wogen
Zu tausenden hinschleudern an den Strand.

58.

Ein Weiberfeind über die Frauen.

In den kleinen philosophischen Schriften Schopenhauers, welche den gemeinsamen Titel „Parerga und Paralipomena“ tragen, findet sich ein höchst bemerkenswerther Aufsatz „über die Weiber.“ Der Inhalt desselben weicht so sehr von den herkömmlichen Meinungen der Dichter und Kulturhistoriker ab, daß es der Mühe lohnt, die Äußerungen des berühmten Philosophen über diesen Gegenstand kennen zu lernen.

Schopenhauer findet das wahre Lob der Weiber in dem Ausspruche des französischen Schriftstellers Jouy ausgedrückt: Sans les femmes le commencement de notre vie serait privé de secours, le milieu de plaisirs, et la fin de consolation. Schon aus der Billigung dieses negativen Urtheils erhellt, daß er den Frauen eine untergeordnete Stelle in der Menschheit anweist. Der Anblick der weiblichen Gestalt lehre, daß das Weib weder zu großen geistigen noch körperlichen Arbeiten bestimmt sei. Es trage die Schuld des Lebens nicht durch Thun, sondern durch Leiden ab; die heftigsten Schmerzen, Freuden und Kraftäußerungen seien ihm nicht beschieden, sondern sein Leben solle stiller, unbedeutsamer und gelinder dahinfließen, als das des Mannes, ohne wesentlich glücklicher oder unglücklicher zu sein. Der eigentliche Mensch sei der Mann; das Weib nehme eine Art Mittelstufe zwischen dem

Manne und dem Kinde ein. Mit den Mädchen habe es die Natur gewissermaßen auf einen Knalleffect abgesehen, indem sie dieselben auf wenige Jahre und auf Kosten ihrer ganzen Lebenszeit mit überreichlicher Schönheit, Reiz und Fülle ausstatte. Die Vernunftanlage des Weibes sei eine knapp gemessene, sein Gesichtskreis ein enger, daher alles Abwesende, Vergangene, Künftige viel schwächer auf dasselbe wirke als auf den Mann, woraus der viel häufigere Hang zur Verschwendung entspringe: das Weib denke, die Bestimmung der Männer sei, Geld zu verdienen, die der Weiber dagegen, es durchzubringen.

Zwar zeigen die Weiber mehr Mitleiden und Theilnahme für die Unglücklichen, als die Männer, hingegen im Punkte der Gerechtigkeit, der Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit stehen sie diesen nach. Der Grundfehler des weiblichen Charakters sei die Ungerechtigkeit. Er entstehe zunächst aus dem Mangel an Vernünftigkeit und Ueberlegung, werde aber noch dadurch unterstützt, daß die Frauen, als die schwächeren, von der Natur nicht auf die Kraft, sondern auf die List angewiesen seien: daher ihre instinktartige Verschlagenheit und ihr unvertilgbarer Hang — zum Lügen. Weder für Musik noch Poesie noch bildende Künste haben sie ernstlich Sinn und Empfänglichkeit; sie seien überhaupt keines rein objektiven Antheils an irgend etwas fähig; es liege in ihrer Natur, alles nur als Mittel, den Mann zu gewinnen, als welchen allein sie zu beherrschen haben, anzusehen.

Die Alten und die orientalischen Völker haben die den Weibern angemessene Stellung viel richtiger erkannt, als wir mit unserer altfranzösischen Galanterie und abge-

schmackten Weiberveneration, dieser höchsten Blüthe christlich-germanischer Thorheit, welche nur gedient habe, sie anmaßend und rücksichtslos zu machen.

Es liegt auf der Hand, daß der Philosoph von solchen Voraussetzungen aus auch über die Ehe keine sehr hohe Meinung habe. Heirathen heiße seine Rechte halbiren und seine Pflichten verdoppeln. Je mehr die Rechte und Ehren, welche die Gesetze dem Weibe zuerkennen, das natürliche Verhältnis desselben übersteigen, desto mehr verringern sie die Zahl der Weiber, welche wirklich dieser Vergünstigung theilhaftig werden, und nehmen allen übrigen so viel von den naturgemäßen Rechten, wie sie jenen darüber gegeben haben. Deshalb tragen kluge und vorsichtige Männer oft Bedenken, ein so großes Opfer zu bringen und ein so ungleiches Paktum einzugehen. Andererseits sei es durchaus gerecht, daß es dem vermögenden Manne freistehe, ja obliege, für viele Weiber zu sorgen: dadurch werde die Zahl der unglücklichen Weiber verringert werden, von welchen Europa jetzt voll sei. Daß das Weib zum Gehorchen bestimmt sei, gebe sich daran zu erkennen, daß eine jede, welche in die ihr naturwidrige Lage gänzlicher Unabhängigkeit versetzt werde, alsbald sich irgend einem Manne anschließe, von dem sie sich lenken und beherrschen lasse, weil sie eines Herrn bedürfe; sei sie jung, so sei es ein Liebhaber, sei sie alt, ein Beichtvater.

Verwundert schütteln wir den Kopf über diese paradoxen Ausführungen eines Mannes, dessen tiefer und starker Geist den ganzen Umfang des menschlichen Wissens umfaßte, und unwillkürlich fragen wir: welche sonderbaren Erfahrungen muß der Philosoph von Frankfurt mit den

Weibern gemacht haben? Da stoßen wir auf eine überraschende Thatsache. Schopenhauer hat die Frauen nie und nirgends, soweit uns sein Leben offen liegt, in einer Weise kennen gelernt, die ihn berechtigte, ein in das Gewicht fallendes Urtheil der Erfahrung über sie abzugeben. Er hat seine Kindheit theilweise außerhalb des elterlichen Hauses, theilweise in Begleitung seiner Eltern auf großen Reisen verlebt. Der frühe Tod seines Vaters löste das Elternhaus vollends auf. Mit seiner Mutter, der als Schriftstellerin bekannten Johanna Schopenhauer, hat er nie intim gestanden: „Ich und Du sind zwei,“ pflegte er ihr in der Verstimmung zu sagen. Sie hatte so wenig Verständnis für das Wesen und die Bedeutung ihres Sohnes, daß sie, als er ihr seine Schrift über die vierfache Wurzel überreichte, spottete, das sei wohl ein Buch für Apotheker. „Man wird es noch lesen,“ erwiderte er, „wenn von Deinen Schriften kaum mehr ein Exemplar in einer Rumpelkammer stecken wird.“ Eine Schwester hat Schopenhauer nie gehabt, ein Weib nie genommen; auch er gehörte zu den klugen und vorsichtigen Männern, die Bedenken tragen, „ein so großes Opfer zu bringen.“ Wer weder die Zärtlichkeit einer Mutter noch die Freundschaft einer Schwester noch die Liebe einer Gattin je erfahren hat, der redet, wenn er über die Weiber philosophirt, wie ein Blinder von der Farbe.

59.

Der Mensch und sein Arzt.

Glückliche Zeit, wo es noch keine Aerzte gab! Denn damals gab es auch noch keine Krankheiten. Lange kann dieser beneidenswerthe Zustand übrigens nicht gedauert haben, denn wie weit wir auch in der Geschichte der Völker zurückgehen mögen, überall stoßen wir auf Klagen über die Gebrechen des Leibes und auf die Kunst derjenigen, die einen Beruf daraus machten, sie zu lindern und zu heilen. Mit der wachsenden Entfernung von der natürlichen Lebensweise ist auch die Zahl der Leibesübel gestiegen und heutzutage gehören diejenigen zu den Ausnahmen, die sich jahrelang ohne ärztlichen Rath und Beistand zu behelfen wissen. Was einst primitive Kräuterkunde, abscheuliche Zauberei, kluger Priesterbetrug war, das ist im Laufe der Jahrhunderte zu einer Wissenschaft herangewachsen, deren Riesengröße das ganze Gebiet der Natur umfaßt. Wie ein aufgeschlagenes Buch liegt der menschliche Organismus vor den Augen der Aerzte und mit festen und flüssigen Substanzen, mit Rezepten und Anordnungen, mit Messern und Giften gehen sie den äußerlichen und innerlichen Schäden zuleibe.

Viel kommt deshalb darauf an, wie wir uns zu unserem Arzte stellen. Die landläufige Schätzung rangirt

die Aerzte noch immer unter die sogenannten nothwendigen Uebel. Man ruft den Arzt, wenn man ihn schlechterdings nicht mehr entbehren kann, man hört ihn nicht ohne Zweifel und Mißtrauen seine Meinung aussprechen, man erlaubt sich offenen Widerspruch gegen seinen Rath oder heimliche Abweichungen von seinen Befehlen, man sieht ihn lieber gehen als kommen. Es liegt auf der Hand, daß unter solchen Voraussetzungen von einer beide Theile befriedigenden Thätigkeit des Arztes keine Rede sein kann. Es heißt Unmögliches verlangen, wenn man begehrt, daß der „Herr Doktor" mit einem Blicke übersehen, durch eine Arznei wegschaffen, durch einen operativen Eingriff beseitigen soll, was dem Patienten wochen-, vielleicht monate- und jahrelang in den Gliedern und im Blute steckt. Das einzig Richtige ist deshalb, wo es die Mittel irgend gestatten, das Engagement eines Hausarztes. Nur er ist imstande, durch dauernde und wiederholte Beobachtungen die körperlichen Dispositionen, die Lebensweise, die krankhaften Anlagen seiner Patienten genau kennen zu lernen und aufgrund dieser Wahrnehmungen seine Maßregeln zu treffen. Dadurch bildet sich von selbst das Verhältnis, das nothwendig zwischen dem Hilfebegehrenden und dem Hilfeleistenden bestehen muß, ein wechselseitiges Vertrauensverhältnis.

Warum begrüßen wir aufathmend den in die Krankenstube tretenden Arzt? Weil wir Vertrauen zu ihm haben, Vertrauen nicht bloß zu seinem Wissen, zu seiner Gelehrsamkeit, zu seiner Geschicklichkeit, sondern auch zu seiner menschlichen Persönlichkeit. Es ist nicht zu leugnen, daß manche Aerzte außer Acht lassen, sich dieses Vertrauen zu erwerben. Sie sind wortkarg, unfreundlich, werfen mit

lateinischen Ausdrücken um sich, die keiner außer ihnen versteht, haben es allzu eilig, verbergen nicht eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen den vorliegenden Fall. Aber andererseits tragen wir selbst häufig die Schuld daran, daß unser Arzt nicht der Mann unseres Vertrauens ist. Wir leben, wie es uns gefällt, essen, was uns schmeckt, trinken, was uns mundet, arbeiten über unsere Kräfte, vernachlässigen die Regeln der Vorsicht, — und sobald dann Hand oder Fuß, Herz oder Lunge nicht Ordre pariren, schreien wir nach dem Arzt: nun komm, nun hilf, nun heile! Wir haben den ganzen Tag Zeit gehabt, uns seines Rathes zu bedienen, aber erst am späten Abend, wenn etwa ein wenig Fieber sich einstellt, fällt es uns ein, ihn rufen zu lassen, ohne daß wir bedenken, daß der Arzt doch gewissermaßen auch ein Mensch ist, der der Ruhe bedarf, sein Familienleben genießen, seine häuslichen Studien machen will.

Nicht wenige haben das Bedürfnis, möglichst oft den Arzt zu wechseln. Doktor Eisenbart hat ihnen nicht geholfen, Doktor Pflaster hat sie ganz falsch behandelt, Doktor Bilsenkraut ist grob gegen sie gewesen, Doktor Soundso hat ihnen den geliebten Abendtrunk verboten, Doktor Namenlos ihnen eine ellenlange Rechnung geschrieben, nun, es giebt ja mehr Aerzte, also holt einmal den neuen, den jungen, den Modearzt! Abgesehen davon, daß ein häufiger Wechsel an sich unverständig und bedenklich ist, insofern dadurch die Kontinuität der Behandlung unterbrochen wird, liegt darin auch eine entschiedene Undankbarkeit.

Was, Undankbarkeit? höre ich fragen. Undankbarkeit? Ich bezahle meinen Doktor, so lange er mich

behandelt, damit basta! Nun, wer den Arzt nicht höher taxirt, als einen bezahlten Knecht, der stellt sich selbst nicht höher als einen launischen und ungerechten Herrn. Was wir dem Arzte gewähren, ist nichts anderes als eine Entschädigung für die von ihm aufgewandte Zeit und Mühe; was wir ihm nicht mit Geld aufwiegen können, ist seine Sorgfalt, Umsicht, Gewissenhaftigkeit, Theilnahme. Ist denn unsere Gesundheit ein Gut, dessen Werth sich nach Markstücken berechnen läßt? Hier offenbart sich herrlich die niedrige Gesinnung wackerer Patienten. So lange sie hilfsbedürftig sind, kann der Arzt gar nicht oft genug kommen, gar nicht Tränkchen genug verschreiben, gar nicht thörichte Fragen genug beantworten. Aber mit dem Augenblicke, wo sie sich genesen fühlen, ist jede Regung der Dankbarkeit verflogen, der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen. Ist es nicht schimpflich, daß reiche Leute mit ihrem Arzte um das Honorar handeln wie mit dem Schuhmacher um die Stiefeln, daß sie ohne jedes Zartgefühl ihm die Goldstücke aufzählen wie dem Krämer für seine Waare?

Ein Sprichwort behauptet: Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist. Mit einer leichten Veränderung könnte man den Spruch so fassen: Sage mir, wie Du Deinen Arzt behandelst, und ich will Dir sagen, wer Du bist. Denn nicht bloß wir sind auf die Behandlung der Aerzte angewiesen, sondern auch die Aerzte auf unsere Behandlung, und zwar, wenn alles mit rechten Dingen zugeht, auf eine humane, rücksichtsvolle, dankbare.

60.

In der Krankenstube.

Wenn irgend ein Zustand unseres Lebens Anspruch hat, ein ausschließlich leibliches Interesse zu wecken, so ist es die Krankheit. Denn der Körper ist es, dessen Organe den Dienst versagen; die Glieder sind es, welche schmerzen; der Umlauf des Blutes und die Funktionen der Ernährung sind es, welche ihre Wiederherstellung verlangen. Demgemäß sammeln sich die Gedanken der Kranken und ihrer Umgebungen um einen Mittelpunkt, um die Sorge und Hoffnung der Genesung. Auch der frommste Mensch, der mit dem lieben Gott auf Du und Du steht, säumt nicht den Arzt rufen zu lassen, und läßt nicht außer Acht, den Verordnungen desselben pünktlich Folge zu leisten. Eine Krankenstube ist ein wahres Laboratorium menschlicher Künste und Erfindungen; hier vereinigt sich alles, was irgendwie dazu dienen kann, Wunden zu heilen, Schmerzen zu stillen, Schäden vorzubeugen, Erleichterungen zu verschaffen, Labsale darzureichen. Blinde Augen werden erschlossen, taube Ohren aufgethan, gebrochene Glieder zusammengefügt, verborgene Uebel an das Licht gezogen und vertrieben. Man hört nichts anderes als Rede und Gegenrede, die sich unmittelbar auf den körperlichen Zustand des Kranken beziehen oder darauf berechnet sind, ihn zu zerstreuen

und zu beruhigen; man sieht nichts anderes als Arzneifläschen, Verbandsmittel und den übrigen Apparat nennbarer und unnennbarer Dinge, deren kein Krankenzimmer entrathen kann.

Hier und da findet man, insbesondere bei niederen Leuten, zwischen den Salbenbüchsen und Apfelsinenschnitten einen Gegenstand anderer Art, ein Gesangbuch oder eine Bibel. Wie kommt Saul unter die Propheten? Was soll das Geistige an dieser Stelle, wo jede Sorge und jede Furcht, jede Hoffnung und jede Bemühung sich ausschließlich um das Leibliche zu drehen scheint? Sind Gebetbuch und heilige Schrift nur zur Hand genommen, um die Langeweile zu vertreiben, oder sind sie gar nur hingelegt worden, um dem Herrn Pfarrer, der nicht unerwartet seine kranken Beichtkinder zu besuchen pflegt, eine kleine Freude zu machen? In vielen Fällen werden diese Erklärungen nicht ausreichen. Sondern es ist im Wesen der Krankheit begründet, daß sie, die einerseits nur dem Gebiete des Leibes anzugehören scheint, andererseits ein Wegweiser zu der Welt des Geistes und des Herzens wird.

Die meisten Menschen kommen vor lauter Plage und Zerstreuung in gesunden Tagen nicht dazu, von Zeit zu Zeit sich mit ihrem sittlichen Zustande zu beschäftigen. Aber wenn sie, durch Krankheit der gewohnten Thätigkeit entrückt, abseits vom Lärm der Gasse und des Hauses in stiller Krankenstube gebettet sind, wenn die Stunden langsam vorüberschleichen, wenn nächtlicherweile der Schlaf die Augen flieht, dann kommen ungerufen allerlei Fragen und Betrachtungen, allerlei Erwägungen und Grübeleien, die sich schlechterdings nicht wie neugierige und störende

Besucher abweisen lassen. Wie bist du in diese Lage gekommen? Wer trägt die Schuld deines Leidens? Wie lange wird deine Prüfungszeit dauern? Wirst du völlig geheilt dein Schmerzenslager verlassen? Wie, wenn du dich nicht wieder zur früheren Kraft erhöbest? Wenn das Ende deines Lebens nahe wäre? Was soll aus deinem Geschäfte, was aus deinem Weibe und deinen Kindern werden? Und wie wird es dir in dem fremden Lande ergehen, in welchem, wie die einen versichern, kein Leid und kein Geschrei und kein Schmerz mehr sein wird, an dessen Schwelle, wie die anderen behaupten, ein strenger Richter unser wartet, der Rechenschaft auch der verborgenen Thaten und der heimlichen Regungen unseres Herzens fordert?

Es läßt sich nicht leugnen, daß dergleichen Gedankengänge ihre Berechtigung und ihre heilsamen Wirkungen haben. In der Krankheit fühlen wir unsere ganze Ohnmacht den unerbittlichen Mächten der Natur gegenüber; durch die Krankheit werden wir zu einer sorgfältigen Prüfung unserer sittlichen Beschaffenheit veranlaßt; durch die Schule der Krankheit lernen wir eine ganze Reihe frommer Tugenden, deren Bekanntschaft wir in der Fülle der Gesundheit vielleicht nie gemacht hätten, die Geduld, die Ergebung in Gottes Willen, das Mitleiden mit fremdem Elend, die Entsagung und den himmlischen Sinn. Was bringt den Unmäßigen zur Einsicht seiner Thorheit, wenn nicht die schmerzlichen Folgen seiner Unmäßigkeit? Was hemmt die aufreibende Leidenschaft des Ungestümen, wenn nicht die Mattigkeit seiner Glieder und die ernstliche Gefährdung seines Lebens? Was läßt den Ausschweifenden einen Blick in den Abgrund des

Verderbens thun, dem er entgegen stürmt, wenn nicht die furchtbare Krisis einer tödtlichen Krankheit? So lange wir uns des ungestörten Besitzes unserer Körperkräfte erfreuen, geberden wir uns, als müsse das so sein, als sei es selbstverständlich, daß wir auf zwei Füßen stehen und mit zwei Augen sehen, daß wir alles leisten, alles vertragen, alles genießen. Aber wenn die Kräfte schwinden, die Sinne abnehmen, langwieriges Siechthum uns jeden Frohsinn raubt, dann erkennen wir mit Verwunderung, daß Gesundheit und Kraft eine besondere Wohlthat der göttlichen Vorsehung ist und daß wir mit gesunden Gliedmaßen unsäglich viel vor den Unglücklichen voraus haben, die sich mit einem Auge und einem Bein behelfen müssen. Es ist so, wie der Dichter sagt:

Offnes Ohr und klares Auge preiset recht, wer taub und blind,
Ach, wir kennen Gottes Gaben erst, wenn sie verloren sind.

Klagen und Thränen pflegen die Krankheiten zu begrüßen, welche uns oder einen der Unsrigen ergreifen, Kummer und Entbehrung in unseren Häusern anrichten, uns mit der Furcht des Todes schrecken. Aber auch die Krankheiten sind Boten der göttlichen Liebe, bestimmt, harte Herzen zu erweichen, leichtsinnige zum Ernst zu bekehren, schuldbeladene zu entlasten, weltliche zum Himmel zu ziehen. Oder wie, ist nicht jede Krankheit, welcher Art und welches Namens sie auch sei, ein Sinnbild der Verkehrtheit unserer Gesinnung, jede Genesung ein Abbild der Erlösung unserer Seele von den Banden der Erde? Kommt nicht in Leidenstagen der große Arzt zu uns, der auch das Auge des Geistes aufschließt, das Ohr des Herzens öffnet, uns von der Unlauterkeit der Gesinnung

reinigt, den Jammer der Verzweiflung stillt und uns allmälich darauf vorbereitet, daß unsere letzte Krankheit zugleich unsere wahre und bleibende Genesung sein werde?

61.

Dunkle Stunden.

Die Naturordnung gestattet, daß selbst die Sonne, die immer leuchtende, von Zeit zu Zeit ihren Schein verliert und den Bewohnern der Erde ganz oder theilweise unsichtbar wird. Die rohen Völker erschrecken über ein solches Ereignis, welches sie als Satanswerk zu beschwören trachten; die aufgeklärten ziehen auch die Sonnenfinsternisse, noch ehe sie eintreten, in den Kreis ihrer Berechnungen. In derselben Weise geschieht es zuweilen, daß ein sonst klarer Geist für einen Augenblick wie umnachtet, ein sonst ruhiges Gemüth auf eine Stunde leidenschaftlich erregt erscheint, sich selbst und den anderen zum Erstaunen. Und auch hier spricht die gemeine Rede des Volkes von Teufeln und Dämonen, während die Einsichtsvollen die Ursachen solcher plötzlichen Verfinsterungen in den Gesetzen des menschlichen Herzens suchen und finden.

Es kommt über uns, wir wissen nicht wie. Ohne bestimmte äußere Veranlassung überfällt uns ein Unmuth, den wir durch die gewöhnlichen Mittel nicht zu bannen vermögen. Die Arbeit, die uns sonst zur Freude gereichte, wird uns zur Qual; unser Haus, sonst fest gegründet, droht über und unter uns zusammenzubrechen; die Gesellschaft, die uns gestern noch anzog, stößt uns heute ab, als wäre sie über Nacht fade und widerwärtig geworden.

Vorstellungen, in denen wir von Jugend an aufgewachsen sind, erscheinen uns mit einem Male als unhaltbar; Grundsätze, nach denen wir uns Jahre lang gerichtet haben, werden ohne weiteres von uns verleugnet; was uns bisher hoch und herrlich erschien, liegt werthlos zu unseren Füßen; geringe und verachtete Dinge glänzen heiß begehrt über unseren Häupten. Ungerecht wird der Gerechte, kriegerisch der Friedliebende, Gottesleugner der Fromme, ein Feigling der Held. Mit Thränen schleicht das gekränkte Weib, ängstlich blicken die Kinder zu dem veränderten Antlitz des Vaters auf, rathlos stehen die Freunde. Sich selbst ein Räthsel begeht der also Verwandelte Thaten, denen Reue und Scham folgt; selbst zu Verbrechen wird er hingerissen, der als Muster der Tugend galt.

Solche dunkle Stunden finden wir im Leben der größten Männer aller Zeiten. Nicht bloß schlummert zuweilen der gute Homer; auch der große Alexander durchbohrte den Freund, der ihm am Granikus das Leben gerettet hatte, der ihm aber nicht schmeicheln wollte, wie die übrigen. Luther hat auf der Wartburg das Tintenfaß nach dem leibhaftigen Bösen geworfen; Schiller hat sich das Wort entschlüpfen lassen: dieser Mensch, der Goethe, ist mir nun einmal zuwider; Napoleon der Erste hat Züge kleinlicher Rachsucht verrathen; berühmte Zeitgenossen untergraben ihren eigenen Ruhm durch titanischen Trotz. Ist doch nicht einmal demjenigen die Stunde der Versuchung erspart geblieben, den die Christenheit mit Recht als das höchste Vorbild der Sittlichkeit verehrt; erst als der Teufel von ihm gewichen war, kehrten die Engel zurück, ihm zu dienen.

Woher kommen diese Erschütterungen des Gleichmuths, diese Trübungen der Erkenntnis, diese Schwankungen des sittlichen Handelns? Die massivere Auffassung ist nicht in Verlegenheit, sie auf Rechnung dämonischer Gewalten zu setzen, die von außen her an den Menschen herantreten. Die verständigere Betrachtung sucht in der Tiefe des Herzens selbst nach den Wurzeln des giftigen Unkrauts. Die Wahrheit liegt in der Mitte: was von außen kommt, findet drinnen Widerhall und Anknüpfung, und indem sich beides verbindet, entsteht Unrecht, Gewaltthat und Wahnsinn.

Es war ein bedeutungsvoller Moment im Leben Jesu, als der Versucher zu ihm trat. Vor ihm lag sein Leben, lockend durch die Aufgaben eines weltgeschichtlichen Berufes: die Heerde wartete des Hirten, ein geknechtetes Volk seines Befreiers, eine veraltete Religion ihres Erneuerers. Noch war der Gedanke, daß Ergebung, Entsagung, Selbstopferung der einzige Weg sei, das Erlösungswerk zu vollbringen, ihm nicht zu voller Klarheit aufgegangen, sondern farbenreiche Bilder, reizende Gestalten winkten dem thatendurstigen Mann. Drei Dinge waren es hauptsächlich, die seine Sinne auf sich zogen: Brot, Ruhm und Herrschaft. Wie, wenn er ein Leben der Ueppigkeit führen, glänzende Ehren erwerben, mit königlicher Macht sein Volk regieren könnte? — Aber schon im nächsten Augenblick ist das Trugbild zerronnen: seine Speise ist der Gehorsam gegen Gottes Willen, sein Ruhm die Treue bis in die Schmach des Kreuzes, sein Reich ist nicht von dieser Welt. Seine dunkle Stunde hat auch er gehabt; aber vor der Größe seines Geistes und der Reinheit seines Herzens flohen die Regungen der Begierde nach Genuß, der Eitelkeit und der Herrschsucht.

Entkleiden wir die Versuchungsgeschichte ihres mythischen Gewandes, so stellt sie sich uns als das Urbild menschlicher Schwachheit dar. Immer wieder sind es dieselben verführerischen Mächte, die uns zu Falle bringen wollen: Brot, Ruhm und Herrschaft. Den Bettler macht der Hunger zum Diebe, den Kaufmann die Gewinnsucht zum Betrüger. Um berühmt zu werden, verleugnet der Jüngling seine Erziehung, der Mann seine Grundsätze: mit halb versengten Flügeln flattert die Motte immer wieder in das süße, mörderische Licht. Herrschen wollen wir, der eine durch Körperkraft, der andere durch Geist und Witz, der eine öffentlich, der andere heimlich, der eine über Länder, der andere über Gewissen. Wehe dem, der den Sirenenstimmen sein Ohr leiht und um einer dunkeln Stunde willen sein und der Seinigen Glück opfert; wohl dem, der mit Besonnenheit und sittlicher Stärke die Anläufe des Bösen überwindet; ihm dienen die Engel der Treue und des Friedens. Mag auch die Sonne für eine Stunde ihr Licht verbergen, bald leuchtet sie wieder in ewiger Schönheit; mag auch unser Herz einmal die Anfechtungen der Thorheit und Leidenschaft aushalten, wenn es nur schnell sich selbst und seine göttliche Ruhe wiederfindet!

62.

An den Gräbern.

Einmal im Jahre wird von Tausenden ein seltsamer Besuch gemacht. Ein Besuch, bei welchem nur sehr wenig Worte fallen, bei welchem die Formen des gesellschaftlichen Verkehrs unterbleiben; ein Besuch, bei welchem alle einem und demselben Ziele zu wandern, um doch ein jeder bei seiner besonderen Stätte zu verweilen; ein Besuch, auf dessen Erwiderung niemand rechnet und dessen Wiederholung doch jeder verspricht. Dieser Besuch gilt den Gräbern unsrer heimgegangenen Lieben. Die einen wenden sich zu halb verfallenen Grüften, deren verwitterte Steine kaum noch Namen und Jahreszahlen erkennen lassen; die anderen stehen an frischen Gräbern, deren Hügel noch gewölbt und deren Kränze noch duftig sind. Hier lenkt ein stolzes Weib ihre Schritte zu dem marmornen Grabmal, um prachtvolle Blumen darauf niederzulegen; dort schleicht ein altes Mütterchen einher, um über das schlichte Holzkreuz einen Immortellenkranz zu hängen, den sie mit ihren Thränen benetzt hat.

Was wollen die Lebendigen bei den Todten? Nichts weiter als ihnen eine Freundlichkeit erweisen, wie man nach langer Zeit einen vernachlässigten Freund wieder einmal aufsucht? Den Leuten zeigen, daß man das Gedächtnis seiner Todten in Ehren halte? Die Kinder

auffordern, daß sie den Namen des Vaters und der Mutter, die unter dem Rasen schlafen, mit Ehrfurcht nennen? Es liegt doch wohl dieser Völkerwanderung zu den Stätten des Todes und der Verwesung noch ein tieferes Bedürfnis zu Grunde. Ein unterbrochenes Gespräch soll fortgesetzt, ein zerrissenes Band soll wieder angeknüpft, eine zerstörte Gemeinschaft soll wieder hergestellt, ein vergangenes Glück soll neu belebt werden. Manch ein erloschenes Auge blickt wieder mit altem Glanze, manch ein stummer Mund redet abermals freundliche Worte, grausam Getrennte umarmen sich in heißem Wiedersehen und in endloser Thränenfluth schmelzen die verzagten Herzen.

Seht die Kinder an den Gräbern der Eltern! So lange sie lebten, fehlte das Verständnis ihrer Erziehung, welche durch Unverstand und Widerspruch oft üblen Lohn empfing. Nun, da sie geschieden sind und die Schule des Lebens die Erkenntnis nachgeholt hat, kommen die Söhne und Töchter mit Trauer und Wehmuth, zu danken für die Pflege des Leibes und die Zucht des Geistes, zu bereuen jeden Ungehorsam und jede Lüge, von stillen Lippen denselben Ermahnungen zu lauschen, welche die beredten oft vergebens aussprachen. Seht die Wittwen an den Gräbern der Gatten! Euch schlug einst unser Herz entgegen in süßer Leidenschaft, euch folgten wir von Heimath und Vaterhaus in die fremde Welt neuer Pflichten, mit euch bauten wir den Heerd des häuslichen Glückes, euer starker Arm hat uns getragen, eure Arbeit uns Brot und Freude gegeben, euer Wohl war unsere Wonne, eure Last unsere Sorge; — nun seid ihr Treugeglaubten doch treulos geworden und habt uns allein gelassen in einer

Welt, die nur durch euch Reiz und Werth erhielt, wo nun Einsamkeit und Entsagung unser Loos ist. Seht Vater und Mutter an den Gräbern ihrer Kinder! Als ihr uns geschenkt wurdet, floß ein Strom des Segens über unser Haupt, herzerfreuend war euer Spiel, entzückend euer Lachen, euch galt unsere Mühe, eure Gesundheit und Fortschritt waren die Ernte unserer Aussaat; ihr solltet die Stütze unseres Alters, der Trost unseres Abschiedes von der Erde sein; nun hat euch der unfreundliche Tod aus unseren Armen genommen, nach euch ruft Spielzeug und Bilderbuch, nach euch ruft unser Jammer, aber ihr hört uns nicht.

Und so wären die Gräber nur Stätten des Schmerzes und der Trostlosigkeit? So wären umsonst gesprochen alle die Worte der Theilnahme und des Friedens, die einst, als die Särge eingesenkt wurden, den Leidtragenden zugerufen worden sind? So wäre das Todtenfest der Triumph der Vernichtung und des Schreckens? O nein, wir wissen, Gottes Wille hat es so gefügt, dem wir uns in Ergebung beugen müssen; unsere Todten sind zu ihrer Ruhe eingegangen, haben alle Schmerzen überstanden, sind aller Mühsal enthoben, sind aus der Fremde zum Vaterhause heimgekehrt. Kein Traum ängstigt ihren Schlaf, kein Tagewerk weckt sie zu neuer Plage, kein Kampf ruft sie zu Verwirrung und Hast; Liebe hat sie hinübergeleitet aus der Bewegung des Lebens in die Ruhe des Todes, Liebe wird sie willkommen heißen in dem wunderbaren Lande der Vollendung. Nicht ausgetilgt ist ihre Spur in unserer Mitte; sie leben fort in ihren Werken, in ihren Nachkommen und Freunden, in der Kraft ihres Geistes, der sich uns mitgetheilt hat als das

lebendige Vermächtnis ihrer Person und ihres Wirkens; ihre Thorheit und Schuld aber decken wir milde zu, wie wir hoffen, daß auch sie uns verzeihen, was wir an ihnen gesündigt haben. Ist es zu spät, denjenigen, die allzufrüh von uns gegangen sind, Verehrung und Dankbarkeit zu weihen, so wird die beste Sühne begangenen Unrechts und versäumter Pflichterfüllung die sein, daß wir unsere Fürsorge und Treue denen gegenüber verdoppeln, die uns geblieben sind.

Ein Gang zu den Gräbern der Unsrigen ist eine Vertiefung unserer ganzen Lebensanschauung. Denn an diesen Gräbern lernen wir rückwärts schauen auf den Lauf unserer Schicksale, welche durch die Erinnerung an das Vergangene uns tüchtig machen wollen für das Zukünftige. An diesen Gräbern steigen die Schatten geliebter Menschen auf, deren Rathschläge und Fingerzeige um so bedeutsamer sind, weil sie durch den Ernst des Todes doppelten Nachdruck erhalten. An diesen Gräbern werden wir daran gemahnt, daß unsere eigene Stunde nicht fern ist und daß bald die Nacht kommt, da niemand wirken kann. An diesen Gräbern werden unsere Gedanken abgezogen von der Welt der Vergänglichkeit und des Todes und hingelenkt zu der höheren Welt des Lebens, der Vollendung in Gott und in der Ewigkeit.

63.

Todtenfest.

Seltsames Fest, bei welchem die Kleider schwarz, die Lieder traurig, die Herzen zerrissen sind! Wunderbare Feier, deren einziger Schmuck bekränzte Gräber, deren einzige Zusammenkünfte die Versammlungen leidtragender Menschen sind! Sonst fliehet alles den Tod und seine Schrecken; heute drängt sich alles, seine Eindrücke aufzunehmen, seine Stätten aufzusuchen und die Gottesäcker werden nicht leer von Gästen. Was wollen die Lebendigen bei den Todten?

Einige wollen nichts anderes als einer Pflicht der guten Sitte genügen. Wie man von Zeit zu Zeit einen in Zurückgezogenheit lebenden Freund besucht, um sich von seinem Befinden zu überzeugen, so gehen sie alljährlich einmal hinaus zu den stillen Leuten auf dem Kirchhof, um zu sehen, ob ihr Hügel noch gewölbt und ihr Grabstein unversehrt sei. Wie man einem Bekannten ein Geschenk mitbringt, zum Zeichen, daß man seiner gedacht habe, so legen sie einen Kranz zu den Füßen ihrer Verstorbenen nieder. Bald kehren sie heim und noch ehe sie ihr Haus betreten, sind ihre Gedanken wieder voll und ganz dem lauten, fröhlichen Leben zugewendet.

Andere verweilen länger draußen und Miene und Haltung zeigt, daß ihr Herz ihr Wegweiser gewesen ist. Noch brennen die Wunden, noch gehen die Augen über

von Jammer und Schmerz. Du junges Weib, hat dir der Tod den Gatten geraubt, dem einst deine Seele entgegenflog im Rausch des Entzückens, der Schwur und Ring mit dir getauscht, der dich in sein Haus geführt hat, daß du ihm Gehilfin und Genossin der Plage und der Lust des Lebens seiest; hat er dich doch treulos verlassen, ist Sorge dein Theil, Entsagung dein Loos? Du greiser Mann, willst du deine Gattin begrüßen, die den Abend deines Lebens leicht und behaglich machen sollte, und die nun gegen die Abrede vor dir zur Ruhe gegangen ist, derweil du Pflege und Hilfe entbehrst, die keiner so wie sie dir bieten konnte? Sucht ihr Vater und Mutter, ihr verwaisten Kinder, fehlt euch ihr starker Arm, ihr freundliches Wort? Ist der Ernst des Lebens allzu früh auf euer Gemüth gefallen, wie Winterfrost auf grüne Blätter? Und ihr? und ihr? Starb euch der Bruder? euch der Freund? Welkten euch junge Kinder dahin wie Rosenknospen, die der Wind brach? Welch ein Chor von Seufzern, welch eine Fluth von Thränen, welch ein unabsehbares Feld von Todtengebein!

Was wollen die Lebendigen bei den Todten? Sie wollen die Gemeinschaft erneuern, die sie mit einander verbindet. Wie arm erscheint der Geist in dem Augenblicke, wo ihn der Leib zu seinem Erben einsetzt! Alles scheint der Leib mit in das Grab zu nehmen, Hauch und Rede, Umarmung und Kuß, Austausch der Gedanken und Gemeinsamkeit der Arbeit, nichts scheint er dem Geiste übrig zu lassen als Sehnsucht ins Leere, Erinnerung voll Pein, bittere Klage. Wie Lazarus an der Thür des Reichen sich von den Brocken nährt, die vom Tisch für ihn abfallen, so scheint der Geist seinen Hunger stillen

zu müssen mit den dürftigen Ueberresten des Leibes, einer Locke, die vom geliebten Haupte geschnitten ward, einem Blatt, das die theure Hand beschrieb, dem Grabhügel, der den zerfallenden Staub einschließt. Aber bald ist der Erbe reicher als der Erblasser, Lazarus sitzt in Abrahams Schoß, der Geist ist alles und der Leib ist nichts. Kann auch das Andenken eines Vaters, einer Mutter verwesen? kann die Liebe zu Staub werden? die Freundschaft vermodern?

Ezechiel sah einst im Traum ein weites Feld, das mit verdorrten Gebeinen bedeckt war. Da wuchsen Adern und Fleisch auf den verwelkten Gliedern und neue Haut bedeckte die aufstehenden Leiber. Es war aber noch kein Odem in ihnen. Auf Jehovahs Geheiß ruft Ezechiel: Wind, komm herzu aus den vier Himmelsgegenden und blase die Getödteten an, daß sie wieder lebendig werden! Da kam Odem in sie und sie wurden wieder lebendig und ihrer war ein sehr großes Heer. Der Wind, der die Todten belebt, ist der Geist. Er wehet heute über alle Kirchhofsmauern und es bedarf keiner Prophetenaugen, das große Heer der Todten zu sehen, die sein Odem neu beseelt. Hätten wir den Freund, den Gatten, den Vater, die Kinder nur dem Leibe nach besessen, so wären sie im Grunde genommen niemals die Unsrigen gewesen; aber sie waren wirklich unser, die Spur ihres Geistes ist eingegraben in unser Leben, ihr Wille hat uns geleitet, ihr Glück ist unsere Freude, ihr Leiden ist unser Schmerz gewesen, — so bleiben sie, auch wenn sie gehen, stumme Lippen reden, erloschene Augen leuchten, gelöste Hände sind verschlungen: der Leib ist nichts, der Geist ist alles.

Wir und die Unsrigen gehen denselben Weg; was macht es da für einen Unterschied, ob der eine ein paar

Stunden oder Jahre früher an das Ziel kommt als der andere? Die schneller wandern, werden eher müde, aber sie genießen auch früher Rast und Obdach; sie sind geborgen, wir noch nicht; laßt uns eilen, daß wir sie einholen!

Manche geberden sich, als hätten sie ihren Todten noch wunder was zu sagen, — ei, warum haben sie es ihnen nicht früher gesagt? Es war ja Zeit genug, so lange jene lebten. Ungerathene Kinder möchten die Eltern aus der Erde scharren, ihre versäumten Pflichten nachzuholen; undankbare Völker wollen ihre Märtyrer in den Himmel heben, die sie bei Lebzeiten haben darben lassen. Liebt und verehrt die Lebenden, damit ihr nicht der Todten mit Scham und Reue zu gedenken braucht! Ein glücklicher Heerd ist besser als ein prunkendes Grabmal; ein freundliches Wort, dem Lebenden ins Angesicht geredet, ist mehr werth als Grabrede, Todtenamt und Seelenmesse zusammen.

Wer umziehen will, sieht sich vorher sein neues Quartier an. Indem wir heute unsere Todten besuchen, haben wir die beste Gelegenheit, unsere zukünftige Wohnung zu betrachten. Sehr geräumig wird sie nicht sein, aber Platz genug wird sie bieten; schön einrichten wird sie sich nicht lassen, aber recht still und friedlich verspricht sie zu werden; Aussicht auf schöne Landschaft hat sie nicht, aber einen unbegrenzten Blick in die Ewigkeit, in die Freiheit!

64.

Kleider machen Leute.

Gottfried Keller erzählt in seinen Novellen über die Leute von Seldwyla eine allerliebste Geschichte, wie ein Schneidergesell, der durch Zufall in einen fremden Reisewagen und ein vornehmes Gasthaus geräth, vermöge eines dunkelgrauen, mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Radmantels und einer polnischen Pelzmütze für einen Edelmann gehalten wird, eine ganze Stadt auf den Kopf stellt und eine Amtsrathstochter zur Frau bekommt.

So phantastisch die genannte Erzählung auch ausgeschmückt sein mag, bestätigt sie doch die Erfahrung, daß wir die Erscheinung eines unbekannten Menschen zuerst unwillkürlich nach seinen Kleidern beurtheilen. Wer einen guten Anzug trägt, an dem muß außer seinen Kleidern wohl sonst noch etwas sein; wer in Lumpen einhergeht, ist selber ein Lump: von diesem Vorurtheil kommen wir so leicht nicht los. Und wenn durch irgend welche Verwickelung der Umstände aus schäbiger Verkleidung ein Graf heraussteigt und ein geharnischter Held sich als Hausknecht entpuppt, so bleiben wir eine Zeit lang unter dem Eindruck der lächerlichen oder verdrießlichen Täuschung, die das falsche Kleid erweckt hatte.

Am deutlichsten kann man die Wirkung der Kleider auf der Bühne wahrnehmen. Hier erkennt man die Rolle,

welche die darstellenden Personen spielen, noch ehe sie den Mund aufgethan haben und in die Handlung eingetreten sind, im voraus an ihrer Garderobe, den König an seinem Purpurmantel, den Ritter an seiner Rüstung, den Bedienten an seinem Livréefrack, die Magd an ihrem Küchenschürzchen. Dem Dichter kommt der Theaterschneider zu Hilfe, indem er den Gestalten, die jener im Geiste ersonnen hat, Leben und Wirklichkeit verleiht durch die Formen und Farben der Stoffe, die er ihnen anzieht. Auch der bedeutendste Tragöde verschmäht nicht die entsprechende Maske und was uns bei historischen Stücken mit einem Schlage in entlegene Zeiten und Räume versetzt, ist oft genug weniger der Inhalt, die Sprache und der Geist, als die Schale, die Kostüme und Dekorationen.

Heute unterscheiden sich die Stände nicht mehr allgemein durch überlieferte und vorgeschriebene Trachten, sondern die nivellirende Sitte der Gegenwart gestattet mit wenigen Ausnahmen jedem, sich nach seinem Geschmack und seinen Mitteln zu kleiden. Dadurch kann es geschehen, daß ein gesetzter Mann an seiner einfach gekleideten Schwägerin ohne Gruß vorübergeht und vor der geputzten Waschfrau seines Hauses den Hut zieht. Diejenigen Stände, die noch die äußeren Abzeichen ihrer Kaste tragen, wissen recht gut, was sie daran haben und geben nicht gutwillig her, was der Schneider eigens für sie gefertigt hat. Zieht dem Offizier seine Uniform und dem Pastor seinen Talar aus — und es giebt keine Offiziere und keine Pastoren mehr. Wohlgemerkt, der Stand als solcher könnte fortbestehen auch ohne diese äußeren Erkennungszeichen, aber der Nimbus wäre geschwunden, der Korpsgeist bedroht. Ich kannte einen Lieutenant, der durch seine elegante

Tournüre, den tadellosen Sitz seines Waffenrockes und einen exemplarischen Schnurrbart mir immer als der Typus eines tapfern und kavaliermäßigen Kriegers erschien. Unvermuthet traf ich ihn eines Tages in Civil, einem sehr kleidsamen und modernen Civil, — ich konnte mir nicht helfen, das Kerlchen sah aus wie — nun genau wie der Held der Geschichte aus Seldwyla oder wie Derfflinger, als er noch nicht Feldmarschall war, sondern das Metier seiner Jugend trieb. Und daß manche geistliche Herren in dem Augenblicke, wo sie den schwarzen Amtsrock ausziehen, zugleich die Wolke der Ehrwürdigkeit abstreifen, die sie sonst so freundlich umhüllt, darüber möchten die Ehrlichen unter ihnen sich selbst am wenigsten täuschen.

Als es der neueren Gesetzgebung gefiel, die Richter wieder mit Robe und Barett zu bekleiden, lachte ganz Deutschland und die Witzblätter hatten für drei Nummern Stoff zu kostümirten Scherzen. Wenige Jahre haben ausgereicht, die Neuerung populär zu machen und man hat nicht gehört, daß das Ansehen des Richterstandes oder gar die Heiligkeit der Justiz unter der Drapirung gelitten hätte.

Neulich kam ein armer Reisender zu mir, der sich durch Gespräch und Zeugnisse als ein Mann von literarischer Bildung auswies und früher dramatische Vorlesungen gehalten hatte. Als ich ihn frug, warum er nicht in unserer Stadt mit dem gleichen Unternehmen sein Heil versuchen wolle, deutete er mit einer stummen Geberde auf seine abgetretenen Hosen und seinen geflickten Rock. Der Mann hatte Recht: welcher Wirth leiht sein Lokal, welcher Mäcen giebt seine Empfehlung einem Menschen

von so reducirtem Aeußeren, und wenn er im übrigen die glaubwürdigsten Beweise seiner Tüchtigkeit beibrächte? Mancher Bewerber um ein Amt hat nur deshalb keinen Erfolg, weil sein Ueberzieher abgetragen und seine Wäsche nicht sauber ist: ein heiler und gewählter Anzug ist auch ein Empfehlungsbrief.

Es giebt Männer, an denen die Beinkleider das einzig Männliche, und Weiber, an denen die Röcke das einzig Weibliche sind; allein selbst diese minimale Schranke ist stark genug, sie an die Rücksichten zu erinnern, die sie ihrem Geschlechte schuldig sind.

Was that der Oberpräsident v. Vincke, um Land und Leute seiner Provinz Westfalen kennen zu lernen? Im Bauernkittel, die kurze Pfeife im Munde, betrat er Landstraßen und Wirthshäuser und sammelte mehr Erfahrungen, als alle Reskripte seiner Beamten ihm hätten verschaffen können. Mancher Minister würde durch solche Incognitoreisen das Land besser kennen lernen als durch feierliche Konferenzen, denen er im vergoldeten Frack mit Stern und Ordensband präsidirt. Auch hier heißt es: Kleider machen Leute, insofern die Autorität des amtlichen Kleides die Unbefangenheit verscheucht, die der Bürger unter Bürgern ungesucht findet.

Daß unsere Stimmung am Sonntage anders ist als an Werkeltagen, liegt nicht bloß an der kirchlichen Ueberlieferung, sondern auch am Wechsel der Kleider, denn ein neues und sauberes Gewand ist von alters her ein Symbol der Erhebung und Erneuerung des Herzens.

65.

Der größte Schatz des Mannes.

Am Schlusse der Spruchsammlung des Alten Testamentes, die unter dem Namen des weisen Königs Salomo geht, findet sich folgende merkwürdige Stelle: „Wem ein tugendsames Weib bescheert ist, die ist viel edler als die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen und Nahrung wird ihm nicht mangeln.“ So früh also hat der Dichter den hohen Werth des Weibes erkannt, dessen Schätzung man zuweilen mit Unrecht für die christlich-germanische Weltanschauung in Anspruch nimmt. Und wie besteht jene poetische Verherrlichung edler Weiblichkeit vor dem nüchternen Sinne der Gegenwart?

Nicht klein ist die Zahl der Dinge, die dem Manne in der Vollkraft der Jahre begehrenswerth erscheinen. Er legt großen Werth auf Gesundheit und Stärke des Leibes, die ihn zum Kampfe um das Dasein tüchtig macht. Er rühmt sich der Abstammung von einer angesehenen Familie, deren Name einen guten Klang unter den Mitbürgern hat. Er sucht sich eine ausreichende Vorbildung für seinen Beruf anzueignen, weil er weiß, daß Wissen und

Fertigkeiten die beste Empfehlung für jedes Fach sind. Er erwirbt sich Freunde, um in ihrer Gesellschaft Anregung Wetteifer und Erholung zu finden. Aber die ganze Kraft seiner Persönlichkeit setzt er erst dann ein, wenn es gilt, den höchsten Preis zu erringen, das Weib seiner Wahl, die Erkorene seines Herzens, die Priesterin seines Hauses. Wohl dem, der eine passende und glückliche Wahl getroffen hat: ihm ist eine der kostbarsten Gaben des Schicksals zugefallen, deren Besitz ihm täglich mehr an das Herz wächst. In der That, ein braves und frommes, oder wie der weise König es nennt, ein tugendsames Weib ist mehr werth, als Gesundheit und Stärke, weil sie auch in Schwachheit und Krankheit aushält; mehr als vornehme Geburt, weil die Gegenwart viel seltener nach den Vorfahren als nach den Nachkommen fragt; mehr als Kentnisse und Fähigkeiten, weil auch der gescheuteste Mann gewöhnlich keine Suppe kochen und keine Wirthschaft in Ordnung halten kann; mehr sogar als gute Freunde, weil diese nicht selten verscheucht werden durch die Noth, in welcher die Frau erst ihre wahre Hingebung und Opferwilligkeit entfaltet.

Der salomonische Spruch nennt in der Kürze die beiden Hauptvorzüge eines tugendhaften Weibes: sie ist dem Manne die Gehilfin seiner Arbeit und die Vertraute seines Herzens.

„Nahrung wird ihm nicht mangeln.“ In den niederen Ständen, die sich von mechanischer Arbeit, Handwerk und Kleinhandel nähren, ist die Frau meistentheils die Mitarbeiterin des Mannes. Sie geht mit ihm auf das Feld, unterstützt ihn in leichteren Handarbeiten, besorgt den Laden, während er der Werkstätte vorsteht, löst ihn im

geschäftlichen Verkehr mit der Kundschaft ab. Allein es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß nicht auch in den sogenannten höheren Ständen der Frau der Ehrenname einer Gehilfin der Arbeit ihres Gatten zukäme. Freilich kann die Frau des Arztes ihn nicht bei seinen Krankenbesuchen begleiten, die des Beamten ihn nicht auf seinem Büreau vertreten, die des Predigers ihm nicht seine Amtshandlungen am Altar und Taufstein abnehmen. Aber neben der unmittelbaren Theilnahme an den Berufsgeschäften des Mannes, die nur den wenigsten Frauen gestattet ist, giebt es eine andere, mittelbare, die allen möglich ist. Was sollte denn wohl der Gelehrte, der Künstler, der Geschäftsmann beginnen, wenn er neben der Ausübung seiner Berufspflichten auch noch die Leitung des Hauswesens und die Pflege der Kinder auf sich nehmen müßte? Die Hausfrau ist es, die ihm das Erworbene zusammenhält, das Geforderte sparsam verwendet, die seinem Geiste, der im Dienste des Vaterlandes oder eines kleinen Gemeinwesens, der Wissenschaft, der Familie arbeitet, die kleinlichen Sorgen der Küche und des Kellers fern hält, die dem von Anstrengung, Plage und Verdruß heimkehrenden Gatten das Heim zu einer freundlichen Stätte der Ruhe und Zerstreuung macht. Um sich zu überzeugen, welch ein Segen eine tüchtige Hausfrau für die Schaffenskraft des Mannes ist, braucht man nur einmal einen Blick in den Haushalt eines vielbeschäftigten Kaufmanns oder Beamten zu thun, in welchem bezahlte, oft eigennützige und unzuverlässige Personen die verwaiste Stelle der Gattin und Mutter vertreten; welche Verwirrung, welche Verschwendung, welches Mißbehagen, welche Ungemüthlichkeit!

Und doch ist die Hausfrauentugend noch nicht die kostbarste Perle im Schmucke eines edlen Weibes. „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen," sagt der königliche Weise des alten Bundes: sie ist die Vertraute seines Herzens. Die Glücklichen, denen die Ehe das Heiligthum der vollen Lebensgemeinschaft aufgeschlossen hat, wissen zwar, daß sie auf der Erde mit ihren Unvollkommenheiten wohnen und daß sie Menschen mit menschlichen Schwächen und Fehlern bleiben, doch wie ihnen alles gemeinsam ist, was zur Führung des äußerlichen Lebens gehört, so ist ihnen auch gemeinsam die stille, verschwiegene, selige Welt des Herzens. Mag die Welt, die draußen lärmt und fluthet, dem Manne Huldigungen und Triumphe zufügen, er fühlt durch nichts sich reicher belohnt für Mühe und Leistung, als durch die dankbare Verehrung seines Weibes; mag die Welt ihm Zurücksetzung und Schaden zufügen, sie fechten ihn nicht an, so lange sein Weib seine Sorgen mit ihm theilt. Sie darf alles wissen, was ihn bewegt, sie darf sich an allem erfreuen, was seine Seele erhebt, sie trägt freiwillig mit an den Widerwärtigkeiten, die ihn verschuldet oder unverschuldet treffen. Hochherzig verzeiht ein frommes Weib auch heftige Worte und ungerechten Zorn, milde vergißt sie selbst schwere Kränkung. Nicht herrschen ist ihr Begehren, sondern dienen ist ihr Stolz: zu dem geliebten Manne aufschauen, an ihm sich aufrichten, an seiner Seite ihren Weg gehen, ihm seine Lasten erleichtern, seine Freuden verdoppeln, das ist ihr Beruf.

Sollten solche Ehen nur im Traume oder auf dem Monde vorkommen? Möge der weise Salomo noch heute seine Freude haben an der tausendfachen Be-

stätigung seines herrlichen Spruches: „Wem ein tugendsames Weib bescheert ist, die ist viel edler als die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen und Nahrung wird ihm nicht mangeln.“

66.

Als David kam in's Alter,
Sang er fromme Psalter.

Bekanntlich verschont der Volkswitz weder die Kronen der Könige noch den Lorbeer der Dichter. Und wenn einer nun gar ein großer König und ein berühmter Dichter in einer Person ist, so bemächtigt sich seiner mit verdoppelter Anhänglichkeit jene Art der Nachrede, der es weniger darum zu thun ist, fürstliche und literarische Verdienste zu preisen, als darum, menschliche Schwächen an solchen ausfindig zu machen, die das gemeine Volk um mehr als eines Hauptes Länge überragen.

Die königlichen Thaten Davids sind ebenso volksthümlich wie seine Psalmen. Die Gewißheit, daß bei weitem nicht alle Lieder, die unter seinem Namen gehen, von ihm gedichtet sind, ficht den großen Haufen seiner Verehrer so wenig an wie die Wahrnehmung, daß nicht wenige seiner Heldenthaten den Charakter des Sagenhaften tragen. Mit Vorliebe aber hält man sich an den Umstand, daß die meisten der sogenannten Davidischen Psalmen den Geist einer frommen, reinen, sittenstrengen Gesinnung athmen, den viele gut bezeugte Abenteuer und und Erlebnisse der jüdischen Majestät vermissen lassen.

In der That gereichen weder die Verliebtheiten noch die Nothlügen, weder die Verschmitztheiten noch die Grausamkeiten, welche durch die Namen der Bathseba, des Uria, des Nabal, der Ammoniter und Moabiter bezeichnet werden, nach unseren Begriffen dem Dichterkönig irgendwie zur Ehre. Der schalkhafte Sinn des Volkes jedoch sieht in der Gottesfurcht und Demuth der Psalmen, die er ohne Prüfung dem Greise zuschreibt, eine Art von Sühne für die Thorheiten und Sünden, die der Jüngling und Mann begangen habe. Insofern beansprucht das unfeine Sprüchlein, welches mit bequemer Bosheit Psalter auf Alter reimt, gewissermaßen eine allgemeine Giltigkeit.

Man reimt wohl auch Tugend auf Jugend, aber nicht, um beide als zusammengehörig unter einen Hut zu bringen, sondern im Gegentheil, um der Jugend das Vorrecht zu sichern, daß die Tugend nicht eigentlich für sie bestimmt sei. Ein achtzehnjähriger Kopfhänger würde demselben Vorurtheil begegnen wie ein zwanzigjähriger Psalmensänger: man würde auf Unnatur, krankhafte Verstimmung, klösterliche Erziehung, heuchlerische Bußfertigkeit rathen. Und ein Geck von sechszig, ein verliebter Thor von siebenzig Jahren dürften desselben widerwärtigen Eindruckes sicher sein.

Daß jedes Lebensalter seine besonderen Neigungen und Studien, Liebhabereien und Leidenschaften habe, liegt in der Natur der menschlichen Entwickelung begründet. Ein weises Kind ist so gut ein Unding wie ein mit Puppen spielender Mann. Wer mit vierzig Jahren die Liebesbriefe zur Hand nimmt, die er mit zwanzig geschrieben hat, wird so gewiß über die abgethane Schwär-

merei lächeln, wie ihm dieselbe einst natürlich und herzlich aus der Seele quoll.

Allein es giebt andere Veränderungen, die ihren Grund nicht in dem Naturgesetz haben, welches den alten Wein milde und den Greis weise macht, sondern auf Erwägungen und Rücksichten, Empfindungen und Bedürfnisse zurückzuführen sind, welche mehr klug als moralisch genannt zu werden verdienen. Man kennt die Wackeren, die als Jünglinge für die Freiheit redeten und sangen, schwärmten und fochten, und die als Männer sich als Fürsprecher und Helfershelfer der Unfreiheit geberden. Woher kam ihnen die Erleuchtung, daß die Freiheit nur für Studentenlieder, aber nicht für Staatsverfassungen gut sei? Sie selbst brauchen Beförderung, ihre Söhne Stipendien, ihre Töchter Ehemänner, da wird dann die Freiheit zu den verschossenen Mützen und bestäubten Schlägern gehängt, welche die entlegene Rumpelkammer zieren. Man kennt die Huldinnen, die in keinem Konzert fehlten, keinen Ball versäumten, jeden Winter eine neue Liebschaft anzettelten, ihre Reize jedem Portepée entschleierten. Allmälich verwandelt sich das Tanzkleid in die züchtige Hülle, der Brillantschmuck in das ehrbare Häubchen, der Fächer in das Gesangbuch, und die Betschwester ist fertig. Man will doch auch noch ein wenig mitleben, und da man die Grazien der Erde nicht mehr zur Verfügung hat, versucht man es mit den Engeln des Himmels, welche die Thür zu andächtigen Theegesellschaften und gläubigen Nähvereinen aufthun.

Die bequemste und solideste Bekehrung brachten vor Zeiten die Klöster zu stande. Die hohen Mauern, die enge Zelle, das Ordenskleid, das Avemaria von heute:

das waren die Gegenstücke zu den Grafenschlössern, Banketsälen, Prunkgewändern, Trinkliedern von gestern. In der That, ein herrliches Christenthum. Genießt euer Leben, so lange ihr Kraft dazu habt, leert alle Becher, küßt alle Weiber, schlagt alle Feinde todt, und wenn ihr alt und matt geworden seid, dann geht ins Kloster, betet und fastet, jammert über die sündhafte Welt, vertröstet eure Gläubiger auf den großen Zahltag am Ende der Dinge — und eure Seele ist gerettet. Heraus mit euch, ihr feigen, übersättigten, abgestumpften Seelen, heraus aus den weihräucherigen, trägen, paternostertriefenden Kammern mitten im Leben sollt ihr sühnen, was ihr im Leben verbrochen habt, und an den Menschen sollt ihr gut machen, was ihr an den Menschen gesündigt habt!

Ehrfurcht dem Alter, das aus der stürmischen Bewegung des Meeres sich in die Ruhe des Hafens gerettet hat, das auf die Schicksale eines inhaltreichen Lebens mit mildem Ernste zurückschaut wie ein stiller, goldener Abend auf einen heißen Tag, das in würdiger Muße die Früchte der Arbeit verzehrt, das mit gereiftem Urtheil und verständigem Rath dem fernen Treiben der Welt zusieht und mit geläutertem Herzen der schönen Unbesonnenheit der eigenen Jugend gedenkt. Aber keine Ehrfurcht dem Alter, das lüstern sich darüber beklagt, daß es nicht mehr genießen könne, das die eigenen Jugendsünden leugnet und die fremden verdammt, das den Heiligenschein der Ehrbarkeit annimmt, um die Verdienstlosigkeit zu vergolden, das in fünf Jahren schleunig büßen will, was es in achtzig behaglich gesündigt hat, das dem lieben Gott ein X für ein U machen möchte, indem es mit

zusammengerafften Bibelsprüchen die Blöße eines unfrommen Herzens bedeckt. Zum Brevier alter Betschwestern beiderlei Geschlechts sind die Psalmen weiland König Davids zu gut.

67.

Wir lesen zu viel.

Die deutschen Buchhändler klagen, das Publikum kaufe zu wenig Bücher. Die Nachfrage nach der Waare des Büchermarktes stehe nicht im richtigen Verhältnis zu dem Angebot der literarischen Produktion, und hieraus erkläre sich sowohl die Höhe der Bücherpreise als auch die Niedrigkeit der Honorare, welche durchschnittlich den Autoren gezahlt werden können. Ohne Zweifel hat diese Klage ihren guten Grund, insbesondere soweit sie wissenschaftliche Bücher im Auge hat. Allein es würde weit gefehlt sein, aus der geringen Kauflust des deutschen Publikums auf eine ebenso geringe Leselust schließen zu wollen. Im Gegentheil, die Leute erwerben und besitzen zwar wenig Gedrucktes, denn die Romane gehen in die Leihbibliotheken zurück, die Zeitschriften wandern von Haus zu Haus, die Zeitungen finden im Haushalt mannichfache Verwendung, allein wir haben trotzdem „schrecklich viel gelesen." Einer der ersten, der des Morgens in das Haus tritt, ist der Bote, der die auswärtigen Zeitungen bringt. Jeder halbwegs Gebildete hält ein politisches Organ aus der Hauptstadt oder aus der Provinz, in welchem er seine Gesinnungen vertreten findet. Da muß der Leitartikel studirt, die parlamentarischen Berichte verfolgt, die vermischten Nachrichten gelesen werden; Frau und Tochter überschlagen

den Kurszettel, nehmen sich aber dafür desto eifriger des Feuilletons an. Ein übrigens unbeschäftigter Mensch könnte seinen Tageslauf sehr wohl mit Zeitungslektüre hinbringen. Außerdem hat jedes Abdera von tausend Einwohnern sein Lokalblättchen, nicht selten zwei, deren Spalten edler und unedler Streit füllt; hineinsehen muß man doch einmal, schon um der Familiennachrichten und sonstigen örtlichen Neuigkeiten willen. Nach Tisch werden die Journale vorgenommen, viele Illustrationen besehen, drei Anfänge von Novellen, fünf Fortsetzungen und vier Schlüsse gelesen. Ein Bücherzirkel bietet Reisebeschreibungen, Biographieen, Theatererinnerungen, Kriege, Jagden und Abenteuer. Wer des Abends nicht ausgeht, nimmt ein Buch zur Hand, die Kinder ein märchenhaftes, das junge Volk ein verliebtes, die Alten eines zum Einschlafen. Mancher hat nun noch nicht genug, sondern nimmt noch „etwas zu lesen“ mit ins Bett und legt es nicht eher aus der Hand, als bis Augendeckel und Buchdeckel zugleich zufallen.

Wie erfreulich, ruft der Volksfreund aus, daß die allgemeine Bildung eine Schicht der Bevölkerung nach der andern durchdringt, daß der Prozentsatz derjenigen, die nicht lesen und schreiben können, immer mehr zusammenschrumpft, daß die Werke der Dichter und Denker täglich mehr Gemeingut werden!

Allein es ist nicht alles Gold, was glänzt. Die Alten wußten, was sie wollten, als sie den Jünglingen empfahlen, nicht multa, sondern multum zu lesen, nicht vieles, sondern viel, nicht vielerlei durcheinander, sondern, was sie auch lesen, mit Aufmerksamkeit und Bedacht. In dieser Beziehung ist es mit der Gegenwart nicht zum besten

bestellt: das Lesematerial, das täglich verbraucht wird, ist kein Gradmesser geistigen und sittlichen Wachsthums, das dadurch erzielt würde. Wir sehen von vornherein von denjenigen ab, die nur lesen, um die Zeit zu tödten, lesen, was ihnen in den Wurf kommt, ohne Auswahl, ohne Unterscheidung, ohne Eindruck, ohne Gewinn. Für sie ist die edle Kunst Gutenbergs nicht erfunden, so wenig wie der Weinstock für Säufer, die Alpenspitzen für spleenige Engländer geschaffen sind. Aber denken wir einmal nur an solche, die um anregender Unterhaltung, um Belehrung über fremde Dinge, um Erweiterung ihrer Kenntnisse willen lesen: — entspricht denn wirklich der aufgewandten Zeit und Mühe der Erfolg? Wir wollen ein Beispiel anführen. Keine Lektüre ist gegenwärtig beliebter und gesuchter als die solcher literarischen Erzeugnisse, die in irgend einem Zusammenhange mit den Naturwissenschaften stehen. Auf allen Zweigen dieses großen Baumes hängen und hocken die Skribenten und klopfen und messen und horchen und riechen wie die Heinzelmännchen; wir aber lesen alle Blätter auf, die sie uns herunterwerfen und schlucken geduldig jede Dosis aus der Physik, Chemie, Zoologie, Botanik herunter, die sie uns anbieten. Haben wir durch das massenhafte Lesen naturwissenschaftlicher Aufsätze in illustrirten und nicht illustrirten Journalen wirklich eine Einsicht in den Plan der Schöpfung und den Haushalt der Natur gewonnen? Wie viele unter uns, die Fachleute ausgenommen, sind es denn, die sich selbst, geschweige anderen eine deutliche Rechenschaft von den angeblich einfachsten Vorgängen der Natur, von Regen und Gewitter, vom Wachsthum und Samentragen der Pflanzen geben können? Ist es nicht so, daß, je

mehr wir über dergleichen Dinge lesen, je größer unsere Unwissenheit und je heilloser unsere Verwirrung wird?

Und warum? Weil wir nicht planmäßig, nicht sorgfältig, nicht genügend durch Vorkenntnisse unterstützt lesen; weil wir von dem Vorurtheil befangen sind, eine Sache verstanden zu haben, von der wir nichts weiter als Vokabeln erhascht haben; weil wir dem Irrthum huldigen, das Lesen solle dazu dienen, das eigene Denken zu ersparen. Ueber dem Lesen vergessen wir nur zu leicht das Denken. Wie viele Seiten haben wir oft im Laufe eines einzigen Tages heruntergelesen, und wenn wir uns am Abend fragen: was haben wir positiv gelernt? gründlich erfaßt? völlig begriffen? uns wirklich angeeignet? so ist uns zu Muthe wie einem Menschen, der vieles gegessen hat, aber nicht satt geworden ist, oder einem andern, der viel umhergereist ist, aber nichts mitgebracht hat als Gasthofsrechnungen und einen leeren Geldbeutel. Vielleicht sagt jetzt einer: Ja, wir lesen wirklich zu viel, was des Lesens nicht lohnt, zum Beispiel dieses Blatt angeblicher Lebensweisheit.

68.

Weihnachten.

Bist du wieder da, du herrliches, unvergleichliches Fest? Duftet ihr wieder, ihr Tannenbäume, die der grausame Mensch dem Stillleben im Walde entrissen hat, damit ihr ihm Sinnbilder des eigenen Lebens seiet, das um so freundlicher blüht, je schneller es hinwelkt? Brennt ihr wieder, ihr zahllosen Lichter, an denen der fromme Glaube sich entzündet, daß über der Menschheit ein Gott, über der Zeit eine Ewigkeit throne? Jubelt ihr wieder, ihr fröhlichen Kinder, denen Spielzeug, Bilderbuch und Näscherei den Beweis in die Hand gegeben haben, daß das Christkind noch immer den folgsamen und fleißigen bescheere? Fliegt ihr wieder vom Himmel zur Erde, ihr Engel, seufzenden Geschlechtern die große Freude zu verkündigen, daß ihnen ein Heiland und Erlöser geboren sei?

Was ist es denn, was dem Weihnachtsfeste seinen Reiz und Zauber verleiht? Der Wundergläubige behauptet, die grandiose Durchbrechung der Naturgesetze, welche eine Jungfrau zur Mutter des Gottessohns gemacht habe. Der Geschichtskundige sagt, es sei die Gedächtnisfeier eines Ereignisses, durch welches der menschlichen

Kultur eine merkwürdige, entscheidende Wendung gegeben worden sei. Der Dichter singt von dem göttlichen Erbarmen, das in Menschengestalt über die Erde wandele. Der Freund des Volkes findet die Bedeutung des Festes darin, daß es den mühseligen und beladenen Klassen Tage der Erholung nach harter Arbeit, des Genusses nach langer Entbehrung bringe. Die wahren Sachverständigen und Orakeldeuter aber sind und bleiben die Kinder, die in aller Einfalt und Unbefangenheit sich an den farbigen Abglanz des Geheimnisses halten, dessen dunkler Kern sie nicht bekümmert, weil sie ihn nicht zu durchdringen vermögen.

In der That, um Weihnachten recht zu feiern, muß man ein Kind sein, entweder an Jahren oder an Gesinnung. Die historische Grundlage dieses Festes verträgt nicht die unbarmherzige Prüfung, welche andere weltgeschichtliche Begebenheiten sich gefallen lassen müssen. Der Glanz der Christbaumlichter ist kein Objekt für die Spektralanalyse, vermittelst welcher andere Lichterscheinungen in der Absicht untersucht werden, die materielle Beschaffenheit des leuchtenden Körpers zu ergründen. Nicht einmal die Additionsexempel sorgender Väter und Mütter, die schließlich doch das von dem freigebigen Christkinde angelegte Konto begleichen müssen, wollen sich zu der Naivität der glücklichen Nehmer schicken, die nichts nach den rechnenden Gebern fragen, wenn ihre Gabe nur trommelt oder pfeift, nur bunt oder süß oder beides zugleich ist.

Mancher will von seinen Kinderjahren nichts mehr wissen, weil die Erinnerung daran ihm so schmerzlich ist wie dem Adam und der Eva die heimliche Sehnsucht nach dem Paradiese, aus dem sie so bald hinausgejagt wurden.

Aber so oft Weihnachten wiederkehrt, senkt der dräuende Cherub sein blankes Schwert und läßt uns ungehindert eintreten in die sonnige, unschuldige Pracht der Vergangenheit: Auge und Ohr, ja der Geruchssinn selbst versetzen uns in eine Märchenwelt, wo lauter alte Bekannte uns grüßen, Großeltern und Eltern, Schaukelpferde und Puppen, Honigkuchen und Stollen. Wie kommt es, daß je ernster und griesgrämiger wir selbst werden, desto neidloser und theilnehmender wir den Kindern und Enkeln die Freude gönnen, so viele Bilder zu besehen und so viele Nüsse zu knacken, wie ihnen beliebt? Ist es nicht doch ein Stück Himmelreich, das sich in der Kinderstube des Weihnachtsfestes vor uns aufthut und seine Deutung durch das wonnigliche Wort empfängt: wenn ihr nicht wie die Kinder werdet, könnt ihr nicht ins Himmelreich kommen?

Mancher liebt die Einsamkeit und hat sich aus dem wüsten Lärm des Geschäfts und der Gesellschaft in die stille Klause der Selbstgenugsamkeit zurückgezogen, wo kein Weib ihn ärgert und kein Kind ihn stört, da dünkt er sich so weise, so geborgen, so unangefochten; aber wenn rings an den Fenstern der Widerschein der Kerzen aufflammt und der grelle Ton der Kindertrompeten an sein Ohr schlägt, da wird ihm mit einem Male die Wohlthat zur Plage, das Alleinsein zum Schmerz und indem er hingeht und das erste beste Bettlerkind von der Straße auflieſt, um ihm ein Kleid und allerlei Süßes zu kaufen, wird zwar seine Philosophie zu Schanden, aber im Herzen regt sich warm und weich die Seligkeit, ein Kind unter den Kindern zu sein.

Nie wird Noth und Armuth bitterer empfunden als

zur Weihnachtszeit. Hungern müssen, wenn alles im Ueberfluß schwimmt, frieren sollen, während alles warm und behaglich sitzt, das ist die stärkste Zumuthung an die Besitzlosen. Darum ist Mildthätigkeit und Hochherzigkeit nie lebendiger als unter dem Läuten der Weihnachtsglocken. Von Bethlehem ist die Menge der himmlischen Heerschaaren in alle Winde zerstreut, überall versehen Engel den Dienst der himmlischen Reichspost und mit der frohen Botschaft von der Erlösung bringen sie Centnerlasten willkommener, erquicklicher Gabe.

Wenn Weihnachten nicht schon erfunden wäre, so müßte es schleunigst erfunden werden. Wenn alle Volksbeglücker und Menschenfreunde einen Kongreß ausschrieben und sich vornähmen: wir wollen einmal etwas Rechtes, etwas noch nicht Dagewesenes, einen Triumphzug der Barmherzigkeit in Szene setzen, — sie fänden nichts gescheuteres, zweckmäßigeres, lieblicheres als das alte Fest der Tannenbäume, des Lichterglanzes, der Ueberraschungen, der Menschlichkeit. Nehmt dem Volke sein Weihnachtsfest und ihr nehmt den Reichen die Freude des Gebens, den Armen die Wohlthat des Nehmens, den Alten die Verjüngung des Herzens in liebevoller Hingebung und frohem Gedenken, der Jugend ihr heiliges Recht auf Sorglosigkeit und Dankbarkeit.

Vielleicht bringt die Forschung der Gelehrten im Laufe der Zeit noch mehr Licht in das Dunkel, welches den Ursprung desjenigen umhüllt, der ein Mensch sein wollte und den die Menschen zum Danke dafür zu einem Gott gemacht haben, und wir werden jeden Aufschluß über die Räthsel seiner Geburt mit derselben Genugthuung hinnehmen, mit welcher wir andere Lösungeu geschichtlicher

Geheimnisse begrüßen; aber kein Heureka der Wissenschaft wird den Glanz heller, den Jubel lauter zu machen vermögen, der seit Jahrhunderten das wunderbare Fest umgiebt, das uns zu einfältigen, frommen, dankbaren Kindern Gottes macht.

69.

Für die Dienenden.

Zu den Bedrängnissen, welche die wackere Penelope während der Irrfahrten ihres Gatten zu erdulden hatte, gehörten auch die Untugenden ihrer Mägde. Hatte doch eine dieser Dienerinnen, deren Mehrzahl sich die Abwesenheit ihres Herrn und das zuchtlose Treiben der Freier ungebürlich zu nutze machte, den letzteren sogar das große Geheimnis ihrer Herrin verrathen, die, was sie des Tages gewebt hatte, in der Nacht wieder auftrennte, um die heirathslustigen Edlen von Ithaka und Zakynthos hinzuhalten.

Jede Hausfrau kennt die Beschwerden, welche durch träge, unredliche und sittenlose Mägde verursacht werden. In keinem Damenkaffee pflegt die Unterhaltung über die ewig alten und doch immer neuen Erfahrungen zu fehlen, welche man in der Küche und bei der Wäsche, mit todten Hühnern und lebendigen Grenadieren in Bezug auf die Dienstboten gemacht habe. Bei jedem Quartalswechsel erneuert sich die Wanderlust der Nomadenvölker, ganze Straßen verändern und vertauschen ihr weibliches Personal und nach wenigen Monaten schon erschreckt den Hausherrn ein fremdes Gesicht.

Wer wollte leugnen, daß die Schwächen und Fehler der menschlichen Natur ihren Zugang auch zu den unteren

Zehntausend finden, deren Beruf der Dienst des Hauses und der Familie ist? Wer hätte sich noch nicht geärgert über die unsauberen Hände und groben Reden, die mangelnden Rechenkünste oder die unzeitige Verliebtheit einer Dienstmagd?

Allein die endlosen Klagen helfen so wenig wie der unaufhörliche Wechsel. Ein sozialer Uebelstand muß in seinen Ursachen erkannt werden, wenn seine Wirkungen beseitigt oder wenigstens gemildert werden sollen. Und da will es dem unbefangenen Beobachter, dessen Auge nicht durch Küchenrauch getrübt ist, so scheinen, als ob die Schuld auf Seiten der Herrschenden kaum minder groß sei, als bei den Dienenden. Wie alle Ansprüche des Lebens seit einigen Jahrzehnten gestiegen sind, so haben sich auch die Anforderungen, welche an die Dienstboten gestellt werden, unverhältnismäßig vermehrt. Ihre Vorbildung ist dieselbe geblieben wie vor zwanzig Jahren, eine Dorfschule oder die mittleren Klassen einer Stadtschule, oft genug einer Armenschule, — aber die Leistungen, die man ihnen zumuthet, sind andere geworden. Sie sollen sich ohne weiteres zurechtfinden in einer Welt, deren technische Beschaffenheit bedeutend verändert, deren gesellschaftlicher Apparat beträchtlich erweitert ist. Man vergleiche nur einen modernen Haushalt mit den im wesentlichen unverändert gebliebenen Wohnungen und Lebensgewohnheiten unseres Arbeiterstandes. Wer giebt sich die Mühe, mit Geschick und Konsequenz ein junges, unerfahrenes Ding, das in die neue Umgebung hineinschneit wie ein Gänschen unter Pfauen, einzuführen und einzugewöhnen in die Ordnung, den Zusammenhang, den inneren und äußeren Verkehr des Hauswesens, in welchem die neu

eingestellte Kraft eine der unentbehrlichsten und zuverlässigsten Stützen sein soll? Aeltere Frauen, wohlmeinende Tanten unterziehen sich zuweilen der Aufgabe, das Gesinde für seine Obliegenheiten anzulernen und üben bei diesem Geschäfte diejenige Nachsicht und Geduld, die jeder Lehrer seinem Schüler schuldet. Junge Hausfrauen dagegen, die zu dieser Würde eben erst erhoben worden sind, ziehen es meist vor, mit Befehl und Anordnung, mit Kochbuch und Klingel ihr Herrschaftsrecht auszuüben, anstatt das Erziehungswerk an denen zu übernehmen, die der Anleitung und Einweisung außerordentlich bedürftig sind. Warum? Weil unsere jungen Frauen — nun, ich will mich vorsichtig ausdrücken — des pädagogischen Elementes in ihrem ganzen Wesen oft zu sehr entbehren, als daß sie von den Ueberschüssen desselben anderen abgeben dürften. Wären unsere Frauen und Töchter besser erzogen, so würden auch unsere Dienstboten besser erzogen werden. Aber da ist hier wie dort dieselbe Oberflächlichkeit, dasselbe flüchtige Abfinden mit Pflicht und Ernst derselbe Hang zu Putz und Koketterie, derselbe auffallende Mangel an Charakter. Unsere Mütter und Großmütter waren im großen Ganzen umsichtigere, energischere, tüchtigere Hausfrauen als das jüngere Geschlecht, — deshalb hatten sie auch mehr brauchbare und gehorsame Mägde, nicht ohne Aufhören ungeschulte Rekruten, sondern ausexerzirte, gediente Dragoner.

Pädagogischer Takt ist zugleich die sicherste Gewähr humaner Behandlung. Dienstboten sind ja so zu sagen auch Menschen, sie haben ihr Zartgefühl so gut wie andere Leute, können lachen und weinen, dankbar und undankbar sein, segnen und fluchen. Und das alles thun sie

merkwürdiger Weise nicht nach Willkür und unberechenbarem Eigensinn, sonden nach den uralten Gesetzen des menschlichen Herzens, aus dem es gerade so herausschallt, wie es hineingeschallt ist. Freundliche Worte fallen auch hier der Mehrzahl nach nicht in den Brunnen, Wohlthat und Großmuth erzeugen auch hier Anhänglichkeit.

Seltsam, daß angesichts des Weihnachtsfestes beinahe unwillkürlich alle Betrachtungen ihre Richtung auf dieses Fest hin nehmen. Die Beschenkung der Dienenden am Weihnachtsabend ist ein heikler Punkt für manche Haushaltung. Mich dünkt, hier sei eine nicht zu unterschätzende Gelegenheit, fleißigen, ehrlichen, braven Dienstboten Anerkennung und Zufriedenheit mit vollen Händen auszusprechen. Es macht einen gar peinlichen Eindruck, wenn die Plätze der Kinder mit allen möglichen Spielsachen, Büchern und Kleidern, eßbaren und nicht eßbaren Gegenständen überladen sind, dicht daneben aber der schmucklose und kärglich bedachte Tisch des Dienstmädchens der Hochherzigkeit der Herrschaft ein Armuthszeugnis ausstellt. Auch merken die Augen der betreffenden Friederike sehr wohl, ob die gnädige Frau ihr die etwas verunglückte Stolle und die einigermaßen verdächtigen Aepfel hingelegt hat. Die Magd hat die Zimmer gereinigt, die Kuchen geschleppt, die Bestellungen gemacht, die gröbere Arbeit bei allen Vorbereitungen verrichtet, und sie sollte scheel sehen, wenn alles in Jubel und Freude schwimmt? Wenn mir recht ist, steht in der Weihnachtsgeschichte von einer großen Freude berichtet, die allem Volk widerfahren sei und immer aufs neue widerfahren solle, also doch wohl auch den Dienenden!

70.

Der abgeleerte Christbaum.

In vielen Häusern herrscht die Sitte, am Sylvesterabend oder am Neujahrstage die Lichter des Weihnachtsbaumes noch einmal anzuzünden und den süßen Schmuck der Zweige unter die Kinder zu vertheilen. Daß diese Feier gerade mit der Jahreswende zusammenfällt, mag insofern zufällig erscheinen, als der letzte Tag des alten und der erste des neuen Jahres die Reihe der Festtage abschließen und mit den Gaben der Weihnachtsfeier gleichsam aufräumen sollen. Allein dem aufmerksamen Auge stellt sich der am Jahresschlusse geplünderte Tannenbaum als ein Sinnbild des scheidenden Jahres selbst, ja als ein Symbol der Vergänglichkeit der menschlichen Dinge überhaupt dar.

Mit welcher Freude wurde der Baum begrüßt, als er ins Haus getragen ward; wie ging den Alten das Herz auf, wie jubelten die Kleinen, als sein würziger Duft durch das Zimmer strich! Und heute? Er ist überflüssig, ja lästig geworden, er steht im Wege, aus der Stube wird er auf den Flur, vom Flur in den Hof geschafft, niemand mag ihn mehr sehen. Das ist der Unterschied zwischen dem Neuen und Alten in unserm Leben. Wie werthvoll erschien uns ein neues Buch und Geräth, eine neue Stellung und Arbeit, eine neue Wohnung und Umgebung; nun, da sie den Reiz der Neuheit eingebüßt haben, reden wir nicht mehr davon. Der Weihnachts-

baum altert in acht Tagen, andere Dinge in ebenso vielen Wochen und Monaten, etliche von seltener Art halten es so viele Jahre aus, aber zuletzt werden sie alle alt und wir mit ihnen.

Große Mühe und Sorgfalt ist auf die würdige Herrichtung des Christbaums verwendet worden. Die Äpfel und Nüsse mußten vergoldet, die Papierblumen ausgeschnitten, die Näschereien angebunden und aufgehängt, die Lichter befestigt werden. Was in Stunden kunstreich aufgebaut worden war, wird in Minuten gewaltsam zerstört: abgeschnitten, losgelöst, heruntergezerrt jede Zierde und jeder Putz. Das ist das Loos deiner Arbeit, du Menschenkind. Du pflanzest Blumen, und siehe, sie welken; du schreibst Gedanken und Reden auf, und sie stieben in alle Winde; du setzest deine ganze Kraft an ein hohes Ziel, aber du wartest vergebens auf Anerkennung und Lohn, und die Hände, die sich an den Werken deines Fleißes vergreifen, sind oft viel unfreundlicher als die Hände deiner Kinder, die nach den Zuckerstücken des Weihnachtsbaumes langen.

Wie er dastand in seiner Pracht, kerzengerade zum Himmel aufstrebend, die Zweige nach allen Seiten gleichmäßig ausgebreitet, leuchtend in bunten Farben, flimmernd und flammend in goldigem Schein, ganz behangen mit reichen Gaben, duftend von Waldesfrische, ein Frühlingstraum in öder Winterzeit, ein Mittelpunkt frohen, lachenden Lebens, ein Abglanz der ewigen Liebe, ein Heiligthum der Familiengemeinschaft. Und wie er nun daliegt im unbeachteten Winkel, kahl und leer, zum Theil schon der dürren Nadeln beraubt, mit Sand bedeckt, ein Kinderspott, der eben noch die Lust der Kinder war. Welch ein Gleichnis menschlicher Schönheit und Größe! Was heute

steht, wird morgen fallen; was in der Gegenwart Beifall und Bewunderung findet, wird in naher Zukunft seine Rolle ausgespielt haben. Die Wangen, die jetzt frisch und roth sind, werden bald die häßlichen Spuren der Sorge und Leidenschaft tragen, die jetzt noch scharfen Sinne werden in kurzer Frist stumpf werden; die Menschen, die so sicher leben, werden schnell inne werden, daß es ein Ende mit ihnen haben muß. Der grüne Baum des Lebens wird, ehe wir es gedacht, in ein dürres Reis verwandelt, und auch uns singt der Dichter sein Lied:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spüreſt Du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest Du auch.

Stolz trug der Christbaum seinen Schmuck, obwohl ursprünglich nichts davon sein eigen war als das einfache grüne Kleid. Nun sind ihm die geborgten Zierrathen wieder abgenommen worden und er ist ärmer als je, die Zimmerwärme und der Lichterglanz haben sogar seine natürliche Schönheit verdorben. So behängt sich mancher Mensch mit schönen Reden und eitlen Thaten, die nicht aus seiner Natur herausgewachsen sind, sondern nur dazu dienen sollen, die Augen derer zu blenden, denen er gefallen will. Nehmt ihm den äußeren Schein, streift ihm das Flittergold erlogener Bedeutung ab, laßt ihn sich in seiner wahren Beschaffenheit zeigen, und er wird euch keinen Augenblick mehr täuschen, ja in der heißen Luft der

Schmeichelei und der scharfen Beleuchtung der Eitelkeit hat er sogar die ursprünglich guten Anlagen seines Charakters verloren oder in ihr Gegentheil umgewandelt.

Ein Baum ohne Saft und Kraft, ohne Früchte, selbst ohne Knospen und Blüthen: — welch ein ergreifendes Gegenbild eines Menschenlebens ohne Leistung, ohne Ernte, ohne Hoffnung! Dem unfruchtbaren Feigenbaum wurde auf die Bitte des Gärtners wenigstens noch ein Jahr Lebensfrist vergönnt; dem verdorrten Tannenbaum räumt kein Hausherr den Platz eines neuen Jahres ein, er hat ausgedient, es ist vorbei mit ihm, haut ihn in Stücke, werft ihn in's Feuer. Dem Menschen, der noch Hoffnung auf Besserung giebt, gewährt Gottes Güte gern noch eine Gnadenfrist, daß er wachse, gedeihe und Frucht bringe; wer aber jeder Bemühung spottet, alle Weisheit verachtet, jede Gelegenheit versäumt, nie einen Anfang der Besserung macht, der wird wie ein unnützes Holz zerschlagen und verbrannt.

Alles Ding währt seine Zeit, auch der Christbaum mit seiner Poesie und sinnreichen Deutung. Mag auch er dem Schicksal der Vergänglichkeit anheim fallen, er hat doch nicht umsonst gegrünt und geleuchtet. Seine Zweige waren uns ein Gleichnis der ewig jungen Hoffnung auf Gottes Erbarmen, seine Lichter ein Widerschein dessen, der uns als das Licht der Welt aufgegangen ist, seine Gaben ein Sinnbild der Gaben des Geistes, die uns der Sohn vom Vater bringt. So sprieße uns, wenn abermals die Zeit erfüllt sein wird, aus der Wurzel Jesse ein neues Reis, so zünde sich beim nächsten Weihnachtsfest am alten Glauben das Licht des neuen Christbaums an!

71.

Sylvesterabend und Neujahrsmorgen.

Das hätte jener Papst, der nach einem katholischen Mythus den kranken Kaiser Konstantin den Großen getauft und als Honorar dafür die Schenkungsurkunde über das Patrimonium Petri erhalten haben soll, sich nicht träumen lassen, daß sein Name in eine enge Beziehung zu Heringssalat und Punsch gesetzt werden würde. Allein diese Unehrerbietigkeit, wenn es eine ist, hat so gut wie jene Legende das Recht der Tradition für sich und alle Welt nennt den Abend des letzten Tages im Jahre den Sylvesterabend. Die Kinder freuen sich darauf, weil ihnen der Weihnachtsbaum zur Plünderung überlassen wird, das junge Volk in Aussicht auf Tanz und Scherz, die gesetzten Leute um des guten Bissens und kräftigen Trunkes willen, den ihnen das scheidende Jahr als letzte Gabe bietet. Zwischen die Becher und Schüsseln, Toaste und Lieder werden dann allerlei erbauliche und ergötzliche Betrachtungen über die schnelle Flucht der Zeit im allgemeinen und die Ereignisse des verflossenen Jahres im besonderen eingeschoben. Die Neugierigen, welche die Zeit nicht erwarten können, gießen aus Blei die provisorischen Gestalten erwünschter Dinge, wobei die Liebe und das Geld die Orakel deuten. Endlich brummen die Mitternachtsglocken und Jung und Alt fliegt sich in

die Arme, um einander ein glückliches Neujahr zu wünschen.

Die jüngeren Kinder, wie sehr sie auch sich sträubten, sind noch im alten Jahre zu Bett gebracht worden, aber zeitig sind sie wieder da und in zierlichen Versen, welche Morgen auf Sorgen und Segen auf Wegen reimen, versprechen sie den gerührten Eltern verdoppelten Fleiß und energischen Gehorsam. In den Kirchen predigen die Pastoren, in deren Brust sich die Freude des Neujahrs mit der Genugthuung über die Beendigung der Festarbeiten lieblich vermischt, von der Nothwendigkeit, den alten Adam in einen neuen und besseren zu verwandeln. Unterdessen keuchen die armen Briefträger, mit dreifacher Last behängt, von Haus zu Haus, treppauf treppab, um die aufrichtigen, innigen, herzlichen, treuen Glückwünsche abzuliefern, welche Freundschaft, Witz und Rohheit der alles vermittelnden Post anvertraut haben. Lieutenants in Helm und Schärpe, Subalterne im sauber gebürsteten Festhut eilen über die Straße, um ihren Chefs die schuldige Aufwartung zu machen. In ihren Comptoirs sitzen die Kaufleute und ziehen die Bilanz des alten Jahres, das leider für viele noch immer zu den mageren gehört, denen keine fetten folgen wollen.

Was hat sich im Grunde genommen geändert über Nacht? Nichts hat sich geändert, gar nichts. Alle Ordnungen der Natur, alle Bedingungen unseres Lebens, alle Grundlagen unserer Existenz sind dieselben geblieben, vielleicht eine neue Wohnung oder ein neues Dienstmädchen ausgenommen. Und doch können wir es nicht unterlassen, dem Wechsel zweier Jahre einen solennen Ausdruck zu geben. Denn wir wissen, daß ein Jahr einen bedeut-

samen Abschnitt der Zeit bildet, die uns zum Leben gegönnt ist und daß den Philosophen zum Trotz, die uns einreden wollen, die Zeit sei nichts als eine der beiden Anschauungsformen unseres Geistes, nach Monaten und Jahren unsere Freuden und Schmerzen, unsere Gewinne und Verluste zählen.

Jedes Jahr ist gleich lang, es mißt seine wohlgezählten 365 Tage, und doch wie lang erscheint dasselbe Jahr dem einen und wie kurz dem andern! Wie lang dem Kinde, dem jeder Tag die Seele mit neuen, erstaunlichen Eindrücken füllt, den Liebenden, die sich nach Vereinigung sehnen, dem Strebsamen, der in Geschäft und Amt höher hinauf will, dem Kranken, dem seine Schmerzen den Unterschied zwischen Tagen und Nächten verwischen, dem Gefangenen, der machtlos an seinen Ketten zerrt! Und wie kurz dem Greise, der dem Dichter nachempfindet: es ist, als flögen wir davon, dem in gewohntem Einerlei Dahinlebenden, dem rastlosen Arbeiter, dem frohen, gesunden, in beglückter Gemeinschaft behaglich sich dehnenden Menschen!

Hat sich auch nichts geändert an Sonne, Mond und Sternen, nichts am Kreislauf der Jahreszeiten, nichts an dem Wechsel von Entstehen und Vergehen, so richtet doch ein einziges Jahr nicht selten tiefe und folgenreiche Veränderungen in unseren persönlichen Beziehungen an. Die am vorigen Sylvesterabend noch in traulicher Geschlossenheit versammelt waren, beklagen heute eine schmerzlich empfundene Lücke ihres Kreises; die damals Verbundenen sind heute getrennt; die obenauf waren in Besitz und Ansehen, drücken sich verarmt und verachtet in bescheidener Tiefe; von der Heimath in die Fremde trieb

uns das Geschick; Krankheit und bange Sorge umschwebten unser Haupt. Anderen hat das Jahr willkommenere Gabe gereicht: lange entbehrte Angehörige sind ihnen zurückgegeben, Kinder und Kindeskinder sind ihnen geboren, neue Unternehmungen sind ihnen gelungen, Schwierigkeiten des äußeren Lebens glücklich gehoben, ihre Kranken sind genesen, ihre Bedrohten sind gerettet. Und selbst diejenigen, welche weder Zuwachs noch Abnahme in den genannten Dingen zu verzeichnen haben, können sich einer Wirkung der Zeit nicht erwehren: sie sind ein Jahr älter geworden. Aelter und stärker die einen, älter und schwächer die anderen, erwünschten Zielen näher gekommen die einen, unliebsamen Entscheidungen die anderen; wir alle aber einen Schritt weiter zum Ende. Grausame Jahre, die ihr Stirn und Wangen furcht, das Haar bleicht, die Kraft verzehrt! Wohlthätige Jahre, die ihr die Thorheit beschränkt, die Leidenschaft zügelt, die angenehme Müdigkeit erzeugt, welche dem Einschlafen vorangeht!

Welches Resultat hat das Bleigießen ergeben? Das gefällige Metall nimmt willig alle Formen an, die unsre Einbildung ihm verleiht: kein liebendes Herz bleibt ohne Erhörung, kein habgieriges Gemüth ohne goldenen Regen. Im Feuer des Schicksals schmilzt der plumpe Kram bald zusammen, Ja wird Nein und Hans läßt Greten sitzen, Onkel Unverhofft kommt zu Besuch und die Erbtante schenkt Zwillingen das Leben. Wie ein Stier auf das rothe Tuch rennt der Mensch auf die Zukunft los und will sie packen, zermalmen; wie ein Kätzlein schleicht er herzu und möchte das Mäuschen erhaschen; wie ein Rechenkünstler macht er sich darüber her und beweist schwarz auf weiß, so müsse es kommen und dies oder jenes dürfe

nicht geschehen, — aber die Zukunft bleibt Zukunft, bis sie sich selbst das Grab gräbt und hineinsinkt, nun nicht mehr Zukunft, sondern Vergangenheit. Wir sind es, welche die Jahre alt und neu nennen, von dem einen aufstehen, wie von einer Tafel, an der wir uns satt gegessen haben, dem andern hungrig, erwartungsvoll entgegengehen. Es ist wie in der Monarchie: le roi est mort, vive le roi, — das alte Jahr ist aus, es lebe das neue!

Halle a/S. Druck von Otto Hendel.

Gruber.

Laienpredigten

Bd.: 1.

1884